Vierte

von neuem durchgesehene Auflage

des

Elementarbuchs,

zum ~~beliebigen~~ Gebrauch

für die

niedern deutschen Schulen

und

zur Erleichterung

des ländlichen Hausunterrichts,

von

Gottfried George Mylich,

Propst und Prediger zu Nerft und Ilsenberg,
auch Ehrenmitglied der Livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät.

Mitau, 1811.

Gedruckt bey Johann Friedrich Steffenhagen und Sohn.
Ungebunden 15 Mark.

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
102353
21965

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee zu Dorpat.

Des

Elementarbuchs

erster Theil,

welcher

das ABC- und Buchstabirbuch

enthält.

A a b c d e f g h i
j k l m n o p q r ſ
s t u v w x y z.

b c ch d f ff g h k ck l m n p
q r s ſ ß ſt ſch t v w x z tz.
aa å au ay ee ei eu ey ie o u

A B C D E F G H
I K L M N O P Q
R S T U V W X Y Z.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 0. 10. 11. 12. 13.
20. 24. 25. 26. 30. 31. 40. 47. 50.
58. 60. 69. 70. 80. 90. 100. 101. 112.
200. 300. 400. 500. 1000. 1230. 1792. 1810.

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

XX.	XXX.	XL.	L.	LX.	C.	CX.	CC.	D.	M.
20	30	40	50	60	100	110	200	500	1000

Ab	eb	ib	ob	ub
Ba	be	bi	bo	bu
Ca	ce	ci	co	cu
Ach	ech	ich	och	uch
Cha	che	chi	cho	chu
Ad	ed	id	od	ud
Da	de	di	do	du
Af	ef	if	of	uf
Fa	fe	fi	fo	fu
Ag	eg	ig	og	ug
Ga	ge	gi	go	gu
Ah	eh	ih	oh	uh
Ha	he	hi	ho	hu
Ja	je	ji	jo	ju
Ak	ek	ik	ok	uk
Ka	ke	ki	ko	ku
Ack	eck	ick	ock	uck
Al	el	il	ol	ul
La	le	li	lo	lu
Am	em	im	om	um
Ma	me	mi	mo	mu
An	en	in	on	un
Na	ne	ni	no	nu

Ap	ep	ip	op	up
Pa	pe	pi	po	pu
Ar	er	ir	or	ur
Ra	re	ri	ro	ru
As	es	is	os	us
Sa	ſe	ſi	ſo	ſu
Aß	eß	iß	oß	uß
ßa	ße	ßi	ßo	ßu
Aſch	eſch	iſch	oſch	uſch
Scha	ſche	ſchi	ſcho	ſchu
Aſt	eſt	iſt	oſt	uſt
Sta	ſte	ſti	ſto	ſtu
At	et	it	ot	ut
Ta	te	ti	to	tu
Ath	eth	ith	oth	uth
Tha	the	thi	tho	tu
Va	ve	vi	vo	vu
Aw	ew	iw	ow	uw
Wa	we	wi	wo	wu
Ax	ex	ix	ox	ux
Xa	xe	xi	xo	xu
Za	ze	zi	zo	zu
Atz	etz	itz	otz	utz

Ein-

Einsylbige Wörter.

Aas, auch, auf, aus, bau, hau, kau, sau, vau, way, jäh, ein, euch, neu, scheu, bey, sey, ihn, ihm, ihr, hie, nie, sie, wie, öd.

Acht, alt, arg, arm, eng, eins, einst, eilf, ins, ist, oft, ost, und, uns.

Daß, das, gar, nach, naß, rasch, satt, was, kahl, lahm, zahm, wahr, dem, den, denn, der, des, fett, keck, nett, weg, wen, wenn, wer, mehr, sehr, bis, hin, dich, mich, sich, dir, mir, mit, dick, fix, doch, hoch, los, schon, voll, von, vor, roth, wohl, gut, nun, nur, zum, zur.

Faul, kaum, laut, rauch, taub, leer, dein, feil, heil, heisch, heiß, kein, mein, rein, reich, reif, seit, weil, heut, theur, neun, zehn, dieß, hier, schief, tief, viel, vier, bös, dürr, für, kühl, müd, süd, süß.

Sacht, recht, nicht, leicht, seicht, feucht, halb, gelb, bald, mild, wild, hold, welk, kalt, kund, rund, wund, fremd, fünf, bang, lang, jung, bunt, ganz, derb, herb, nord, durch, scharf, warm, hart, zart, fern, gern, dort, fort, kurz, fast, fest, feist, west, wüst, jetzt, sechs, nichts, rings, links, sanft, selbst, falsch, sonst, hübsch, höchst, jüngst, nächst, werth.

Blau, bleich, blöd, brav, braun, breit, dreist, drey, flach, frey, froh, früh, glatt, gleich, gnug, grau, greis, grob, groß, grün, klar, klein, klug,

klug, knapp, kraus, krumm, platt, quer, quitt, schlimm, schmal, schnell, schwach, schwer, spät, starr, steif, still, stumm, treu, trüb, zwar, zwey, blaß, bloß, flink, flugs, fremd, frisch, krank, schlank, schwarz, schlecht, plump, stark, stets, stolz, stracks, stumpf, zwölf.

Aal, Abt, Amt, Angst, Art, Arzt, Axt, Bär, Band, Bauch, Berg, Bier, Bild, Birn, Blatt, Bley, Blitz, Blut, Brief, Brodt, Buch, Chor, Christ, Dachs, Dampf, Dank, Dienst, Dorf, Dunst, Durst, Eis, Erzt, Faust, Feld, Fels, Fisch, Flachs, Fleisch, Fleiß, Floh, Fluß, Frau, Freund, Frost, Fuchs, Furcht, Garn, Geld, Glanz, Glas, Glied, Glück, Gold, Grab, Gras, Griff, Gruft, Grund, Gyps, Haar, Hals, Hanf, Harz, Haus, Hayn, Held, Hemd, Hengst, Herbst, Herz, Hirsch, Holz, Horn, Hund, Jagd, Jahr, Joch, Kalb, Kalk, Kerl, Kleid, Klotz, Knecht, Knopf, Kopf, Korb, Kranz, Kreutz, Krieg, Kunst, Lärm, Lehm, Licht, Lohn, Luft, Maaß, Magd, März, May, Meer, Mehl, Mensch, Milch, Moos, Mund, Muth, Nacht, Nest, Netz, Noth, Obst, Oel, Paar, Peitsch, Pelz, Pfand, Pferd, Pflicht, Pflug, Pracht, Punct, Qual, Qualm, Raum, Rath, Ring, Rock, Ruhm, Saft, Salz, Sand, Scherz, Schimpf, Schlaf, Schloß, Schmand, Schmerz, Schmid, Schmutz, Schnee, Schrift, Schweiß, Senf, Sohn, Speck, Spiel, Sporn, Spruch, Sprung, Stadt, Staub,

Staub, Stern, Stock, Streit, Strick, Stroh, Strumpf, Stuhl, Sturm, Talch, Thau, Thee, Thier, Thurm, Topf, Traum, Trost, Trunk, Uhr, Vers, Vieh, Volk, Wachs, Wald, Wanst, Weib, Welt, Werk, Wink, Wind, Wolf, Wort, Wunsch, Wurst, Zahl, Zank, Zeit, Zeug, Zorn, Zucht, Zunft, Zwist.

Zweysylbige Wörter.

Ab=bruch, A=bend, Ab=schied, Ab=schnitt, Accord, Aeh=re, Aep=fel, Af=fect, Ant=wort, Ar=muth, A=them, Auf=wand, Aus=wurf Bal=sam, Baum=öl, Bett=ler, Bey=stand, Brü=cke, Chur=fürst, Chro=nik, Cent=ner, Dat=teln, Dieb=stahl, Doctor, Ehr=furcht, End=zweck, Erb=schaft, Fahr=weg, Falsch=heit, Faul=heit, Fuhr=mann, Feind=schaft, Fen=ster, Fer=kel, Fest=tag, Flie=ge, Fremd=ling, Gar=ten, Ge=duld, Ge=schenk, Ge=schrey, Geschwür, Ge=schwulst, Ge=stank, Glo=cke, Gür=tel, Ha=ken, Ha=bicht, Hand=schuh, Heer=de, Heuchler, Hoch=zeit, Hoff=nung, Ho=pfen, Hü=gel, Jäger, Jahr=markt, Irr=thum, Jüng=ling, Jungfer, Käse, Kampfer, Kessel, Kindheit, Klümpchen, Kno=spe, Ku=pfer, Kurz=weil, Land=schaft, Lein=wand, Löf=fel, Mag=net, Men=ge, Merkmahl, Mei=nung, Nach=richt, Nah=rung, Noth=durft, Och=se, Ohn=macht, Ord=nung, Pa=pier, Pas=quill, Pfei=fe, Pfropf=reis, Phan=tast, Quel=

Quel=le, Reich=thum, Rog=gen, Sanft=muth, Schä=fer, Schan=de, Schee=re, Schick=sal, Schlüs=sel, Schrau=be, Seuf=zer, Spei=chel, Stie=feln, Syl=be, Tän=zer, Thor=heit, Thrä=ne, Toch=ter, Ue=bung, Um=schlag, Um=weg, Un=glück, Ver=dienst, Ver=nunft, Ver=stand, Vor=mund, Vor=rath, Wahr=heit, Wer=muth, Win=ter, Wohl=fahrt, Y=gel, Y=sop, Zier=rath, Zwie=tracht.

Dreysylbige Wörter.

Ab=rei=se, Aer=ger=niß, Al=ter=thum, An=klä=ger, Auf=ent=halt, Auf=wär=ter, Bau=er=pferd, Be=dien=ter, Be=kannt=schaft, Bö=se=wicht, Char=frey=tag, Ci=tro=ne, Cy=pres=se, Denk=zet=tel, Dresch=fle=gel, Ein=bil=dung, E=le=phant, Erd=be=ben, Er=laub=niß, Faul=len=zer, Feld=blu=men, Fey=er=tag, Fuß=sche=mel, Gän=se=schmalz, Garn=win=de, Gast=kam=mer, Gau=ke=ley, Ge=burts=tag, Ge=dächt=niß, Geld=beu=tel, Gieß=kan=ne, Haar=lo=cke, Hand=thie rung, Hel=den=that, Hof=mei=ster, Huf=ei=sen, Jung=ge=sell, Ket=ten=hund, Kö=nig=reich, Krebs=schee=re, Land=strei=cher, Lein=saa=men, Maul=schel=le, Mit=tags=mahl, Myr=ten=baum, Nach=bar=schaft, O=brig=keit, Pfann=ku=chen, Pre=digt=buch, Quit=tan=ze, Rasen=bank, Rein=lich=keit, Schlaf=mü=tze, Schlit=ten=bahn, Schul=

Schul=dig=keit, Scla=ve=rey, Son=nen=schein, Spinn=ro=cken, Trun=ken=bold, Un=ge=stüm, Vor=be=richt, Wai=sen=haus, Was=ser=fluth, Weih=was=ser, Zeit=ver=treib.

Viersylbige Wörter.

A=bend=mahl=zeit, Ab=kün=di=gung, Bau=er=wirth=schaft, Bluts=ver=wand=ter, Bür=ger=mei=ster, Co=mö=di=ant, Dresch=ma=schi=ne, Ei=gen=lie=be, Ein=ge=wei=de, Ent=schul=di=gung, Feu=er=flam=me, Frau=en=zim=mer, Früh=lings=wet=ter, Gur=ken=saa=men, Ge=lehr=sam=keit, Hand=werks=leu=te, Jagd=ge=rä=the, Klei=der=bür=ste, Läu=se=pul=ver, May=en=blüm=chen, Mond=fin=ster=niß, Nach=kom=men=schaft, Nar=ren=pos=sen, Of=fen=ba=rung, Phi=lo=so=phie, Pro=phe=zey=ung, Ruhm=be=gier=de, See=räu=be=rey, Sil=ber=berg=werk, To=des=stra=fe, Win=ter=quar=tier, Zei=tungs=schrei=ber, Zu=sam=men=kunft.

Fünfsylbige Wörter.

Ab=schieds=com=pli=ment, Be=gräb=niß=stät=te, Ehr=er=bie=tig=keit, Ge=dächt=niß=mün=ze, Her=zens=kün=di=ger, Kir=chen=vor=ste=her, Lei=chen=be=gäng=niß, Me=lo=nen=pflan=zen, O=ster=fey=er=tag, Rei=se=be=schrei=bung, Schnei=der=ge=sel=len, Schnupf=ta=backs=do=se, Som=mer=ge=trei=de, Trom=pe=ten=mu=sik, Ue=ber=ein=stim=mung,

mung, Un=be=dacht=sam=keit, Wie=der=ver=gel=tung, Wahr=sa=ger=be=trug.

Sechssylbige Wörter.

All=ge=gen=wär=tig=keit, Got=tes=ver=ge=sen=heit, Ka=pi=tu=la=zi=on, Men=schen=be=ob=ach=ter, Nie=der=ge=schla=gen=heit, Ta=schen=spie=ler=kün=ste, Vor=her=pro=phe=zey=ung, Zu=sam=men=ver=schwö=rung.

Siebensylbige Wörter.

Ar=ze=ney=ge=lehr=sam=keit, Ce=re=mo=ni=en=mei=ster, Ge=gen=ein=an=der=hal=tung, Re=li=gi=ons=ver=wand=ter.

Achtsylbige Wörter.

Ge=ne=ral=su=per=in=ten=dent, U=ni=ver=si=täts=ka=me=rad.

Sprüchwörter.

Aller Anfang ist schwer. Alles mit Bedacht. Alte Freunde sind die besten. Allzuscharf macht schärtig. Anderer Leute Fehler sehen wir eher als die unsrigen. An vielem Lachen erkennt man die Narren. Armuth schändet nicht. Auch ein Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Auf kurzem Entschluß folgt oft lange Reue. Auf Regen folget Sonnenschein. Aus einem kleinen Funken entstehet oftmals ein großes Feuer.

Berg

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen wohl. Besser arm mit Ehren, als reich mit Schande. Bete und arbeite. Böse Arbeit, schlechter Lohn. Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten. Böse Hunde haben immer zerrissene Felle. Borgen macht Sorgen.

Das Gewissen ist der beste Richter. Das Laster straft sich selbst. Das Werk lobet den Meister. Den Stein, den man nicht heben kann, muß man liegen lassen. Der Hehler ist so arg, als der Stehler, zuletzt kommen beyde an den Galgen. Der ist weise, der das beste wählet. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis der Henkel bricht. Der Mensch denkts, Gott lenkts. Der Morgen weiß nicht, was aus dem Abend werden wird. Der Neid hat niemand reich gemacht. Der Schuhster bleibe bey seinem Leisten. Der Stein, der oft gewälzt wird, bemoost nicht. Der Verräther schläft nicht. Der Zorn verkürzt das Leben. Des Herrn Auge machet die Pferde fett. Die kürzesten Thorheiten sind die besten. Doppelt reißt nicht. Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll. Durch Schaden werden die Narren klug. Durch Schweigen verredet sich niemand.

Ehre verloren, alles verloren. Ehre dein Kleid, so ehrt es dich wieder. Ehrlich währt am längsten. Eigener Heerd ist Goldes werth.

Eigen=

Eigenlob stinkt. Eile mit Weile. Ein alter Wolf läßt wohl von seinen Haaren, aber nicht von seinen Rücken. Ein blindes Huhn findet auch ein Korn. Ein faules Ey verderbt den ganzen Kuchen. Ein Feind schadet mehr, als zehn Freunde helfen können. Ein gut Wort findet eine gute Statt. Ein ehrlicher Name ist besser, denn große Titel. Eine Hand wäschet die andere. Eine Wunde ist eher gemacht, als geheilt. Ein Hund, der da bellet, beißt nicht. Einem geschenkten Gaul sieh nicht ins Maul. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Ein jeder fege vor seiner Thüre, so werden die Gassen rein. Ein jeder ist seines Glücks Meister. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Einem Narren und Trunkenen muß auch ein Fuhder Heu aus dem Wege fahren. Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Kluge beantworten können. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß. Ein räudig Schaaf steckt die ganze Heerde an. Ein Sperling in der Hand ist besser, als ein Storch auf dem Dache. Ein Unglück kommt selten allein. Ein willig Pferd braucht keine Sporen. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ein unverdrossener Fleiß kann alles erlernen. Er höret Gras wachsen. Er setzt den Bock zum Gärtner. Er taugt dazu wie der Esel zum Lautenschlagen. Er urtheilt davon, wie der Blinde von der Farbe. Es flie-

gen

gen die gebratenen Tauben keinem ins Maul. Es gehört mehr zum Tanz, als ein Paar neue Schuh. Es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Es ist nicht alle Tage Sonntag. Es ist nicht immer an der Größe gelegen, sonst überliefe die Kuh den Hasen. Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen.

Faulheit lohnt mit Armuth. Fische fangen und Vogelstellen verderbt manchen jungen Gesellen. Freunde in der Noth gehen funfzehn auf ein Loth. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Fromme Schaafe gehen viel in einen Stall.

Gebrannte Kinder scheuen das Feuer. Gebratene Lerchen sitzen nicht auf den Zäunen. Geduld überwindet alles. Gelinde Antwort stillt heftigen Zorn. Gelegenheit macht Diebe. Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Gesund seyn ist besser denn Reichthum. Gewohnheit ist die andere Natur. Gleich und gleich gesellt sich gern. Glück und Glas, wie bald bricht das. Gott giebt dem Vogel sein Futter, aber er muß darnach fliegen. Große Prahler, schlechte Fechter. Gut gehechelt, ist halb gesponnen. Heute mir, morgen dir. Hilfts nicht, so schadts doch nicht. Hinterm Berge wohnen auch Leute. Hüte dich vor der That, der Lügen wird wohl Rath. Hochmuth kommt vor dem Fall. Höflichkeit kostet nicht viel, aber man richtet große

Din-

Dinge damit aus. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Hunger ist der beste Koch.

Je eher, je lieber. Je höher der Ort, je schwerer der Fall. Je höher du bist, je mehr dich demüthige. Je lieber Kind, je schärfere Ruthe. Im Becher ertrinken mehr Menschen, als im Meer. Im Dunkeln sind alle Katzen grau. In allem sey vorsichtig. Ists nicht gescheffelt, so ists doch gelöffelt. Jung gewohnt, alt gethan. Junge Schlemmer, alte Bettler.

Kein Baum fällt auf den ersten Hieb. Keine Freude ohne Leid. Kein Rauch ist ohne Feuer. Kein toller Hund läuft über neun Tage. Kein Unglück ohne Glück. Kinder und Narren reden die Wahrheit. Kommt Zeit, kommt Rath. Kunst bringt Gunst. Kupfern Geld, kupferne Seelenmesse. Kurzes Haar ist bald gebürstet.

Lange fasten heißt nicht Brodt sparen. Lügner müssen ein gut Gedächtniß haben. Lust und Lieb zum Ding macht alle Arbeit gering.

Man kennt den Vogel an seinen Federn. Man muß das Eisen schmieden, so lange es glühet. Man muß nicht eher fliegen, als bis einem die Flügel gewachsen sind. Man muß unrein Wasser nicht eher ausgießen, als bis man reines hat. Mäßigkeit bewahrt vor Krankheit. Mäuse haben Ohren. Mit gefangen, mit gehangen. Mit großen Herren ist schlecht Kirschen essen.

Mit

Mit vielem hält man haus, mit wenigem kommt man auch aus. Morgenstunde hat Gold im Munde. Müssiggang ist aller Laster Anfang.

Nach dem Regen scheint die Sonne wieder. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Narren Hände bemalen Tisch und Wände. Neue Besen fegen gut. Nicht alles, was glänzt, ist Gold. Nichts ist so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonne. Niemand weiß wo der Schuh drückt, als der ihn an hat. Nur die Tugend macht glücklich.

Richtige Abrede giebt keinen Streit. Richtige Rechnung erhält die Freundschaft. Reisende und Sterbende muß man nicht aufhalten. Rom ist nicht in einem Tage gebaut.

Schaden macht klug, aber zu spät. Schlagen ist verboten, Wiederschlagen auch. Schmeichlern ist nicht zu trauen. Schönheit vergeht, Tugend besteht. Schreye nicht, Huy! bis du übern Graben bist. Sich selbst überwinden ist der schönste Sieg. Soll und muß ist ein bitter Kraut. So viel Köpfe, so viel Sinnen. Spare in der Jugend, so hast du was im Alter. Spotte nicht der Eule, sie ist auch ein Vogel. Stille Wasser haben tiefe Gründe. Strecke dich nach der Decke, sonst kommst du ins Stroh. Strenge Herren regieren nicht lange.

Thue nichts Böses, so widerfähret dir nichts Böses. Trau, schau wem. Treue

Hand geht durchs ganze Land. Trunkener Mund redet von Herzensgrund.

Uebermuth thut selten gut. Uebung ist der beste Lehrmeister. Umkehren ist besser als Irrefahren. Undank ist der Welt Lohn. Ungerecht Gut gedeihet nicht (kommt nicht auf den dritten Erben). Ungewohnte Arbeit macht Blasen. Unglück ist immer zu etwas gut. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Unverhofft kommt oft. Unwissenheit führt zum Untergang.

Versprechen macht Schulden. Viel Geschrey und wenig Wolle. Viel Hunde sind des Hasen Tod. Viel Kinder, viel Vater unser. Viel Köche versalzen den Brey. Von Reden kommt Reden. Von Todten und Abwesenden muß man nur Gutes reden. Vorrede macht keine Nachrede.

Was deines Thuns nicht ist, da laß deinen Vorwitz. Was du an Andern tadelst, das mußt du selbst nicht thun. Was eine Nessel werden will, das brennt bey Zeiten. Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. Was man gerne thut, das wird einem nicht sauer. Was man nicht versteht, das soll man nicht tadeln. Weit davon ist gut vor dem Schuß. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Wenn das wenn nicht wäre, wär' mancher Bauer ein Edelmann. Wenn die Katze nicht zu Hause ist, so tanzen die Mäuse

auf

auf dem Tisch. Wenn die Kinder ihren Willen haben, so weinen sie nicht. Wenn die Maus satt ist, so ist das Korn bitter. Wenn Kinder und Narren zu Markt gehen, so freuen sich die Kaufleute. Wenn man einen hängen will, so findet man leicht einen Strick. Wenns dem Esel wohl gehet, so läuft er aufs Eis und bricht ein Bein. Wenns nicht regnet, so tröpfelts doch. Wer A gesagt hat muß auch B sagen. Wer Andern Gruben gräbt, der fällt selbst hinein. Wer alle Mäuler verkleben wollte, der müßte viel Kleister haben. Wer das Beste von Andern redet, von dem redet man wieder das Beste. Wer den Andern mit Koth wirft, besudelt sich am ersten. Wer den Pabst zum Freunde hat, kann leicht Kardinal werden. Wer ein Amt hat, der warte des Amts. Wer hoch steigt, fällt tief. Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen. Wer im Rohr sitzt, der hat gut Pfeifen schneiden. Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. Wer lügt, der stiehlt auch. Wer nicht kommt, darf nicht weggehen. Wer Pech angreift, besudelt die Hände. Wer Rosen pflücken will, muß die Dornen nicht scheuen. Wer Schulden bezahlt, bessert sein Haus. Wer selbst einen Balken im Auge hat, muß dem Andern keinen Splitter ausziehen wollen. Wer sich die Nase abschneidet, beschimpft sein Angesicht. Wer sich unter die Träber mengt, den

fressen die Schweine. Wer viel redet, der lügt viel. Wer Vögel fangen will, muß nicht mit Knütteln drunter werfen. Wer zuerst gewann, ward zuletzt ein armer Mann. Wessen Brodt ich esse, dessen Lied ich singe. Wessen das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen. Wie der Herr, so der Knecht. Wie die Saat, so die Erndte. Wie gewonnen, so zerronnen. Wie man in den Wald ruft, so schallts entgegen. Wie man sich bettet, so schläft man. Wie mans treibt, so gehts. Wodurch Jemand sündigt, dadurch wird er gestraft. Wohl anfangen ist gut, aber wohl endigen noch besser. Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne. Wo man nicht selbst hinkommt, da wird einem der Kopf nicht gewaschen. Womit man umgehet, das klebt einem an. Worte verletzen zuweilen mehr, als Schwerdter. Würde macht Bürde.

Zeit bringt Rosen. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Zwey harte Steine mahlen niemals gut. Zwey mögen wohl zugleich singen, aber nicht zugleich reden. Zuviel ist ungesund.

Denksprüche.

Ein gutes Kind ist des Vaters Ehre und der Mutter Freude. — Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. — Fliehe die Lust, worauf Unlust folgt. — Stinkende Luft

ist

ist dem Menschen eben so schädlich, als stinkendes Wasser. — Der ist nicht reich, der das meiste Land hat, sondern der, dessen Land die meisten Früchte trägt. — Kauf nicht, was du brauchst, sondern nur, was du nicht entbehren kannst. — Wer kleine Löcher zuflickt, braucht nicht große zu bessern. — Wer Sachen kauft, die er selbst machen kann, bestiehlt sich selber. — Was du heute thun kannst, verschiebe nicht bis morgen; du weißt ja nicht, ob du es morgen thun kannst. — Es ist besser, unglücklich seyn, ohne es zu verdienen, als im Glücke leben, ohne des Glücks werth zu seyn. — Es giebt zwey Arten von Undankbarkeit; die eine ist: empfangene Wohlthaten nicht erkennen; die andere: sie muthwillig ausschlagen. — Was man erspart, braucht man nicht erst zu erwerben. — Wer eine Lüge saget, denkt nicht daran, daß er eine saure Arbeit unternimmt; denn er muß ja hundert andere erfinden, um die erstere glaublich zu machen. — Viel und gut reden, ist die Gabe eines witzigen Kopfes; wenig und gut reden, der Vorzug eines klugen Mannes; viel und schlecht reden, der Fehler eines Thoren. — Man sollte sich billig nie schämen, sein Versehen zu gestehen, denn dies Geständniß beweiset ja, daß man heute klüger ist, als gestern. — Wer die Fehler, die er an Andern tadelt, bey sich selbst entschuldigt, will lieber selbst ein Thor seyn, als Andern es erlauben. — Wer unvorsichtig

sichtig durch einen schmalen dornichten Weg fortläuft, der ritzet und verletzt sich allenthalben; wer aber langsam und behutsam schreitet, kommt endlich glücklich hindurch. — Nach dem Tode eines Menschen begräbt man seine Leiche, und nach vollbrachtem Leichenbegängniß sehr oft auch sein Andenken; es ist fast ein allgemeines Gesetz, nicht nur zu sterben, sondern auch vergessen zu werden.

Denkreime.

Wer was kann, den hält man werth;
Den Ungeschickten kein Mensch begehrt.

Vorgethan, hernach bedacht,
Hat manchen in groß Leid gebracht.

Suchst du dein Alter hoch zu bringen,
So halte Maaß in allen Dingen.

Man ißt, damit man lebt;
Und lebt nicht, um zu essen.

Wahrsagen und Traumdeuten (auch Zaubern und Gespensterseh'n) ist Betrug;
Wer daran glaubt, der ist nicht klug.

Leiden währt nicht immer,
Ungeduld macht's schlimmer.

Hoffart gehet vor dem Fall,
Schande folgt ihm überall.

Ein laut Gelächter kann dich leicht verächtlich machen;
Ein Weiser lächelt nur, da wo die Thoren lachen.

Von

Von allen Lastern sollst du rein,
Zu aller Tugend willig seyn.

Wenn Jemand Böses thut, so hasse nur die That;
Den Menschen hasse nicht, der sie begangen hat.

Aus Andrer Fehlern kannst du großen Vortheil ziehen;
Statt daß du tadeln willst, so eile sie zu fliehen.

Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Gott giebt aus Huld uns dieser Erde Freuden;
Aus gleicher Huld verhängt er unsre Leiden.

Kein Erdenglück bleibet, so lieblich es lacht;
Leicht flieht es vorüber in traurige Nacht.

Arbeit macht das Leben süß, macht es nie zur Last;
Der nur hat Bekümmerniß, der die Arbeit haßt.

Kommt dir im Anfang auch die Arbeit sauer an;
Die Ruh schmeckt doppelt süß, sobald das Werk gethan.

Sey geitzig auf die Zeit, man kann sie nicht erkaufen;
Sie kommt auch nie zurück, ist sie einmal verlaufen.

Morgen, morgen, und nicht heute,
Sagen alle faule Leute.

Ein weises Herz, ein guter Muth
Ist köstlicher als Gold und Gut.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.

Jagst du nur nach dem Frieden im Gewissen,
Wird alles dir zum Besten dienen müssen.

Ein gutes Gewissen, ein ruhiges Herz
Macht munter zum Spielen, zum Tanzen, zum Scher-

So süß ein Laster wär', so giebt's doch keinen Frieden;
Der Tugend nur allein hat Gott dies Glück beschieden.

Laß nie den Müßiggang dir deine Zeit verzehren;
Der Träge kommt zu nichts, der Fleißige zu Ehren.

Gieb auf dich Acht, und flieh des groben Pöbels Sitten;
Wer denkt und spricht wie er, ist nirgends wohl gelitten.

Was weigerst du dich noch, das Laster zu verlassen?
Weil es dein Unglück ist, befiehlt es Gott zu hassen.

Mehr als Reichthum, Gold und Kronen
Ist's, wenn Nachbarn friedlich wohnen.

Vergiß nicht deines Gottes, o Seele,
Vergiß nicht, was er dir gethan.
Verehr und halte seine Befehle,
Und bet ihn durch Gehorsam an.

Des

Elementarbuchs

zweyter Theil,

welcher

das Lesebuch

enthält.

Eine Hauptregel beym Lesen,

die sorgfältig beobachtet werden muß, wenn man verstehen will, was man lieset.

Lies, ohne im mindesten anzuhalten, in einem Athem fort, bis zum Zeichen (,) welches Komma heißt. Bey den Zeichen (:) Kolon und (;) Semikolon mußt du schon etwas länger anhalten und kannst mehr Athem holen. Und bey dem Punkte (.) laß sogar die Stimme ein wenig sinken, und ruhe aus. Wo das Fragezeichen (?) stehet, da mußt du im Lesen eine solche Stimme gebrauchen, als du zu thun pflegst, wenn du frägst: wer bist du? — wo willst du hin? — was machst du da? — Hingegen bey dem Ausrufungs- oder Verwunderungszeichen (!) lies mit verstärkter Stimme, recht so, als du zu thun gewohnt bist, wenn du Jemanden rufest, oder sonst sprichst: Ach Gott! — welch ein Bösewicht! — geh fort von mir!

Der Hund und sein Bildniß.

Eine Fabel *).

Ein Hund, der mit einem Stück Fleisch im Maule über den Steg eines klaren Baches ging, ward im Wasser sein Bild gewahr. Weil er nun dafür hielt, daß dies ein anderer Hund sey, dessen Stück Fleisch im Maule ihm größer zu seyn dünkte als das seinige, so schnappte er knurrend darnach, verlor aber dadurch sein eigenes; denn es fiel ins Wasser und sank zu Grunde.

Leh-

*) Eine Fabel ist eine erdichtete Erzählung, worinnen gute Lehren enthalten sind.

Lehre: Nimm vorlieb mit dem, was dir Gott beschereret hat, und trachte nicht unzufrieden nach einem eingebildeten bessern Glücke, damit du nicht das, was du hast, verliereſt.

Der Löwe und die Maus.

Eine andre Fabel.

Ein Löwe hatte eine Maus erhascht. Das Mäuschen schrie voller Angſt: Guter Löwe, erbarme dich und laß mich leben; vielleicht kann ich dieſe Güte dir noch vergelten! Wie kannſt du, armſeliges Thier, mir etwas vergelten, antwortete der Löwe verächtlich, und ließ ſie laufen. Nach einiger Zeit war dieſer Löwe in ein Netz gerathen, welches ein Jäger, um ihn zu fangen, ausgeſtellt hatte. Er riß um ſich, er brüllte, er wandte allen ſeinen Grimm und alle Kräfte an, um hinaus zu kommen, aber vergebens; er verwickelte ſich nur noch mehr. Zum Glücke kam das Mäuschen herbey, und zernagte die Stricke am Netz; da ward der Löwe gerettet.

Lehre: Sey gegen Jedermann, auch gegen den Geringſten, gütig und dienſtfertig, und verachte Keinen; du weißt nicht, wie er dir wieder gefällig werden kann.

Einige Räthſel.

1) Die Mutter gebahr mich, aber am Ende gebähr ich die Mutter wieder.
2) Wer es hat, der ſagt's oft nicht; wer's bekommt, der kennt es nicht; wer es kennt, der will es nicht.
3) Mein Licht bringt Ruhe.
4) Unter meiner Verwahrung ſind ſowohl Geheimniſſe als Schätze ſo ziemlich ſicher, und doch überwältigt mich jedes kleine Kind.

5) Es

5) Es guckt nach allen Seiten, und sieht nichts; wer es aber gucken sieht, der weiß gleich, woran er ist.
6) Man kocht es nicht, man kaut es nicht, man schluckt es nicht; und schmeckt doch vielen gut.

Wir sind verpflichtet, Gott für alles zu danken, sogar selbst für Unglücksfälle; denn auch diese sind Beweise seiner Liebe gegen uns.

Ein gewisser Herr wollte einstmals zur See reisen; als er nun im Begriff war, aus dem Boot, das ihn vom Ufer gebracht hatte, ins Schiff zu steigen, zerriß die Strickleiter, und im Zurückfallen ins Boot zerbrach er ein Bein. Seine Frau und Kinder, die ihn begleitet hatten, erhuben darüber ein Geschrey; er aber tröstete sie, indem er sprach: Seyd ruhig, meine Lieben, wer weiß, wozu das gut ist: es dienet alles zu unserm Besten. Die Umstehenden verwunderten sich und fragten ihn, wie denn ein Beinbruch Jemanden zum Besten dienen könnte. Das weiß ich zwar nicht, antwortete er, aber das weiß ich, daß Gott nichts umsonst geschehen lässet, und daß er alles uns zum Besten lenket. Er wurde darauf nach Hause getragen, und das Schiff segelte ab. Nach einigen Wochen kam Nachricht, daß das Schiff im Sturm an einem Felsen gescheitert und mit allen darauf befindlichen Menschen untergesunken wäre.

Es war auch einstens ein Mann mit seinem ganzen Hause zur Hochzeit eingeladen, und die Kinder freuten sich schon zum voraus recht herzlich auf die herrliche Musik, auf das frohe Tanzen und auf alles das Schöne, was sie dort zu sehen und zu genießen hofften. Als aber der Hochzeitstag herannahete, siehe! da ward der Vater krank, und alles mußte zu Hause bleiben. Das

war

war nun ein großes Herzeleid für die Kinder; sie weinten, und einige von ihnen murrten sogar aus Mißmuth laut und sprachen: Lieber Gott! warum ließest du es denn zu, daß eben jetzt der Vater krank werden, und unsere Freude stöhren mußte? Wie sehr aber irrten sie nicht; denn es geschah zu ihrem Glücke. Ihr Vater wurde bald wieder gesund; aber in dem Hochzeitshause kam des Nachts aus dem Schornsteine Feuer ins Dach, und weil die Hochzeitleute in ihrer Fröhlichkeit es so bald nicht merkten, war schon das ganze Dach in Flammen, als erst ein Jeder auf seine Rettung bedacht seyn konnte. Da geschah es denn, daß in dem Schrekken und Gedränge mancher zertreten wurde. Viele verloren dabey ihre Kleider und andere Sachen. Einige aber waren gar so unglücklich, daß, weil sie nicht geschwind genug hinauskommen konnten, das Feuer sie ergriff und verzehrte. Die Andern hingegen, weil es eben Winter war, erkälteten sich doch so sehr, daß sie alle davon krank wurden, und mancher starb.

Wie sehr muß das Gott, der die Liebe selbst ist, gefallen, wenn Kinder ihre Eltern zärtlich lieben, und ihnen solche Liebe thätig erweisen.

Ein Mann war eines öffentlichen Verbrechens wegen zum Tode verdammt worden, und der Tag seiner Hinrichtung nahete heran. Dies erfuhr sein abwesender funfzehnjähriger Sohn. Und sogleich eilte er vor die Richter, die über seinen Vater das Todesurtheil gefället hatten, warf sich vor ihnen nieder, und flehete mit heißen Thränen um Erlassung der Strafe. Als nun die Richter ihn überzeugten, daß dieß nicht möglich sey, sondern ein solches Verbrechen, wie sein Vater begangen hatte, die Todesstrafe durchaus erforderte;

derte; so bat und beschwur er sie, ihm solche statt seines Vaters erleiden zu lassen, indem er versicherte, er würde sie freudig übernehmen, wenn er nur dadurch seinen Vater erretten könnte. Die Richter, von einer solchen kindlichen Liebe gerührt, berichteten die ganze Sache an den Landesherrn, und dieser war so gnädig, nicht nur dem Verbrecher, um seines guten Sohnes willen, das Leben zu schenken, sondern auch den Sohn mit einem öffentlichen Ehrenzeichen zu belohnen, welches der Sohn aber ausschlug, weil er, wie er sagte, besorgte, daß die Welt durch dieses Ehrenzeichen nur immerfort an das Verbrechen seines Vaters erinnert werden möchte, dessen kleinstes Andenken er vertilgen zu können wünschte.

Ein gewisser Herr ritt eines Tages ohne Bedienten spazieren. Er kam an einen Brunnen, wo ein junges, aber armselig gekleidetes Mädchen Wasser schöpfte, und bat sie um einen Trunk. Das Mädchen, sogleich willig, reichte ihm den Eimer dar, sagte aber: lieber Herr, halten Sie mich nicht auf; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht geschwind genug wieder bey ihr seyn. Dem Herrn gefiel diese liebenswürdige Eilfertigkeit, und er fragte sie, wer ihre Mutter sey. Ach meine Mutter, antwortete das Mädchen, ist eine arme kränkliche Frau, die auf der ganzen Erde keine andere Unterstützung hat, als mich. Ich muß sie sehen, antwortete er; wo wohnet sie? führe mich zu ihr hin. Das Mädchen that es und führte ihn zu einer nahgelegenen kleinen Hütte. Aber wie erstaunte der Herr, als er in dieselbe trat; nichts als die bitterste Armuth herrschte da, und in einem Winkel lag auf bloßem Stroh ein altes krüpplichtes Weib, das dieses Mädchen bisher gepfleget und durch seiner Hände Arbeit kümmerlich ernähret hatte. Der Herr konnte bey einem

einem solchen Anblick sich der Thränen kaum enthalten, und sagte zum Weibe: liebes Mütterchen, wie bedaure ich euch! Ach — sagte dieses: gnädiger Herr, ich wäre noch unendlich bedauerungswürdiger, hätte mir Gott nicht dieses gute Kind gegeben, das sich ganz für mich aufopfert, und mir mein Leiden durch seine Liebe ertragen hilft. Sie ist meine einzige Stütze und Trost, sonst wäre ich längst vergangen in meinem Elende. Gott vergelte es ihr! Die vortreffliche Tochter stand ganz beschämt, und hinderte die Mutter, zu ihrem Lobe mehr zu sagen, indem sie ihr versicherte, sie thäte noch lange nicht genug nach ihrer Neigung und Schuldigkeit. Wie sehr dieß den Herrn gerührt habe, kann man sich vorstellen; aber dabey blieb es nicht. Er faßte von Stund an den Entschluß, Mutter und Tochter zu versorgen, welches er auch reichlich that, und so die kindliche Liebe zu schätzen und zu belohnen wußte.

Auch Treue und Ergebenheit der Bedienten gegen ihre Herrschaft ist etwas, das Gott wohlgefällt, und wofür sie zuverlässig, wenn nicht in dieser Welt, so doch gewiß in der zukünftigen von ihm belohnet werden. Ein Paar Beyspiele seltener Bediententreue, sind folgende:

Ein von Schwermuth überwältigter Mann hatte die traurige Entschließung gefaßt, das Uebermaß seiner Leiden durch einen Pistolenschuß zu endigen. Es geschah leider; ob aber die zitternde Hand oder ein anderes Ungefähr die Ursache davon war, genug, der Schuß mißlang und zersplitterte ihm nur den Knochen am Auge. Indessen war der Unglückliche betäubt hingefallen und lag wie todt in seinem Blute. Als nun

auf

auf den Knall des Schusses die ganze Nachbarschaft und auch sein Bedienter herbeygelaufen war, gab dieser letztere sich ohne Anstand für den Mörder desselben an, und ließ sich gutwillig gefangen nehmen. Vor Gericht versicherte er auch sogleich, er habe ihn erschossen, und bat um seine verdiente Strafe. Die Richter, erstaunt über ein so unvermuthet freymüthiges Bekenntniß, gaben ihm ihre Verwunderung zu verstehen, und fragten ihn, ob er denn nicht wüßte, daß er dafür den schmerzlichsten Tod zu leiden haben würde. Ja, antwortete er, das weiß ich wohl; allein warum soll ich Ihnen unnütze Mühe und mir ein schwereres Gericht machen, daß ich eine That leugnete, die ich doch verübet habe? Ich bitte daher nochmals, erkennen Sie nur ohne Verzug über mich, was Rechtens ist. Mittlerweile war der Selbstmörder wieder zu sich gekommen, und da er erfuhr, daß der Bediente sich als seinen Mörder angegeben hatte und in Fesseln fortgeführet war, rannte er wie von Sinnen mit verbundenem Haupte vor die Richter, eben als sie im Begriff waren, den Gefangenen zu verurtheilen, und schrie: Nicht er, nicht er, sondern ich selbst bin mein Mörder. Eine unselige Melancholie hatte sich meiner bemeistert, und ich drückte die Pistole auf meiner Stirne los; dieser Mensch ist ganz unschuldig. Waren die Richter nicht erstaunt, so wurden sie es jetzt. Der Bediente aber ward vor Freuden ausser sich, fiel dem Herrn um die Füße und dankte Gott, daß er noch lebe. Was hat dich denn bewogen, fragte ihn der Herr, dich selbst fälschlich anzuklagen? Lieber Herr, anwortete der Bediente, Sie haben mir so viel Gutes gethan, und ich liebe Sie so sehr, daß ich unmöglich den Schimpf und die Folgen des Selbstmordes auf Ihnen lassen konnte, denn ich weiß, daß man Sie würde unter den

Auf-

Galgen begraben haben, und das vermochte ich nicht zu ertragen; an mir ist nichts gelegen, aber Sie haben Frau und Kinder, und sind ein Mann von Stande. Alles zerfloß bey dieser Rede in Thränen, und der Landesherr ermangelte nicht, solche unerhörte großmuthsvolle Aufopferung des Bedienten auf eine Art zu belohnen, die ihm und seinen Nachkommen Ehre und Reichthümer brachte. Sein Herr aber schätzte ihn Zeitlebens als den würdigsten seiner Freunde.

Mit den Negern oder Mohren aus Afrika wird zur Schande der Menschheit noch immer Handel getrieben, und deswegen trifft man dergleichen außerhalb ihrem Vaterlande selten anders als Sklaven an. Diesmal aber hatte ein englischer Offizier sich einen kleinen Negerjungen von dessen Eltern ausgebeten, und erzog ihn ganz frey zu seiner Bedienung, die dieser auch mit möglichster Treue und Geschicklichkeit ausrichtete, und dabey seinen Herrn innigst liebte. Besonders bewies er ihm seine Liebe bey zweyen auffallenden Gelegenheiten sehr deutlich. Sein Herr ward nämlich einmal auf der Reise von Räubern überfallen; da wagte der Neger sein Leben, überwältigte die Räuber, und errettete dadurch den Herrn. Ein andermal war's im Kriege, da schon ein Soldat mit dem Säbel in der Faust auf den Herrn losrannte, um ihm den Kopf zu spalten. Der Neger, der zugegen war, sprang in der Geschwindigkeit vor, fing den Hieb auf, und gab seinem Herrn dadurch Zeit, dem fast unfehlbaren Tode zu entkommen. Von nun an sah ihn der Offizier nicht mehr als einen bloßen Bedienten, sondern als einen Freund an, für den er die lebhafteste Erkenntlichkeit empfand, und auf dessen Treue er das uneingeschränkteste Vertrauen setzte. Einstmals begab es sich, daß er seinen Wohnort verlassen mußte, und um desto leichter selbst reisen

zu

zu können, schickte er seine Habseligkeiten unter der Aufsicht des Negers zu Schiffe im voraus weg. Zum Unglück aber ward das Schiff von einem Kaper *) erobert, der den Neger in die Sklaverey verkaufte, worinnen er einige Jahre verbleiben mußte. Das Verlangen aber, wieder bey seinem vorigen Herrn zu seyn, der ihm immer im Sinne lag, brachte ihn auf den Entschluß, sich frey zu machen und auf eine benachbarte Insel zu flüchten, wo er zu seiner großen Freude Nachricht von dem Aufenthalt desselben bekam, und sogleich flog er ihm so zu sagen in die Arme, und diente ihm wieder bis an dessen Lebensende, mit einer Treue und Ergebenheit, die ihres gleichen nicht hatte. Zur Belohnung derselben, befahl der Herr auf dem Todbette seinen Kindern, daß sie mit diesem seltenen Bedienten sich in die Erbschaft theilen sollten, indem er ihnen vorstellte, wie sehr sie ihm das Leben und die Zufriedenheit ihres Vaters zu danken hätten. Die Kinder thaten es, und der Neger kaufte sich ein Stück Land, heirathete, bekam Kinder, sahe allenthalben Gottes Segen, und starb endlich als ein freyer und wohlbehaltener Mann.

Nicht der Reichthum macht glücklich, sondern der rechte Gebrauch desjenigen, was uns Gott beschereet hat, es sey wenig oder viel.

Ein stiller, arbeitsamer Taglöhner, der täglich sein Brod sauer verdiente, lebte sammt seinem Weibe, die in der Stadt umherging, Aepfel und Kuchen zu ver-

*) Kaper sind Schiffe, die zu Kriegszeiten die Erlaubniß haben, feindliche Schiffe auf eigene Gefahr, aber auch zu ihrem eigenen Vortheil, erobern zu dürfen.

verkaufen, ziemlich ruhig und vergnügt. Er hatte aber einen nahen, sehr reichen Anverwandten, und als dieser ohne Kinder verstarb, und sonst kein Erbe ausfindig zu machen war, bekam er die Erbschaft und gelangte dadurch zu dem Besitz von einigen tausend Thalern jährlicher Einkünfte. Nun war auf einmal unser Taglöhner ein angesehener, reicher Mann, und sein Weib eine vornehme Dame. Aber dieses Glück brachte sie um ihre bisherige Zufriedenheit. Denn weil sie sich in ihren neuen Stand nicht zu schicken wußten, so nahmen sie stolze Mienen an, und thaten so abgeschmackt vornehm, daß sie bald lächerlich wurden, und Jedermann sie in Gesellschaften neckte und aufzog. Hierüber wurde der Taglöhner oft so aufgebracht, daß er nach alter Gewohnheit wacker um sich schimpfte und zuweilen gar losschlug; aber das zog ihm viele verdrießliche Händel und kostbare Prozesse auf den Hals. Ueberdem trug er auch kein Bedenken, sich allen seinen Lüsten zu überlassen. Er spielte, ergab sich dem Trunk, schwärmte ganze Nächte hindurch, und sein Weib half ihm treulich darinnen. Dadurch wurden sie endlich beyde kränklich, und in kurzem starb einer nach dem andern.

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand auch seine Last.

Etwas

Etwas aus der Erdbeschreibung und Naturgeschichte.

Auf der Erde leben und wohnen, von ihr sein Daseyn, seinen Unterhalt, sein Vergnügen haben, und sich nicht darum bekümmern, was sie ist, und wie beschaffen sie ist, das dünkt mich, eben so unnatürlich zu seyn, als wenn ein vernünftiger, kluger Mann ein Haus bewohnte, und nicht zu wissen begehrte, wie es aussähe, noch wie viel Zimmer es hätte. Es ist also Pflicht, wenigstens in etwas die Erde kennen zu lernen; und hiezu dienet folgende kurze Beschreibung.

Die Erde ist eine große runde Kugel, die 5400 Meilen im Umkreise hat, und auf welcher die Menschen und alle andern Thiere umhergehen, wie die Fliegen auf einem frey hängenden Kürbis, so daß einige oben, andere unten, und wieder andere an den Seiten sind. *)

Inwendig ist diese große Erdkugel wahrscheinlich nichts als ein fester Klumpen, von Erde, Sand, Lehm und Steinen zusammen gesetzt, wozwischen sich hin und wieder hohle Behältnisse und Gänge befinden, in denen mehrentheils Wasser ist, und die, wenn sie enge sind, Wasseradern heißen. Die Brunnengräber wissen solche wohl zu finden. Zuweilen aber dringen diese Adern auch von selbst aus der Erde und aus den Bergen hervor, und alsdann nennt man sie Quellen.

Man muß nicht denken, daß auswendig auf der Oberfläche die Erdkugel überall glatt und eben sey; nein, sie ist vielmehr ganz uneben, voller Tiefen und Erhöhungen. Die Erhöhungen nennet man Hügel und Berge, und die Tiefen oder Erniedrigungen Thä-

*) Ist eine Beschreibung für solche, die noch keiner richtigeren fähig sind.

Thäler. Unter den Bergen giebts einige sehr große und bisweilen so hohe, daß sie weit über die Wolken reichen, so daß derjenige, der es waget, oben hinauf zu klettern, die Wolken unter sich siehet; alsdann aber sind auch ihre höchsten Spitzen oder Gipfel mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Solcher ungeheuren Berge giebt es sehr viele in der Welt. Die allerhöchsten sind in Amerika und heißen die Andes oder Cordilleras. Die Alpen aber in der Schweiz geben ihnen nicht viel nach.

Diese Berge sind mehrentheils lauter Stein von allerley Gattung, und heißen alsdann Felsen; doch giebt es auch viele Sand- und Lehmberge. In den meisten von ihnen wachsen die Metalle, als: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Bley, Queckfilber und viele andere Mineralien, nämlich Salpeter, Schwefel, Allaun u. s. w., welche die Bergleute von da herausgraben. Auch findet man in ihnen Diamanten, Rubinen und andere Edelgesteine.

Nicht wenige große Berge sind inwendig hohl, und haben bey ihrem Gipfel ein großes Loch, aus welchem oftmals Rauch und Feuer mit schrecklichem Getöse herausfähret; woraus man siehet, daß es innerhalb der Erde auch Feuer giebt, welches durch diese Berge, gleich als durch Schornsteine, seinen Ausbruch nimmt. Solche Berge nennt man feuerspeyende Berge oder Vulkane.

Aber die Gegenden, wo man solche Vulkane antrifft, sind nicht die glücklichsten; denn sie werfen nicht nur Rauch und Feuer, sondern auch eine so erstaunliche Menge Asche und Steine von oben heraus, daß oftmals am hellen Mittage die Sonne davon verdunkelt und alles Land umher damit bedeckt und überschüttet wird. Ueberdem rinnet auch eine glühende Materie,

rie, die wie geschmolzenes Glas aussiehet und Lava genannt wird, in großen Strömen aus ihrem Schlunde heraus. Diese Lava verbrennt und verheert dann alles, was sie auf ihrem Wege antrifft, Felder und Wälder, ja ganze Dörfer und Städte, wodurch viele Menschen um all ihr Vermögen, und oft ums Leben kommen.

Kann das Feuer, das innerhalb der Erde ist, durch solche Vulkane keinen Ausbruch finden, so wüthet es unter der Erde selbst. Es poltert und kracht, es erschüttert die Erde und reißt sie nicht selten so von einander, daß Häuser, Thürme und ganze Städte über und über geworfen und zerstöret, ja bisweilen gar verschlungen werden; und das nennt man ein Erdbeben.

Die Niedrigungen auf der Oberfläche der Erde, wenn sie tief sind, sind mit Wasser angefüllt. Die kleinern davon nennt man Seen, und haben mehrentheils süßes, trinkbares Wasser, welches durch Quellen aus der Erde kommt; die größern hingegen, worinnen allemal salziges Wasser ist, heißen das Meer, und dieses ist zuweilen so tief, daß man mit einer Schnur von hundert und mehr Faden lang, woran ein großes Stück Bley befestiget worden, keinen Grund erreichen kann.

Der größte Theil der Oberfläche unserer Erde bestehet aus solchem Meer, und nur das wenigste davon ist trockenes Land. Daher kommt es denn, daß man zwar zu Wasser, aber nicht zu Lande, um die ganze Welt herum reisen kann. Solcher Wasser- oder Seefahrten um die Welt sind wirklich schon viele versucht worden, und man hat immer zwey bis drey Jahre darauf zubringen müssen.

Das Meer ist nicht allenthalben gleich tief. Es giebt darinnen Stellen, die, wie gesagt, unergründlich sind; es giebt aber auch andere, die man so seichte findet, daß sie nur zehn, fünf, drey und oft noch weniger

niger Faden Wasser haben; ja an manchen Orten ragen sogar ganze Stücke trockenen Landes aus dem Wasser hervor, und diese nennt man Inseln. Solcher Inseln giebt es sehr viele und von verschiedener Größe. Einige sind nur eine halbe Meile breit und lang, andere sind weit größer, und man hat welche von hundert und mehr Meilen im Umfange.

Das übrige, trockene, bewohnbare Land unserer Erdkugel heißt das feste Land, welches in fünf große Theile eingetheilet wird, deren jeder einen eigenen Namen hat; man nennt sie: Europa, Asia, Afrika, Amerika und Südindien oder Australien. Europa ist dasjenige große Stück festen Landes, worinnen wir wohnen; von uns zu rechnen gegen Morgen oder Osten, wo die Sonne aufgeht, liegt Asien; gegen Abend oder Westen, wo sie untergeht, Amerika; gegen Mittag oder Süden ist Afrika; und weiter hinaus Südindien.

Diese Länder sind alle sehr groß, und in viele kleinere abgetheilet, die man bald Kaiserthümer *), bald Königreiche, bald Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafschaften u. s. w. nennt, je nachdem sie groß, volkreich und mächtig sind oder nicht.

Unser Europa, welches fünfhundert funfzig Meilen breit und achthundert Meilen lang ist, bestehet jetzt aus vier Kaiserthümern, als nämlich: aus Rußland, der Türkey, Frankreich und Oesterreich **); ferner aus funfzehn Königreichen, welche sind: Preußen,

*) Ein Kaiserthum ist ein Land, dessen Beherrscher den Titel eines Kaisers führet; so wie ein Königreich von einem Könige und ein Herzogthum von einem Herzoge beherrscht und regiert wird.

**) Das vormalige Deutsche oder Römische Kaiserthum hat 1806 aufgehört, so wie dessen ganze seit 1000 Jahren bestandene Staatsverfassung.

ßen, Schweden, Dänemark, Holland, Würtemberg, Westphalen, Bayern, Sachsen, Böhmen, Ungern, England, Spanien, Portugal, Italien, Neapel; aus der Republik*) Schweiz, und aus einigen Großherzogthümern und Herzogthümern. Bisher beherrschte der Pabst auch ein beträchtlich Stück Landes, das man den Kirchenstaat nannte, dies ist aber 1809 in eine Provinz von Frankreich verwandelt worden.

Die wichtigsten Länder oder Staaten in Asien, welches sich eintausend siebenhundert Meilen in die Länge und eintausend dreyhundert Meilen in die Breite erstrecket, sind folgende: die Asiatische Türkey, Arabien, Persien, Ostindien, Sina**), Japan, die große Tartarey und Siberien.

In Afrika, dessen Länge an eintausend Meilen, die Breite aber an eintausend achtzig Meilen beträgt, ist bloß Egypten, das Kaiserthum Fetz und Marokko, die Raubnester***) Algier, Tunis und Tripolis, und die Holländischen Besitzungen um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu merken. Die übrigen Länder sind theils schlecht bewohnt, theils noch wenig bekannt.

Amerika ist tausend Meilen lang, an vielen Stellen schmal, aber auch bis sechshundert Meilen breit, und bestehet aus Grönland, wo die Wallfische gefangen werden; aus den dreyzehn vereinigten Provinzen, die noch vor kurzem England zugehöret haben, jetzt aber eine freye unabhängige Republik sind; aus Westindien; und aus den noch übrigen Englischen, Französischen,

*) Eine Republik ist ein Staat, der keinen eigentlichen Herrn und Beherrscher hat, sondern sich nur durch seinen vornehmen Mitglieder regieren läßt.

**) Vor diesem nannte man dies Land: China.

***) Raubnester werden diese Länder deswegen genennet, weil ihre Einwohner sich größtentheils von Seeräuberey ernähren.

zösischen, Spanischen und Portugiesischen Besitzungen oder Kolonien. *)

Südindien oder Australien ist erst vor wenigen Jahren entdecket worden, und man kennet deshalb seine innere Beschaffenheit und Staatsverfassung größtentheils noch ganz und gar nicht. Es bestehet aus Neu-Holland, welches ungefähr vierhundert und funfzig Meilen breit und gegen sechshundert Meilen lang ist; aus Neu-Seeland, aus Neu-Guinea und aus fast unzählbaren kleinern Inseln. Auf Neu-Holland haben die Engländer vor kurzem, bey dem Hafen Botany-Bay, eine Kolonie angelegt.

Die drey ersten großen Welttheile, Europa, Asia und Afrika, nennet man zusammen die alte Welt, weil sie schon von uralten Zeiten her bekannt gewesen. Amerika aber und Südindien kann man die neue Welt nennen, indem jenes vor dreyhundert Jahren, dieses aber erst vor kurzem entdeckt worden.

(Hiervon weiterhin ein Mehreres.)

Betet an, laßt uns lobsingen,
Und Ehre unserm Schöpfer bringen,
Dem höchsten Wesen Preis und Macht!
Betet an, er hat erschaffen!
Frohlockt! frohlockt! er hat erschaffen!
Ihm werde Dank und Preis gebracht!
Dir, Schöpfer! jauchzen wir,
Wir sind, wir sind von dir!
Halleluja, er schuf die Welt,
Die er erhält!
Lobsing, lobsing ihm, seine Welt!

Die Heuschrecke und die Ameise.

Eine Fabel.

Eine Ameise war sammt ihren Gehülfen den ganzen Sommer über sehr fleißig, und suchte mit vieler Mühe

*) Eine Kolonie ist eine Gesellschaft solcher Leute, die sich in eine unbewohnte Gegend niederlassen, um sie anzubauen.

Mühe Getreidekörner zusammen, um davon im Winter zehren zu können. Desgleichen thaten auch die Bienen und sammelten sich unermüdet Honig in ihre Zellen. Eine Heuschrecke nur blieb unbekümmert um den Winter. Sie aß und trank, so lange was da war, und that nichts, als hüpfen und zwitschern. Da nun der Winter sich einstellte, ging sie hungrig und erfroren zum Ameisenhaufen, und bat um ein Paar Körner, sich zu sättigen. Wie? sprach die Ameise, sich verwundernd, jetzt eben erst ist der Winter eingetreten, und du hast schon Mangel? Ach! sagte darauf die Heuschrecke, ich habe leider gar nichts für den Winter. Wie kommt das? erwiederte die Ameise, hast du denn keinen Vorrath gesammelt? Nein, antwortete die Heuschrecke, ich habe dazu nicht Zeit gehabt. Und was hast du denn thun müssen? fragte die Ameise weiter. Die Heuschrecke versetzte: ich habe tanzen und singen müssen. So? sagte die Ameise, so gehe denn auch hin, und sättige dich von deinem Tanzen und Singen. Wir haben nur so viel gesammelt, als für uns nöthig ist. Für Müssiggänger haben wir nichts übrig, und ich kann dir nichts geben, damit nicht am Ende wir selbst zu kurz kommen. Die Heuschrecke hüpfte also mit leerem Magen weiter, und ging nun zum Bienenstock, in der Hoffnung, dort glücklicher zu seyn; aber diesen fand sie fest zugemacht. Und weil sonst nirgend etwas anzutreffen war, mußte sie vor Kälte und Hunger sterben.

Lehre: Willst du im Winter nicht darben, und im Alter nicht betteln gehen; so sey nicht faul im Sommer und sammle in der Jugend. Die gebratenen Tauben fliegen Keinem ins Maul.

Der

Der Käse.

Eine andere Fabel.

Zwey Katzen, die einen großen Käse gefunden hatten, konnten sich bey der Theilung desselben nicht einigen, indem eine jede besorgte, von der andern übervortheilt zu werden. Sie gingen deshalb zum Affen ihres Hausherrn, dem sie große Einsicht und Witz zutrauten, weil sie ihn oft in des Herrn Büchern blättern gesehen hatten, auch wußten, daß Herr und Bediente über seine Possen zu lachen pflegten, und baten ihn, er möchte doch so gut seyn und in ihrer Sache entscheiden. Das will ich gerne thun, sprach der Affe, und sogleich holte er eine Wagschaale, brach den Käse entzwey und fing an zu wägen. Wenn nun die eine Schale sank, so biß er etwas von dem drinne liegenden Stücke ab, und wenn darauf die andere sank, so biß er wieder etwas von diesem Stücke ab und fraß es auf. Und das trieb er so lange, bis die Katzen große Ursach hatten, zu befürchten, daß am Ende wohl gar nichts übrig bleiben möchte. Sie fleheten daher ängstlich, er möchte doch nur zu theilen aufhören. Nun so vergleicht euch denn selbst, sprach der Affe verdrießlich, und laßt mich zufrieden.

Lehre: Wie mancher mag nach Beendigung seines Prozesses es sehr bedauern, daß er diesen Rath nicht zeitiger befolgt hat.

Auflösung der vorigen Räthsel.

1) Das Eis.
2) Falsches Geld.
3) Der Mond.
4) Das Siegel.
5) Der Wetterhahn.
6) Der Rauchtaback.

Neue Räthsel.

1) Es ist bald nützlich, bald schädlich; bald wünschet, bald fürchtet man es. Die geputzte Dame sucht sich davor

davor zu verbergen; aber die Bauermagd gehet ihm dreist entgegen.

2) Die Menschen bedürfen seiner alle, aber keiner braucht ihn mehr als einmal.

3) Ich bin am dunkelsten, wenn es am hellsten ist; am wärmsten, wenn es am kältsten ist; und dann am kältesten, wenn es am wärmsten ist.

4) Je mehr man davon nimmt, desto größer wird es; je mehr man aber dazu thut, desto kleiner wird es.

5) Niemand hat sie, niemand wünscht sie, würde sie auch um viel Geld nicht nehmen. Hätte er sie aber einmal, so gäbe er sie auch gewiß um alle Schätze nicht wieder weg.

6) Alle Menschen wünschen es sich, und wenn sie es haben, behalten sie es nur selten, oder gar nicht.

Wer sich vor Zauberern und Hexen fürchtet, verräth, daß er sehr einfältig und abergläubig ist. Wer aber gar bey solchen Betrügern Hülfe suchet, oder selbst sich mit zauberischen Narrentheidungen abgiebt, macht sich muthwillig des Wohlgefallens Gottes unwürdig, indem er versichert hat, daß solche Thorheiten ihm ein Greuel sind. Oftmals entstehen auch nicht geringe Uebel und Unglücksfälle daraus.

Ein fleißiger, nüchterner und frommer, aber einfältiger Bauer hatte in allen Dingen Gottes Segen. Er selbst war mit den Seinigen immer gesund; seine Felder trugen reichlich; sein Vieh war munter und fruchtbar, und alles, was er that oder vornahm, gelang ihm; warum? weil er alles aufrichtig, mit Eifer und zu rechter Zeit that, auch seine Feldarbeit und Viehpflege gehörig abwartete. Es konnte also nicht fehlen, er mußte ein wohlbehaltener Mann werden.

Zu-

Zumal da er das, was ihm Gott durch seiner Hände Arbeit gewährte, nicht liederlich durchbrachte, sondern vorsichtig aufbewahrte, und zu Rath hielt, obgleich er seiner Nothdurft und Bequemlichkeit nichts abbrach, und bisweilen auch manches zu einem unschuldigen Vergnügen verwandte. Seine Nachbarn, die gerade das Gegentheil von ihm waren, faule, unmäßige und allen Lastern ergebene Menschen, lebten dagegen in äußerster Dürftigkeit. Aus der Ursache beneideten und hasseten sie ihn von ganzem Herzen. Weil sie ihm aber nichts anhaben, noch nehmen durften; so sannen sie auf Mittel, wie sie etwa heimlich ihm Schaden zufügen oder wenigstens ihn kränken möchten. Sie verfielen dann auf die Bosheit, ihn durch Zauberthorheiten zu schrecken. Der eine füllte Eyerschalen mit Haaren und stinkendem Fett, und warf sie seinem Vieh in die Ställe und Tröge. Ein anderer ging in seinen Roggen, zerknickte und verwühlte die Aehren an allen Ecken des Feldes, und knüpfte hin und wieder alte Lumpen und schmutzige Stücke Leinwand daran. Der dritte ging heimlich des Nachts und goß vor seiner Thüre und auf der Schwelle Blut mit dicken Hefen und Eyerdottern vermischt aus, beklekte auch seine Kleete und übrigen Gebäude mit solcher Materie. Da war also der arme Scheim von allen Ecken und Kanten behext! wäre er nun eben so klug gewesen, als fleißig und fromm er war, so hätte er sich an alles das nicht gekehret, sondern im Vertrauen auf Gottes Schutz, nach wie vor, ruhig seine Wirthschaft abgewartet, und wäre seinen Neidern zum Verdruß wohlbehalten geblieben. So aber steckte er leider, wie fast alle übrigen von seinem Stande, in dem einfältigen Wahn, daß Hexerey eine mögliche Sache sey, die unausbleiblich schaden müsse. Deswegen erschrack er aufs heftigste,

als

als er jene Possen gewahr ward. Er fing bitterlich an zu weinen; ängstigte sich und rang vor Verzweiflung die Hände. Und so beunruhigt eilte er in der ersten Bestürzung zu seinem Prediger, klagte ihm mit Thränen das vermeinte Unglück, und erflehte sich von ihm eine Fürbitte zu Gott um Abwendung des Uebels. Ob nun gleich der Prediger ihm solche versprach, auch überdem alles anwandte, ihm seine Furcht zu mildern, und durch liebreiche Vorstellungen aus Gotteswort und Vernunft die Hexereygrillen zu benehmen; so war doch alles vergebens. Sein einmal in der Jugend eingesognes und vom Vater und Großvater angeerbtes Vorurtheil peinigte ihn dergestalt, daß er weder schlafen, noch essen, noch seine Arbeit recht verrichten konnte, sondern immer befürchtete, ob nicht schon ein Unfall nach dem andern über ihn hereinbräche. Er ward dabey außerordentlich argwöhnisch. Das geringste Mißlingen, der kleinste Verlust in der Wirthschaft, worauf er sonst nie geachtet hatte, war ihm jetzt eine mehr als zu gewisse Wirkung jener Bezauberung und ein schreckenvoller Vorbote von noch größerm Unglück. Mißmüthig besäete er sein Feld, indem er an der Ernte verzweifelte. Es fing auch wirklich an schlecht zu tragen, weil er es schlecht bearbeitet hatte. Sein Vieh, das er für verloren gab, vernachlässigte er, und daher schwand die Milch, es ward mager, und endlich stürzte ein Stück nach dem andern. Hiedurch ward seine Seele noch gebeugter, und er überließ sich völlig dem Gram, besonders da er, nach dem Rathe seiner Freunde und Verwandten, Felder, Riege, Fahlland, Pferdestall und Kleeten genugsam hatte einsegnen, und einmal gar von einem berühmten Hexenmeister wiederum entzaubern lassen, er auch überdem schon Bärenleiter zu Hülfe gerufen und mehrere abergläubige

bige Mittel versucht hatte, und alles dies doch nichts helfen wollte. Dieser Gram zerstörte mit der Zeit seine Gesundheit. Er ward bettlägrig, und nun ging alles über und über. Am Ende starb er, und hinterließ die Seinigen arm und in Schulden. Dies war die Folge seiner Narrheit, nicht der Zauberey; denn diese konnte ihm nichts schaden, wohl aber die Muthlosigkeit, mit der er alles unternahm, und seine thörigte Furcht vor Zauberey, die ihm diese Muthlosigkeit bis zur Verzweiflung einflößte.

Ein anderer und zwar deutscher Mann, (zur Schande der Deutschen muß ich es erzählen, da hier im Lande der größte Theil derselben eben so einfältig mit thörigtem Zauberglauben sich quält als der dummste Bauer,) hatte einen ansehnlichen Verlust durch Diebstahl erlitten. Weil er nun den Thäter nicht wußte, so verfiel er auf das alberne Mittel ihn ausfindig zu machen, welches darinnen bestehet, daß man in ein Bibelbuch mit Klammern einen Schlüssel dergestalt einklemmet, daß zwey Personen, wenn sie die Spitzen ihrer Zeigfinger zusammen stemmen, den Schlüssel an seinem Ringe zusammt dem Buche in der Höhe schwebend erhalten können, wobey man denn so lange Personen hintereinander laut bey Namen nennt und fraget, ob sie die Diebe sind, bis das Buch und der Schlüssel anfangen sich herum zu drehen, welches einmal geschehen muß, da am Ende die Finger ermüden und nachlassen. Bey wessen Namen nun das geschieht, der ist unfehlbar der Dieb. Zum Unglück widerfuhr das bey Nennung des Namens einer jungen Anverwandtin, die der deutsche Mann, weil sie eine arme Waise war, sich zur Bedienung auferzog. Diese wurde nun vorgenommen und sollte den Diebstahl bekennen; weil sie aber auf keine gelinde

Weise

Weise dazu zu bringen war, so schritt man zu strengen Ermahnungsmitteln. Man strich sie mit Ruthen, und da auch dies nicht half, so wurde sie nackend ausgezogen, aufgetrizt und, ungeachtet ihres erbärmlichen Bittens und Schreyens, mit Peitschenschlägen, Kneipen und Stechen so jämmerlich zugerichtet, daß sie zuletzt nicht mehr schreyen konnte und ohnmächtig dahin sank. Hier war also nichts auszurichten, und man schritt zu einer nochmaligen Zauberoperation. Da drehte sich dann der Schlüssel bey dem Namen des Hausknechts, den man nunmehr glaubte für den gewissen Gehülfen der Diebin ansehen zu müssen. Er mußte also auch ohne weitere Umstände unter die peinliche Frage, war aber doch noch stark genug, sich ihren grausamen Händen zu entwinden und davon zu laufen. Man versuchte hierauf noch verschiedenemal die Wahrsagerprobe; weil aber nunmehr die Anzeige immer Personen traf, die nicht unter ihrer Gewalt standen, und man sich schämte, bloß eines Zaubermittels halber, solche gerichtlich zu belangen, so mußte es dabey sein Bewenden haben. Nach einiger Zeit ward ein Umtreiber ertappt und verschiedener Diebereyen überführt. Der bekannte unter andern, daß er auch den obigen deutschen Mann bestohlen und dessen vermißte Sachen entwendet hätte. Hierdurch lag nun die Unschuld der gemißhandelten Person am Tage, und die andern Verwandten des gemarterten Mädchens nicht nur, sondern auch der Knecht, gingen zum Richter, hinterbrachten ihm die verübten Grausamkeiten und baten um Genugthuung. Und dieser war gerecht genug, den Tyrannen in eine ansehnliche Geldbuße zu verdammen und ihm seinen albernen Aberglauben derbe zu verweisen.

Wenn du etwas findest, so gehört das nicht dir, sondern dem, der es verloren hat. Behalte es also nicht für dich, sondern suche es dem wahren Eigenthümer wieder zuzustellen.

Ein armer Tischler, der, weil er sein Handwerk nicht sonderlich gut verstand, mit seiner Frau und Kindern sich kümmerlich nähren mußte, hatte von einem benachbarten Edelmann ein altes Schreibkontor, das sehr schadhaft war, zum Ausbessern erhalten. Als er nun im Begriff war, es auseinander zu nehmen, fand er unvermuthet eine verborgene Schieblade, von der Niemand wußte, in welcher eine Schachtel voll diamantener Ringe und anderer kostbaren Juwelen von großem Werth verwahrt war. Seine Frau, die dieses sahe, freute sich darüber und sagte: Mannchen! das hat uns armen Leuten der liebe Gott bescheret! das wollen wir nun verkaufen und in ein ander Land ziehen; so ist uns und unsern Kindern zeitlebens geholfen. Es fand sich auch sogleich, als wie gerufen, ein Jude, der dem Manne alle Verschwiegenheit versprach und tausend Thaler für den gefundenen Schatz bot, die er auf der Stelle baar erlegen wollte. Der Tischler aber war ehrlich. Nein, sprach er, das werde ich nicht thun. Es könnte verrathen werden und dann sind wir alle unglücklich. Ueberdem ists auch Sünde, und was würde Gott dazu sagen, wenn ich die Juwelen verkaufte, die mir doch nicht zugehören, und die ich nur gefunden habe. Ich will sie lieber zum Edelmann bringen, der mir schon ein gutes Findegeld dafür zugestehen wird. Und gesetzt, das geschähe nicht, so habe ich doch meine Pflicht gethan und bleibe ein ehrlicher Mann. Das that er denn wirklich, ungeachtet sowohl der Jude, als auch seine Frau, alles versuchten,

ihn eines Andern zu bereden. Aber wie erstaunte nicht der Edelmann, als er die Schachtel erblickte. Das alte Kontor war ein Erbstück vom Großvater, der es seinem Vater durch ein Testament, worinnen der Schachtel mit Juwelen ausdrücklich Erwähnung geschehen war, vermacht hatte. Weil aber Niemand sie hatte finden können, war sie für gestohlen gehalten worden, und man hatte viele unschuldige Personen in Verdacht gehabt und gerichtlich belanget. Das war nun leider schon geschehen und nicht mehr zu ändern; aber über die Ehrlichkeit des Tischlers freute sich Jedermann und lobte ihn. Und weil der Edelmann hörte, daß ein Jude ihm tausend Thaler geboten hatte, im Fall er sie verhehlen würde; so war er so großmüthig, zur Belohnung seiner Rechtschaffenheit ihm nicht nur diese tausend Thaler, sondern überdem noch andere tausend als ein billiges Findegeld auszahlen zu lassen, indem die Juwelen weit über zwanzigtausend Reichsthaler werth waren. Und so konnte denn dieser gute Tischler sein Glück mit einem ruhigen Gewissen genießen.

Gleichfalls fand eines Tages ein einfältiger aber frommer und ehrlicher Bauer, da er zur Arbeit ging, unterweges eine Uhr. Das wäre nun für einen liederlichen Menschen ein herrlicher Fund gewesen, den er unfehlbar sogleich an einen Juden verkauft und wofür er sich ein paarmal recht derbe berauscht hätte. Aber unser Bauer that das nicht. Er blieb zwar nicht ohne Versuchung: es fielen ihm allerley böse Gedanken ein; er ging auch in einen Krug, wo ihm der Krüger sogleich einige Stof Brandwein, und da er diese nicht annehmen wollte, einige Gulden an Geld dafür bot. Aber sein frommes Herz überwand alle solche Reitzungen, und er brachte die gefundene Uhr seinem Herrn, der sie in Verwahrung nahm. Nach

 eini-

einigen Posttagen kam Nachricht in den Zeitungen, daß ein vornehmer Reisender diese Uhr verloren hatte, und daß er dem, der sie finden und wieder ausliefern würde, eine Belohnung von zwölf Thalern in Albertus verspräche, weil sie von Gold und seine Lieblingsuhr war. Das nahm der Herr des redlichen Bauern in Acht, und verschaffte ihm die versprochnen zwölf Reichsthaler, wofür er sich zwey Kühe und ein Arbeitspferd kaufte, und also seine Wohlfahrtsumstände um ein Ansehnliches verbesserte.

Ein anderer Bauer, der als Taglöhner umher wanderte, sein Brod zu verdienen, fand einst eine goldene Kette, die er, weil er sie für Messing hielt, ohne Bedenken im nächsten Kruge für Brandwein verkaufte und sich recht lustig dabey machte. Bald darauf ward in der Kirche abgekündigt, daß in einem benachbarten Edelhofe Diebe eingebrochen wären, und nebst andern Kostbarkeiten auch diese Kette gestohlen hätten. Weil nun zugleich eine große Belohnung für denjenigen, der die Diebe entdecken würde, versprochen war, so erfuhr man bald, daß eine solche Kette im Kruge gesehen worden sey. Man ließ also den Krüger gefangen setzen, der nach vielem Leugnen endlich gestand, daß der Taglöhner sie bey ihm vertrunken hätte. Darauf wurde auch dieser gefänglich eingezogen und scharf befraget. Und weil er Anfangs alles leugnete, so glaubte man auch zuletzt seinem aufrichtigen Geständnisse, daß er sie gefunden hatte, nicht mehr, sondern hielt ihn für einen von den Dieben selbst, und er wurde auf die Folter gebracht, daß er die andern anzeigen und bekennen sollte, wo die übrigen Kostbarkeiten geblieben wären. Ob man nun gleich nichts weiter von ihm herausbringen konnte, so blieb doch immer ein starker Verdacht auf ihm, zumal da er kurz vorher in diesem Hofe

gear-

gearbeitet hatte, und man verurtheilte ihn auf Zeitlebens zur Karre.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen *);
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Erste Fortsetzung der Erdbeschreibung und Naturgeschichte.

Wir haben gesehn, daß das feste Land unserer Erdkugel aus fünf großen Theilen bestehet, welche man Europa, Asia, Afrika, Amerika und Südindien nennet. Diese Welttheile sind sehr von einander verschieden, und man findet in einem jeden derselben viel Besonderes und Merkwürdiges. So wechseln, zum Beyspiel, Frühling, Sommer, Herbst und Winter nicht allenthalben eben so mit einander ab, wie bey uns in Europa. In Afrika und in den südlichen Gegenden von Asien, wie auch mitten in Amerika, ist fast ein immerwährender Sommer. Weswegen dort auch zweymal des Jahres gesäet und geärndtet werden kann, und die Bäume jährlich zweymal blühen und Früchte tragen, ja viele von ihnen Jahr aus Jahr ein Blüthe, unreife und reife Früchte zugleich haben. Dabey ist dort die Hitze so unerträglich groß, daß in sandigen Ebenen, wo keine dicken Wälder sind, weder Menschen noch Vieh anders als bey Nacht umhergehen und ihre Geschäfte verrichten können. Von Eis, Schnee und Hagel wissen die Leute dort gar nicht, und ihr ganzer Win-

*) Auen sind grüne und blumenreiche Landflächen.

Winter besteht aus einem vier Wochen langen Regen. Auch haben sie beynahe unverändert Tag und Nacht gleich.

Nach Norden hingegen in Asien, in Amerika, und in einem kleinen Winkel von Europa ist dafür beynahe immerwährender Winter, und die Kälte so übermäßig, daß selbst im Sommer an manchen Orten die Erde kaum eine Elle tief aufthauet, und weder Getreide noch Fruchtbäume, sondern nichts als Moos, etwas Gesträuch, Gras und Beeren wachsen können. Ueberdem ist dort der Unterschied von Tag und Nacht erstaunlich groß. Denn im Sommer geht die Sonne in sechs Wochen, ja weiterhin nach Norden in noch längerer Zeit gar nicht unter, im Winter hingegen gehet sie eben so lange gar nicht auf. Diese langen Winternächte aber werden durch die häufigen Nordlichte und den blendend weißen Schnee so erleuchtet, daß dennoch ein Jeder ohne Hinderniß reisen, und seine nothdürftigen Geschäfte ziemlich bequem bestellen kann.

Ferner giebt es hin und wieder auch Inseln, wo ein ewiger Frühling herrschet, und wo man weder von beschwerlicher Hitze, noch allzugroßer Kälte etwas weiß.

Ein solcher gewaltiger Unterschied der Witterung und der Tags- und Nachtslänge muß denn auch nothwendig einen beträchtlichen Einfluß in die Beschaffenheit der Einwohner und aller übrigen da vorhandenen Dinge, als: der Thiere, der Pflanzen und Früchte, haben. Welche deswegen in allen fünf Welttheilen sehr von einander verschieden sind.

Die Menschen in dem äußersten Norden von Europa, von Asien und Amerika, als nämlich: weit hinauf in Schweden und Rußland, in Siberien und in Grönland, welche theils Lappen, theils Samojeden genannt werden, sind klein und untersätzig von Statur,

tur, dabey bräunlich von Farbe, und leben alle sehr kümmerlich im Sommer von Fischen und im Winter von Rennthieren, welches die einzigen zahmen Thiere sind, die wegen der erschrecklich strengen Kälte dort leben können. Diese Rennthiere haben beynahe die Gestalt und Größe einer kleinen Kuh, sind aber runder von Leibe und haben dabey große zackige Geweihe wie ein Elendthier, und nähren sich hauptsächlich von Moos, den sie unterm Schnee hervorscharren. Von solchen Rennthieren halten sich die Lappen und Samojeden ganze Heerden, die oftmals zu Tausenden ohne alle Pflege und Wartung umher ziehen. Sie essen ihr Fleisch, trinken ihre Milch, ja ihr Blut, kleiden sich mit ihren Fellen, machen aus ihren Knochen Löffel und Nähnadeln, und aus ihren Sehnen und Gedärmen, Zwirn und Stricke. Ueberdem spannen sie solche auch vor Schlitten, und fahren alsdann, weil sie sehr schnell laufen, zwanzig bis dreyßig Meilen den Tag, ohne anzuhalten, noch füttern zu dürfen. Dieses Thier ist demnach für sie in allem Betracht eine überaus große Wohlthat, aber auch die einzige, die sie von der Natur haben. Entblößt von allen übrigen Nothwendigkeiten des Lebens, gehen sie unter einem Pelz von Rennthierhaut nackend, und wohnen des Sommers in Hütten, des Winters aber in Gruben unter der Erde, worinnen sie vom Schnee, der dort bis zwey Faden hoch fällt, würden vergraben werden, wenn nicht die Wärme und der Rauch, der von ihrem Feuer aus der einzigen Oeffnung der Grube, wodurch sie zugleich ein- und aussteigen, herausfährt, den Schnee wegschmelzen würde. Oft aber sehen sie sich doch genöthigt, des Morgens, wenn sie erwachen, sich erst durch den in der Nacht gefallenen Schnee durchzugraben. Daß es unter ihnen keine solche Städte, wie die unsrigen, giebt,

wird

wird man sich leicht vorstellen. Nur im Schwedischen Lappland findet man alle zehn oder funfzehn Meilen eine Kirche. Die übrigen Lappen aber, und insonderheit die Samojeden, sind ohne allen Gottesdienst, Religion und Ordnung, wie das dumme Vieh. Welche arme, bedaurungswürdige Leute! Wie glücklich sind wir nicht gegen sie, und wie viel Ursache haben wir nicht, Gott zu danken, daß er uns in weit mildern Gegenden des Erdbodens hat lassen geboren werden.

In jenen Ländern, wo die Hitze unerträglich groß ist, nämlich im südlichen Asien und insonderheit in Afrika, sind die Menschen wieder von anderer Art. Sie sind zwar mehrentheils wohl gewachsen, aber über ihren ganzen Körper schwarzbraun und viele kohlschwarz. Man nennt sie deswegen auch Mohren, und wenn sie aus dem heißesten Theil von Afrika herstammen, Neger, die dabey eine aufgeworfene breite Nase und kurzes krauses Haupthaar haben. Diese Leute könnten freylich recht glücklich leben, denn sie haben alles im Ueberfluß: Gold und Silber, Perlen, Diamanten, die herrlichsten Früchte und die schönsten fruchtbarsten Gegenden, (wiewohl es auch große Strekken, besonders in Afrika, von purem Sande giebt, der des Tages so erhitzt ist, daß man sich die Fußsohlen daran versengen kann,) allein sie werden von entsetzlich vielen Insekten *) geplaget; man hat die größten und giftigsten Schlangen und vielerley Arten von grimmigen Thieren, als: Löwen Tieger, Parder, Krokodille u. s. w., daselbst, vor denen sie sich nie genug in Acht nehmen können, und die sie oftmals überfallen

*) Insekten nennt man alle Thiere, die kein rothes Blut haben, als: Fliegen, Käfer, Heuschrecken, Mücken, Spinnen, Raupen u. s. w.

fallen und jämmerlich zerfleischen. Ueberdem sind sie sehr dumm, faul, untreu, diebisch, gehen nackend und leben ohne alle Ordnung und Sitten. Sie haben zwar Könige und Städte, aber ihre Könige sind nicht viel besser als sie selbst, und die mehresten ihrer Städte bestehen lediglich aus einem Haufen elender Hütten, die an vielen Orten nicht größer sind, als daß ein Paar Menschen ausgestreckt darin liegen können. Ihre nackenden Körper beschmieren sie mit Fett von allerley Thieren, um die Mücken und anderes Ungeziefer davon abzuwehren, wovon sie denn abscheulich stinken. Besonders sind hierin die Hottentotten, ein Volk, das um das Vorgebirge der guten Hoffnung wohnet, berüchtigt. Dabey haben sie entweder gar keine Religion oder sind dumme Heiden, die Schlangen, Eidexen und andere Thiere als Götter verehren und sich abergläubig vor Zauberey fürchten. Doch hat jetzt in vielen Gegenden die Mahomedanische oder Türkische Religion sich ausgebreitet, wo denn die Leute auch gesitteter sind und zum Theil bekleidet einhergehen.

Die eingebornen ursprünglichen Einwohner von Amerika sind fast durchgängig kupferroth von Gesichts- und Leibesfarbe, und haben keinen Bart, noch sonst ein Haar auf ihrem Leibe, als bloß auf dem Kopf, welches schwarz und so stark und steif wie Pferdehaar ist. Sie gehen ebenfalls mehrentheils nackend, bemalen sich aber ganz bunt mit mancherley Farben. Viele ritzen sich auch zum Zierrath Figuren in die Haut, die sie schwarz zu machen wissen, wodurch sie dann ein widerliches Ansehen bekommen. Ihre Lebensart ist wild und barbarisch. Einige säen zwar zu ihrem Unterhalt ein Getreide, das sie Mais nennen (hier nennt man es Türkischer Weitzen); die meisten aber nähren sich von der Jagd und Fischerey, wobey sie

alles

alles roh oder doch nur halb gar verzehren; in manchen Gegenden giebt es sogar welche, die so wenig eckel sind, daß sie lebendige Spinnen, Raupen, Würmer und andere Insekten mit Vergnügen verschlucken. Dabey leben sie in beständigem Kriege mit ihren Nachbaren, und wenn sie von ihren Feinden einige Gefangene machen, so martern sie solche auf die grausamste Art zu Tode und fressen sie darnach auf. Sonst sind sie eben nicht ganz lasterhaft und bösartig. In den Englischen, Französischen, Portugiesischen und Spanischen Kolonien, wo man sich Mühe gegeben hat, diese wilden Leute gesitteter zu machen, findet man manche gutherzige, treue und redliche Seele. Daselbst sind auch viele zur Christlichen Religion gebracht; die übrigen aber sind alle Heiden, die die Sonne und andere eingebildete Gottheiten anbeten und ihnen wohl gar zur Zeit großer Trübsale, als: Erdbeben, Hungersnoth u. dgl., Menschen opfern.

In Südindien und auf den da herumliegenden Inseln kennt man die Einwohner noch zu wenig, um sie genau beschreiben zu können. Die wenigen aber, die man gesehen hat, machen es wahrscheinlich, daß sie insgesammt ein höchst elendes, unwissendes und rohes Volk seyn müssen. Man fand bey ihnen nicht die geringsten Kenntnisse vom Eisen und dessen Gebrauch, noch vom Handel und Umgang mit andern Menschen. Als sie die ersten Schiffe bey sich ankommen sahen, liefen einige wie wilde Thiere schüchtern davon und versteckten sich in die Wälder; andere aber, die beherzter waren, gedachten sich mit ihren hölzernen Spießen und Keulen zu wehren, stürmten Schaarenweise auf das Schiff los, wurden aber von einem einzigen Kanonen- oder Flintenschuß dergestalt erschreckt, daß sie wie erstarrt zur Erde fielen, und vom Donner gerührt zu

seyn

seyn meinten. Man hat die größte Mühe gehabt, sie zahm und treuherzig zu machen; alsdann aber staunten sie alles an, was sie zu sehen bekamen, wie einfältige kleine Kinder, und waren über ein Geschenk von Stückchen Glas, bunten Korallen, Spiegeln, Nägeln und andern Kleinigkeiten so froh, als ob sie königliche Schätze erhalten hätten. Man hat viele von ihnen zur Dieberey geneigt gefunden, einige waren auch Menschenfresser, sonst aber eben nicht besonders lasterhaft. Ihre Leibesfarbe ist verschieden. Einige sind schwarz, andere dunkelbraun, noch andere kupferfarbig.

Die glücklichsten und verständigsten Menschen auf dem Erdboden sind unstreitig wir Europäer; denn obgleich unter uns vielerley Nationen von verschiedenen Religionen angetroffen werden, so sind wir doch allesammt Christen, und die mehresten unter uns verständige, wohlunterrichtete, geschickte und arbeitsame Leute. Künste und Wissenschaften stehen bey uns auf dem höchsten Gipfel. Was wird nicht alles in Europa verfertigt! Welche Erfindungen zum Vergnügen, zur Bequemlichkeit, zum Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts sind nicht schon da, und werden noch täglich gemacht! und dabey welch ein Ueberfluß an allen Dingen, die unsern Wohlstand befördern! und nicht genug, daß wir selbst alles, was wir bedürfen, in Europa antreffen, auch jene entfernten vier Welttheile müssen uns ihre Schätze hergeben, die wir auf Schiffen von da herzuholen wissen. Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal haben allenthalben in der ganzen Welt Kolonien angelegt, um durch den Handel sich und ganz Europa zu bereichern. O, möchten wir doch auch so gesittet, so tugendhaft und fehlerfrey seyn, als es unsere christliche Religion

und

und die Erkenntniß, die Gott uns verliehen hat, erfordert; möchten wir doch die Wohlthaten, womit uns Gott so reichlich überschüttet, dankbar erkennen und sie nach seinem gnädigen Willen zu unserm wahren Heil gebrauchen, nicht aber mißbrauchen!

Nach uns sind die klügsten Menschen in der Welt die Türken, Persianer, Sineser und andere in demjenigen Strich von Asien wohnende Völker, deren Land eben so gemäßigt als das unsrige ist. Besonders sind unsere Nachbaren, die Türken, welche theils in einer Ecke von Europa, größtentheils aber in Asien wohnen, unserer Aufmerksamkeit werth. Ob diese gleich keine Christen sind, sondern ihre eigene Religion haben, die man die Mahomedanische nennt; so sind sie doch keine Heiden, sondern sie beten den wahren lebendigen Gott, und vielleicht oft eifriger und würdiger an, als wir Christen. Dabey sind sie keinesweges wild und grausam. Man findet viele geschickte, auch viele rechtschaffene, großmüthige und brave Leute unter ihnen. Das häufige und große Elend, welches die Christensklaven bey ihnen erleiden sollen, ist eine Erdichtung, welche von nichtswürdigen Menschen, die sich durch eine schlechte Aufführung im Sklavenstande die Verachtung und den gerechten Zorn ihrer Herren zugezogen hatten, ausgesprengt worden. Andere Sklaven dagegen berichten vielfältig das Gegentheil. Mit diesen Sklaven aber hat es folgende Bewandtniß: die Afrikanischen Raubnester Algier, Tunis und Tripolis suchen ihren Unterhalt darinnen, daß sie bewaffnete Schiffe aussenden, die andere Schiffe in der See räuberisch anfallen, und wenn sie sie überwältigen, wegnehmen, auch alle Menschen, die darauf sind, zu Gefangnen machen. Solche Gefangne verkaufen sie dann als Sklaven, die bey ihren Herren alle Dienste ver-

verrichten müssen, wie bey uns ein jeder anderer Dienstbote, nur daß ein solcher Herr das Recht hat, mit seinem erkauften Sklaven zu machen, was ihm gefällt, da es dann freylich ein Unglück ist, an einen übereilenden zornigen Herrn verkauft zu seyn. Allein man sey nur in seinem Dienst ehrlich, treu und fleißig, so kann es einem auch da nicht allzu übel ergehen.

Wie viel Menschen wirklich auf einmal in der Welt leben, hat man auszurechnen sich bemüht, und gefunden, daß in Europa hundert und sechszig Millionen, in Asien sechshundert und funfzig Millionen, in Afrika zweyhundert Millionen und in Amerika hundert und funfzig Millionen sind. Wie viel in Südindien vorhanden seyen, kann man noch nicht bestimmen; es werden da aber zuverlässig auch einige Millionen seyn, daß also die ganze Erde mehr als tausend Millionen Bewohner zugleich ernährt.

(Wird fortgesetzt.)

Wir haben alle einen Herrn,
Sind eines Leibes Glieder:
Drum diene deinem Nächsten gern;
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schuf die Welt nicht bloß für mich;
Mein Nächster ist sein Kind, wie ich.

Die Kröte und der Ochs.

Eine Fabel.

Eine Kröte kroch mit ihren Kameraden im Heuschlage umher. Als sie da nun einen großen schönen Ochsen gewahr wurde, wuchs ihr Muth, und sie dachte bey sich selbst: Siehst du, wie vortrefflich ist es nicht, so groß zu seyn! doch wenn nur deine verschrumpfte Haut sich ausdehnen wollte, so könntest du ja eben so groß und schön werden, wenigstens muß

man

man etwas versuchen. Sie fing darauf an sich aufzublasen, und fragte die andern, ob sie nicht beynahe schon so groß wäre als der Ochs. O noch lange nicht, versetzten diese, und lächelten. Das verdroß sie, und nun blies sie sich noch stärker auf, und fragte wieder: fehlt mir jetzt noch viel? Allerdings sehr viel, sagten die andern, und lachten noch mehr. Darauf wandte sie alle ihre Kräfte an, aber je mehr sie sich aufblies, je mehr wurde sie ausgelacht, und je mehr man über sie lachte, je eifriger war sie bemüht sich aufzublasen, bis sie endlich gar zerplatzte.

Lehre: Das war gerechter Lohn für den Hochmuth! Wage es nicht, Freund, dich solchen gleich zu stellen, die vornehmer sind als du; sonst wirst du lächerlich und kommst am Ende zu Schaden.

Der Rabe und der Fuchs.

Eine andere Fabel.

Ein Rabe saß auf einem Baume, und hatte ein großes Stück Käse im Schnabel, daran er sich eben erquicken wollte, als ein Fuchs ihn gewahr ward, und Appetit zum Käse bekam. Weil aber der Fuchs wohl einsahe, daß er weder durch Gewalt, noch durch Bitten vom Raben etwas erlangen würde, so verfiel er auf eine List, und fing an ihn zu loben. O, sprach er, was bist du für ein schöner Vogel, welche glänzend schwarze Federn hast du nicht, wie bist du schlank und geschmeidig! ganz unfehlbar mußt du auch ausnehmend schön singen, denn es ist unmöglich, daß ein so vortrefflicher Vogel nicht auch in der Stimme alle andere übertreffen sollte. Wenn ich doch so glücklich wäre, dich zu hören! sey doch so gütig und singe einmal; diese Gefälligkeit könntest du mir wohl erzeigen, damit ich

mich

mich rühmen könne, jemals in meinem Leben was Schönes gehört zu haben. Der Rabe, durch diese Schmeichelreden stolz gemacht, war thörigt genug, dem Fuchse zu willfahren, weil er wünschte, daß auch sein Gesang ihm gefallen möchte. Er öffnete also den Schnabel, und schrie sein gewöhnliches: Kra! Kra! in dem Augenblick aber fiel der Käse hinunter, den der Fuchs begierig auffing, und nachdem er den Raben wacker ausgelacht hatte, vor seinen Augen verzehrte.

Lehre: Traue keinem Schmeichler; je mehr er dich lobet, je gewisser hat er Böses im Sinne, oder er will etwas von dir haben. Dein besserer Freund ist der, der aufrichtig und liebreich dir deine Fehler entdeckt.

Auflösung der vorigen Räthsel.

1) Der Regen.
2) Der Todtengräber.
3) Der Keller.
4) Das Loch.
5) Zwey Köpfe.
6) Das Geld.

Neue Räthsel.

1) Wer mich macht, der will mich nicht; wer mich kauft, gebraucht mich nicht; wer mich trägt, behält mich nicht; wer mich hat, der weiß es nicht.
2) Wer es aufhebt, der sieht es nicht; wer es aber sieht, wird es so leicht nicht aufheben.
3) Zwey Löcher hab' ich, zwey Finger brauch' ich; so mach' ich alles kurz und klein, und trenne, was nicht soll beysammen seyn.
4) Ich bin glänzend, weiß und rein; aber schmutzig hinten drein.
5) Zwey Sinnen haben mich gerne, aber dem dritten bin ich furchtbar. Meine Liebhaber bringen mich gemeiniglich aus Liebe ums Leben. Freund, wenn du mich gerne hast, so hüte dich vor mir.
6) Ich werde gestern seyn, bin morgen da gewesen.

Den

Den Armen wohlthun ist eine Pflicht, die nicht nur einem Jeden oblieget, sondern die auch ein Jeder, und selbst der Aermste und Geringste, in Ausübung bringen kann, wenn er nur ein gutes und mitleidsvolles Herz besitzt.

Ein reiches Frauenzimmer, das seine Freude am Wohlthun hatte, und durch dessen milde Gaben viele arme Leute erquicket wurden, sprach eines Tages mit einem vertrauten Freunde von der süßen Wonne, die jedesmal ihr edles Herz durchströmte, wenn sich ihr eine Gelegenheit darböte, irgend einen Unglücklichen seinem Kummer zu entreißen; indem sie zugleich die Menschen aus dem niedern Stande bedauerte, von denen sie glaubte, daß sie unvermögend wären, sich einer solchen Wonne theilhaftig zu machen, indem sie dazu weder den nöthigen Ueberfluß an Gütern, noch auch die Neigung besäßen, als welche, nach ihrer Meinung, doch nur durch eine gute Erziehung rege gemacht und ausgebildet werden könnte. Ihr Freund hingegen behauptete, daß dies nicht immer nöthig wäre, sondern zur Wohlthätigkeit nur ein von Natur gutes Herz und Religion erfordert würde, und daß arme und schlecht erzogene Leute eben sowohl, als alle andere, die göttliche Freude des Wohlthuns schmecken könnten, wenn sie nur wollten. Als nun die Dame dies nicht zugeben wollte, sondern auf ihrer Meinung beharrte, so sagte ihr Freund, was haben wir nöthig viel zu streiten, ich kann es Ihnen mit der Erfahrung beweisen, daß ich recht habe. Es ist in dieser Stadt ein Korbmacher, Namens Walter, und vielleicht kennen Sie ihn selbst, denn er geht oft genug an Ihrem Hause vorbey. Dieser trägt nun schon seit dreyßig Jahren Winter und Sommer Körbe umher, die er

selbst

selbst verfertigt und durch deren Verkauf er sich kümmerlich nähret. Und dennoch ist er eben so lange schon die Zuflucht und der Trost vieler Unglücklichen, mit denen er seinen kleinen Verdienst froh theilet. Das Wohlthun ist ihm so nothwendig, daß er keinen Tag vergnügt seyn kann, an dem er sich genöthigt gesehen, einen Elenden hülflos zu lassen. Die Dame erstaunte und konnte sich nicht genug wundern. Wie ist denn das möglich? sagte sie; kann das wahr seyn? hat man Ihnen nicht vielleicht nur etwas aufgebunden? — Inzwischen kamen mehrere Gäste und das Gespräch lenkte sich auf etwas anders. Die Dame aber konnte den Walter nicht vergessen, und sogar des Nachts, wenn sie erwachte, fiel er ihr immer wieder ein. Walter ging oft durch ihre Straße; einstmals hört er seinen Namen mit schwacher Stimme rufen, er geht ihr nach und findet auf dem Boden eines Stalles eine kranke Frau im Heu liegen, mit elenden zerrissenen Lumpen bedeckt. Lieber Walter, redet ihn die Frau an, verzeihen Sie, ich habe von Ihrer Gutherzigkeit und Hülfsbegierde viel Rühmliches gehört, und bin in der äußersten Dürftigkeit, dazu elendiglich krank, und in Schulden, und — Arme Frau! fiel ihr der Walter eilig in die Rede, wie viel brauchen Sie denn? sagen Sie mir nur offenherzig. Ich schäme mich fast, antwortete sie, drey Thaler, liebster Freund. Drey Thaler? sogleich griff er in die Tasche, und holte heraus, was er da fand. Sehen Sie, arme Frau, hier sind einige Sechser, mehr habe ich jetzt nicht, aber morgen will ich mehr schaffen. Und ohne ihren Dank abzuwarten, eilte er nach Hause, nahm mehr Körbe, und bot sie so lange Jedermann aufdringend zu Kauf an, bis er die drey Thaler zusammen hatte, die er der Frau geben wollte, und nun ging er

voll Freuden zu ihr. Aber wie stutzte er, als er auf dem Stalle nichts fand, auch Keiner im ganzen Hause wissen wollte, daß da jemals eine arme kranke Frau gewesen wäre. Er mußte sich also beruhigen und sein Geld behalten. Nach einigen Tagen hielt ihn ein Lakay auf der Gasse an und forderte ihn zur Frau von ***. Will die gnädige Frau etwa Körbe kaufen? ich habe jetzt eigentlich keine für sie. Das weiß ich nicht, antwortete der Bediente, komme Er nur mit, Freund, und sorge er weiter um nichts. Er thats und kam vor die Dame, die ihn gnädig anredete: Hör Er, lieber Walter, Er hat meine ganze Achtung, Er ist ein außerordentlicher Mann, ein wahrer Christ, der tausend andere übertrifft. Der Korbmacher stutzte über dieses unerwartete Lob, und sahe die Dame starr an, die fortfuhr: Er hat vor ein paar Tagen eine kranke Frau auf jenem Heuboden äußerst liebreich bewohlthätigt, kennt Er sie nicht mehr? sehe Er mich recht an, das bin ich gewesen. Ach, gnädige Frau! mit diesen Worten fiel er ihr zu Füßen; was haben Sie mit mir gemacht! Keine übertriebene Demuth, lieber Walter, stehe Er auf, Er ist in meinen Augen größer als ich. Ich Thörin konnte mirs nicht als möglich denken, daß ein Mann von Seinem Schlage der Freude des Wohlthuns fähig wäre, und Er hat mich ganz davon überzeugt. Ich hatte von Seinem guten Herzen gehört, und wollte es auf die Probe stellen, darum hatte ich mich verkleidet und die Rolle gespielet, in der ich Ihn als einen solchen Ehrenmann kennen gelernt habe. Empfange Er nun dafür die Versicherung meiner wärmsten Freundschaft, und diesen geringen Beweis (es waren funfzig Dukaten), wie werth mir solche tugendhafte und fromme Leute sind, als Er ist. Will Er, so kann Er forthin in meinem Hause wohnen, und mit meinem

Ge-

Gesinde essen, denn ich habe solche Leute gern um und bey mir. Der Korbmacher wußte vor Erstaunen und Freude nicht, was er sagen sollte. Dank, gnädige Frau, stammelte er, schönen großen Dank! o wie gut sind Sie! ich nehme alles an, nur erlauben Sie, daß ich fortfahren darf, Körbe zu machen, um fernerhin Nothleidenden helfen zu können, denn das ist meine größte Lust in dieser Welt. Ja, gerne, würdiger Mann, erwiederte die Dame, Gott lohne Ihn dafür, und gebe Ihm viel eifrige Nachahmer.

In einem Dorfe in Deutschland lebten zwey schwächliche und siebenzigjährige Eheleute in der größten Eintracht, aber in der drückendsten Armuth. Ihre weit entfernten, in der Fremde herum flatternden Kinder konnten ihnen nicht helfen, und ihr feines Gefühl verstattete es nicht, zu klagen, oder um Almosen zu bitten, sondern sie erhielten sich bloß von der dürftigen Gabe, die ihnen mitleidige Nachbaren von Zeit zu Zeit aus eigenem Antriebe mittheilten, wobey sie denn nicht selten vergessen wurden; aber sie waren des Mangels so gewohnt, daß sie auch ungegessen zufrieden schlafen gehen konnten. Das Außerordentlichste dabey ist, daß der Mann, der Jakob hieß, immer aufgeräumt und lustig war, und sich vom Mangel nicht niederschlagen ließ. Eines Abends hört der Pastor des Dorfs, da er vor der Hütte des armen Paars vorüber geht, drinnen singen, und erkennet Jakobs Stimme. Aus Neugierde geht er hinein und redet ihn an: Je! guter Jakob, Ihr seyd ja recht aufgeräumt; sagt mir doch, warum? Ey nun, lieber Herr Pastor, antwortete er, um diese Stunde halten andere Leute ihre Abendmahlzeit, da vertreibe ich mir denn so die Eßgedanken mit Singen; freylich meine arme Liese — aber die hat mir versichert, daß sie nicht hun-

gere, sonst wäre mirs wohl nicht singerlich. Kommt mit mir, lieben Leute, sagte darauf der Pastor, Ihr sollt zu essen haben und auf meine Gesundheit ein Schluckchen trinken. Jakob thats, nahm mit vielen Danksagungen an, was man ihm gab, und ging damit weg. Aber der Pastor wird gewahr, daß er nicht auf seine Wohnung zugeht. Er schleicht ihm im Finstern nach, und sieht den guten Greis in eine elende Hütte gehen, in welcher eine Mutter mit ihren Kindern schon seit ein paar Tagen gehungert hatte. Hier nehmts, spricht er zu ihnen, esset, der Herr Pastor hat mirs geschenkt, ich habe mit meiner Frau am Drittel genug, uns schmeckts nicht mehr so, wie Euch armen unschuldigen Würmern. Der Pastor zeigt sich und läuft vor Verwunderung weinend dem Greise in die Arme. Lieber, guter Jakob, spricht er, behaltet das für Euch, was Ihr bekommen habt, ich will für diese ehrlichen Leute auch was holen lassen. Ach, lieben Kinder, daß ich Euch nicht alle glücklich machen kann! Als darauf der Pastor mit dem Jakob allein war, sagte er zu ihm: vortrefflicher Mann, wie sehr muß ich Euren Hang zum Wohlthun hochschätzen; aber Ihr dürft Eure Gutthätigkeit doch nicht so weit treiben, daß Ihr selbst dabey leidet. O Herr Pastor, versetzte dieser, Sie können sich nicht vorstellen, was mir das für Freude gewesen ist, der armen Familie Gutes gethan zu haben. Bey meiner Treu, ich habe mich dadurch mehr gesättiget, als wenn ich das alles gegessen hätte, was Sie mir geschenkt haben.

Zu einer vornehmen Wittwe, die durch den Prozeß, welchen ein naher Verwandter ihr machte, in solchen Mangel gerathen war, daß ihr auch das Nothdürftigste fehlte, kam ein Schuhmacher, um die Bezahlung seiner Arbeit zu bitten. Die verarmte

Dame,

Dame, außer Stand, solche Bitte zu erfüllen, bat ihn, noch einige Nachsicht mit ihr zu haben, sie hoffte in kurzem Geld zu bekommen, und dann sollte er der Erste seyn, den sie bezahlen würde. Der Schuster war unwillig, daß er leer nach Hause gehen sollte, stand und machte noch einige vergebliche Vorstellungen. Indeß bemerkte er, daß das Zimmer, worinnen er mit der Dame redete, nicht geheitzt war, obs gleich draußen ziemlich gefroren hatte. Dies machte ihn stutzen und kühn genug zu fragen: Gnädige Frau, wie kommts, daß hier nicht geheitzt ist? frieret Sie etwa nicht? Es kann ja Keiner bey der jetzigen Kälte ohne warmen Ofen aushalten. Allerdings, antwortete sie, frieret auch mich sehr, aber was soll ich machen, ich habe kein Holz. Wie? Sie kein Holz? erwiederte der Schuhmacher noch mehr stutzend. Ja, mein lieber Mann, sagte darauf die Dame; ersehet daraus, daß kein Stand vor Mangel schützen kann, und daß auch selbst vornehme Leute zuweilen des Nothdürftigsten entbehren müssen. Der Schuhmacher wurde innig gerührt, ob er schon aus Ehrfurcht vor der Dame stillschwieg, und ging nach Hause. Des andern Tages sah die Dame vier Fuder mit Holz vor ihr Quartier anfahren. Sie schickte die einzige Magd, die ihr noch übrig war, hinaus, und ließ fragen, was das zu bedeuten hätte, und diese berichtete ihr, das Holz wäre für sie. Sie konnte das nicht begreifen, und ließ die Leute, die das Holz gebracht hatten, vor sich kommen, welchen sie versicherte, das Holz könne unmöglich für sie seyn, weil sie keines gekauft hätte, sie würden sich vermuthlich irren, und ihr Haus für ein anderes angesehen haben. Die Leute aber bestanden darauf, es gehöre ihr, und erzählten bey der Gelegenheit, daß der Schuster ihr Wohlthäter wäre, der das Holz hergeschickt hätte.

hätte. Da nun die Dame es nicht glauben wollte, und sich beständig weigerte, das Holz anzunehmen, sahe sich einer von ihnen genöthigt, den Schuhmacher selbst zu holen. Der gute Mann kam, und war sehr betroffen. Gnädige Frau, sagte er mit thränenden Augen, es ist alles wahr, was die Leute gesagt haben, verzeihen Sie nur, ich habe Sie nicht beleidigen wollen. Ich war so gerührt, so gerührt, eine so große Dame, wie Sie, in einer so unangenehmen Lage zu sehen, daß ich nicht umhin konnte. Erbarmen Sie sich, und beschämen Sie mich nicht durch Verschmähung meines guten Willens. Sie können mir ja das Holz wieder bezahlen, wenn Sie Geld haben werden. Würdigen Sie mich der Gnade, es anzunehmen. Ich bin zwar ein armer Handwerksmann, aber ich habe doch ein Herz, und Ihr Zustand geht mir nahe. Die Dame konnte sich der Thränen kaum enthalten. Würdiger Mann, sagte sie, ja, ich will es annehmen; es wäre Undank, der unverzeihlichste Stolz, wenn ich Seine Gutthat verschmähen wollte. Ach! wären nur meine Verwandte auch so gute Menschen! Doch Gott wird mir helfen, und dann soll Er mir unvergeßlich seyn. Voll Freuden küßte der Schuster ihr die Hand, und schied froh, eine gute That gethan zu haben, von ihr. Nicht lange darnach gewann die Dame ihren Prozeß, und kam wieder in ihren vorigen Wohlstand. Alsbald sandte sie einen Kammerdiener zum Schuhmacher mit vierhundert Dukaten und einem Zettel, worinnen sie ihm für seine Großmuth herablassend dankte, und ihn bat, die vierhundert Dukaten, als eine Bezahlung des Holzes, entgegen zu nehmen. Der Schuster wußte nicht, wie ihm geschehen war. Was, sagte er, das Holz ist höchstens zwey Thaler werth, wie komme ich denn zu so vielem Gelde? Ja, sagte der

Kam-

Kammerdiener, mit wenigerm kann meine gnädige Frau solches nicht bezahlen; das Geld gehört Ihnen, behalten Sie es nur. Voll inniger Rührung eilte nun der Schuhmacher zur Dame hin, fiel ihr zu Füßen, und konnte seinen Dank nur stammeln, nicht ausdrücken. Die Dame hob ihn auf. Danket nicht, lieber Freund, sagte sie, ich, ich habe Ursach, Euch zu danken, und werde es Zeitlebens thun; Euer gutes Herz ist mir unvergeßlich. Bleibt mein Freund, und wenn Ihr je in Verlegenheit seyd, so kommt nur dreust zu mir, und rechnet auf meine unausbleibliche Hülfe.

Nichts ist schändlicher als Undankbarkeit, und Niemand hat so sehr alle Menschen wider sich, als einer, der Wohlthaten leichtsinnig vergessen kann, und im Stande ist, Gutes mit Bösem zu vergelten. Lerne also dankbar seyn aus folgenden Geschichten.

Zu einem Türkischen Kaiser wurde einst ein Gefangener gebracht, den er seinem Lieblinge und ersten Minister, mit Namen Abas, zur genauesten Verwahrung bis auf den andern Tag ernstlich empfahl, und den Abas, weil er den Monarchen zornig sahe und die Strenge seiner Befehle kannte, zu desto mehrerer Sicherheit, in sein eigenes Schlafgemach nahm, und ihn da anschließen und bewachen ließ. Am Abend, als er sich zu Bette legen wollte, sahe er diesen Gefangenen, von dem er wußte, daß er Tages darauf sterben sollte, mitleidig an, und fragte ihn, von wannen er wäre. Aus der Stadt Damas, antwortete dieser. Aus Damas? — Gott schütte seinen reichsten Segen über diese Stadt aus! sagte Abas. Wie so? fragte voll

voll Verwunderung der Gefangene. Abas antwortete: dort habe ich einem Manne mein Leben und mein jetziges Glück zu danken. Dies machte den Gefangenen neugierig, und er bat ihn dringend, ihm seine Geschichte zu erzählen. Abas ließ sich bereden, und that es folgendermaßen: Mein Kaiser, sagte er, schickte mich vor einigen Jahren in wichtigen Geschäften nach Damas. Ich fand dort die ganze Stadt rebellisch, und man überfiel mich in meinem Quartier mit dem Vorsatz, mich zu tödten. In der Angst entwischte ich zum Fenster hinaus und suchte Rettung bey einem Manne, der ruhig vor seiner Hausthüre saß. Er nahm mich sogleich mit vieler Güte auf und führte mich in eines seiner abgelegensten Zimmer, wo ich einige Wochen nicht nur vollkommen sicher, sondern auch in allem Ueberflusse lebte. Bis er endlich zu meiner größeren Sicherheit für nothwendig fand, daß ich mich heimlich davon machen und zum Kaiser selbst flüchten sollte. Ich genehmigte zwar diesen Rath, schwieg aber stille, weil ich zur Ausführung einer so weiten Reise nicht das Geringste hatte, und mich schämte, es zu gestehen. Allein wie erstaunte ich, als ich gegen die Nacht ein prächtig gesatteltes Pferd für mich, und viele Maulesel mit Lebensmitteln beladen, auch verschiedene Sklaven zu meiner Bedienung fertig sahe, die mein Beschützer mir freundlich übergab, und indem er mir zugleich eine beträchtliche Geldbörse einhändigte, mich bat, dies alles als ein Geschenk von ihm anzunehmen und ohne Verweilen mein Leben zu retten. Ich that es, habe aber nachher von diesem großmüthigen Manne, aller meiner angewandten Bemühungen ungeachtet, weiter nichts erfahren können, so sehr ich auch wünschte, ihm noch einmal vor meinem Ende meine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Dein Wunsch ist

erfül-

erfüllet, rief der Gefangene aus, ich bin der Mann; und weil er darauf noch einige Kleinigkeiten wiederholte, erkannte ihn daran der Minister vollkommen, obgleich die Zeit, sein jetziger Zustand und die gehabten Leiden sein Gesicht verändert hatten, und sogleich umarmte er ihn mit Thränen, riß seine Ketten los, und fragte ihn um die Ursach seiner Ungnade beym Kaiser. Nichtswürdige, verächtliche Feinde, sagte der Gefangene, haben mich unschuldiger Weise beym Monarchen angeschwärzt. Man hat mich in der größten Eilfertigkeit von Damas abgeführet, und die Grausamkeit gegen mich so weit getrieben, daß ich auch nicht einmal den Trost haben konnte, meine Frau und Kinder zu umarmen. Ich weiß das Schicksal nicht, das auf mich wartet; sollte aber das Todesurtheil an mir vollzogen werden, so beschwöre ich Dich, meiner Familie dies Unglück bekannt zu machen. Nein, Du wirst, Du sollst nicht sterben, erwiederte darauf der Minister voll Wärme, Du sollst Deine Familie wieder sehen, und Du bist von diesem Augenblick an frey. Hier hast Du einen Beutel mit tausend Dukaten, Pferde, Bediente und alles was Du bedarfst; eile und rette Dein Leben. Der Zorn des Kaisers falle auf mich, ich scheue ihn nicht, wenn ich so glücklich bin, Dich mit meinem Leben zu erhalten. Was für einen Antrag machst Du mir! versetzte der Gefangene; hältst Du mich wohl für so schlechtdenkend, ihn anzunehmen? Nein, ich fliehe nicht; sollte ich ein Leben aufopfern, das ich vormals erhalten habe, um jetzt das meinige zu retten? Willst Du ja etwas thun, so bitte für mich beym Kaiser; kannst Du mir seine Gnade wiederschaffen, so ists gut, wo nicht, so will ich gerne sterben. Bey diesen Gesinnungen blieb er, ungeachtet der Minister unablässig in ihn drang, die Flucht zu ergreifen.

Den

Den andern Morgen ging Abas zum Kaiser. Der erzürnte Monarch fragte ihn, ob er den Gefangenen brächte. Nein, antwortete Abas, es hat sich mit ihm etwas Außerordentliches zugetragen, erlaube mir, Dirs zu hinterbringen. Wie? rief darauf der Kaiser voll Zorn, ist er entflohen, so mußt Du für ihn sterben! Nein, gnädigster Herr, antwortete der Minister, mein Leben und das seinige sind in Deinen Händen, würdige mich nur eines Gehörs. Rede! versetzte der Monarch. Hierauf erzählte Abas alles, wie dieser Mann ihm sein Leben erhalten, und wie er jetzt, da er ihn aus Erkenntlichkeit gebeten, die Flucht zu nehmen, es großmüthig ausgeschlagen habe, aus Beysorge, ihn dadurch in Gefahr des Todes zu bringen. Unmöglich, fügte er hinzu, ist ein solcher ein Verbrecher; nein, Herr, ein so großmüthiger Mann kann es nicht seyn! Niederträchtige Neider und Verläumder haben unfehlbar ihn fälschlich angegeben. Der Kaiser, welcher von Natur eine erhabene und gütige Seele hatte, hörte diese Geschichte mit Erstaunen, und nachdem sie beendigt war, sprach er: bringe mir deinen Gefangenen her, ich verzeihe ihm, hinterbringe ihm selbst diese Nachricht. Mit Flügeln der lebhaftesten Freude eilte sogleich Abas zu seinem Freunde, und führte ihn zum Kaiser, der ihn nicht nur begnadigte, sondern auch, mit Geschenken und Ehrenbezeigungen überhäuft, zu den Seinigen nach Hause sandte.

In Amerika, zur Zeit des letzteren Krieges mit England, ereignete sichs, daß ein englischer Offizier, der mit seinem Regimente auf dem Marsche begriffen war, einen dasigen Wilden halb verschmachtet und ohnmächtig am Wege liegen sah, dessen Kopf ein junges wildes Mädchen, das seine Tochter war, im Schooß hatte. Er trat hinzu und fragte, was dem

Alten fehle. Das Mädchen seufzete und antwortete mit Thränen in den Augen: mein Vater ist krank, und unsre Leute, die sich vor Euch fürchten und davon geflohen sind, haben die Unbarmherzigkeit gehabt, ihn und mich hülflos im Stiche zu lassen, und nun weiß ich nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Der Offizier, den dies rührte, ließ ihm einen Trunk kaltes Wasser reichen, und als er sahe, daß ihn dies erfrischte, gab er ihm auch einen Schluck Brandwein und etwas zu essen; darauf befahl er, ihn auf einen Wagen zu legen und ins Lager zu führen, wohin das Mädchen ihn begleitete. Des andern Tages, als das Regiment seinen Marsch fortsetzen wollte, versorgte der Offizier seinen kranken Wilden mit einigen Arzeneyen und etwas Speise, und sagte ihm, er sollte nun allmählig zu seiner Heimath zurückkehren und sich pflegen. Aber der Wilde fiel ihm zu Füßen, weinte und bat flehentlich; Herr, erbarmet Euch mein! ich kann und werde nicht von Euch gehen, Ihr seyd mein Wohlthäter, mein Vater, Ihr habt mir das Leben gerettet, da meine hartherzigen Landsleute mich verlassen hatten. Nehmt mich nur mit, ich will Euch folgen bis an der Welt Ende, ich will Euch bedienen, Euch im Kriege streiten helfen, und mit meinem Leibe vor dem eurigen stehen, daß Euch die feindlichen Geschosse nicht treffen sollen. Desgleichen bat auch das Mädchen, daß sich der Offizier endlich genöthigt sahe, sie beyde zu behalten. Und in der That haben sie ihm nachher aus Dankbarkeit viele Dienste gethan, und bey allen beschwerlichen Märschen treulich beygestanden, das Mädchen mit ihren weiblichen Arbeiten und der Vater mit sorgfältiger Aufwartung und Hütung seiner Sachen. Insonderheit aber, wenn, wie es in dem wilden unbebauten Lande oft geschah, das Regiment

ment Mängel an Proviant litt, ging der Alte täglich mit Gefahr seines Lebens auf die Jagd, und das Mädchen fischte so fleißig, daß es dem Offizier an nichts fehlte, ungeachtet er ihnen ihre Gaben sonst nicht, als höchstens mit einem Glas Brandwein des Tages, vergelten konnte. Sie würden sich auch niemals von ihm getrennt haben, wenn nicht beym Friedensschluß ausdrücklich wäre verordnet worden, daß kein einziger Landeseinwohner sichs unterstehen sollte, mit der abziehenden Armee nach England hinüber zu gehen, sondern ein jeder bey seinem Volke und in seiner Heimath bleiben sollte; welches denn, wiewohl unter vielen Thränen, geschehen mußte.

Wer zwar mit Rath, mit Trost und Schutz
Den Nächsten unterstützet;
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet;
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht;
Der liebt noch seinen Nächsten nicht.

Zweyte Fortsetzung der Erdbeschreibung und Naturgeschichte.

So wie die Menschen in allen fünf Theilen der Welt von einander verschieden sind, so sind es noch weit mehr die Thiere. Ein jeder Welttheil hat seine ihm eigenen und besonderen Thiere. Vorzüglich sind unter denen, welche man im heißen Erdstrich, als in Asien und Afrika, antrifft, viele merkwürdig, als z. E. der Elephant, das Kameel, der Löwe, der Tieger, das Krokodill, die Affen und andere mehr.

Der Elephant ist vorzüglich in Ostindien, wie auch in einigen Gegenden von Afrika, zu Hause, und daselbst ein gewöhnliches Lastthier, das zwar wild aufwächset, nachher aber gefangen, zahm gemacht und ab-

abgerichtet wird. Es ist ein großes Thier von drey Faden lang, und bisweilen mehr als zwey Faden hoch und breit, hat statt der Nase einen langen Rüssel, den es nach Belieben krümmen, verkürzen und verlängern kann, und womit es alles verrichtet, sogar isset und trinket, indem es mit demselben Gras oder Getreide abpflücket und in seinen kleinen Mund, den es unterm Rüssel am Halse hat, hinein stopfet, Wasser aber einschlürfet und nachgehends wieder ins Maul hineinsprützet. Sein Kopf, der fast ohne Hals dicht am Rumpfe sitzt, ist gegen zwey Ellen breit, seine Augen aber, die eben so weit auseinander stehen, sind nicht viel größer als die unserer Pferde, wobey ihm seine Ohren, wie lange breite Lappen, dicht am Kopfe herabhängen. Seine Füße sind so plump und dick, wie die Halbtonnen, und, nach Verhältniß seines ungeheuern Körpers, mehr zu kurz als zu lang; indessen kann es doch hurtig laufen, nur fallen muß es nicht, denn es wird ihm schwer, wieder aufzustehen. Dieses Thier kann auch vortrefflich schwimmen, und sowohl schwimmend, als laufend, erstaunliche Lasten von acht und mehr Schiffpfunden tragen. Die Ostindianer brauchen es auch zum Ziehen und Schleppen, daß sie also alle Arbeiten mit ihm verrichten können. Auf beyden Seiten seines Rüssels hat es zwey gebogene Zähne, die über zwey Ellen lang sind, und die es alle zwey Jahre abwerfen soll. Diese Elephantenzähne sind das sogenannte Elfenbein, womit die Indianer einen einträglichen Handel treiben, und woraus man die köstlichsten Sachen verfertiget. Aus seiner Haut, die gemeiniglich dunkelbraun, oder aschgrau, und dicker als ein Finger ist, wird starkes brauchbares Leder bereitet, und sein Fleisch, besonders seinen Rüssel, essen die Indianer. Sie leben bis zweyhundert Jahre, und sind

so

so häufig, daß fast kein einziger Indianer gefunden wird, der nicht einen oder zwey zahmgemachte Elephanten zu seinem Gebrauch besitzen sollte; die Reichen halten ihrer bis zehn, und die regierenden Herren bis zweyhundert Stücke. Von den wilden ist man oft genöthigt, einige zu tödten, weil sie in den Reißfeldern großen Schaden thun. Sonst sind sie, selbst im Stande der Wildheit, nicht sehr böse. Man kann ihnen ohne Gefahr begegnen, nur muß man ihnen aus dem Wege gehn, und sie durchaus nicht beleidigen, weil sie sonst bald wüthend werden, und alsdann ihren Beleidiger entweder auf der Stelle todtschlagen, oder mit ihrem Rüssel hoch in die Luft schleudern, wieder auffangen, und unter sich mit den Füßen zerquetschen. Sie können mit dem Rüssel ziemlich große Bäume sammt der Wurzel aus der Erde reißen, und Lasten von acht Schiffpfunden heben und auf den Rücken werfen. Die Stärke ihres Rüssels ist auch Ursach, daß kein anderes Thier, es sey so stark und grimmig als es wolle, sie anders als durch List oder im Schlaf zu überwältigen vermag. Indessen können sie doch mit demselben auch die subtilsten Handlungen verrichten, als: einen Ferding von der Erde aufheben, in Stricke gemachte Knoten auflösen, aus einer Bouteille den Korken ziehen, und das darinnen Befindliche austrinken, ein Schloß durch Umdrehung des Schlüssels auf- und zumachen, und andere Künste mehr, die ihnen leicht beyzubringen sind. In alten Zeiten gebrauchte man sie sogar im Kriege, indem man hölzerne Thürme auf ihren Rücken baute, worinnen bis dreyßig Soldaten sich wehren konnten, wie davon Beyspiele selbst in der Bibel sind.

Nach dem Elephanten ist das Kameel den Indianern, Persianern, Türken und Arabern ein sehr nütz-

nützliches und fast unentbehrliches Thier. Es ist größer als ein Pferd, hat lange Beine, einen sehr langen Hals, aber kleinen unansehnlichen Kopf mit kleinen Ohren, an den Füßen gespaltene Klauen, und auf dem Rücken einen großen Buckel; andere haben auch zwey Buckel. Es ist ein zahmes Thier, und wird sowohl zum Lasttragen, als zum Reiten und Fahren gebraucht. Wenn es beladen werden soll, oder wenn man hinaufsteigen will, um darauf zu reiten, wirft es sich auf die Knie nieder, und bleibt so lange liegen, bis man es ermuntert, aufzustehen; und alsdann kann es einen ganzen Tag, ja wenns Noth thut, viele Tage und Nächte hintereinander fortwandern, ohne im geringsten auszuruhen, noch etwas zu fressen oder zu saufen, auf welchen Fall aber es vor der Reise gut gefüttert und wohl getränket werden muß. Es kann auch eine große Menge Wasser auf einmal einsaufen und lange frisch bey sich behalten, welches seinen Herrn in jenen dürren Gegenden, wo bisweilen auf viele Meilen weit es weder Brunnen, noch Flüsse, noch Moräste giebt, sehr zu statten kommt, indem diese alsdann, wenn sie an Wasser zu kurz kommen, und sich vor Heftigkeit des Dursts sonst nicht zu retten wissen, eines von ihren Kameelen aufhauen, mit dem darin befindlichen Wasser sich erquicken, und sodann weiter reisen. Die jungen Kameele, wenn sie noch saugen, werden gegessen. Von den alten aber ist sonst nichts brauchbar als das Haar, welches ihnen alle Jahre ausfällt, und woraus Zeuge, auch Strümpfe und Hüte, verfertigt werden. Unser sogenanntes Kameelgarn aber wird keinesweges davon, sondern von gut bereiteter Schaafswolle gemacht. Man findet den Gebrauch der Kameele schon von alten Zeiten her in der Bibel bemerket.

Der

Der Löwe gehört zu den wilden und reißenden Thieren jener heißen Weltgegenden. Er ist vorzüglich in Afrika zu Hause, und unter allen das edelste und mächtigste, aber auch das verwegenste und schrecklichste Thier auf dem Erdboden. Seine Höhe ist gegen zwey Ellen und seine Länge drey Ellen und drüber. Er hat einen breiten der Katze ähnlichen Kopf, eine starke Brust und dicke kralligte Pfoten. Vom Kopfe bis auf die Hälfte des Leibes trägt er lange zottigte Mähnen, die aber der Löwin fehlen, sein Hintertheil hingegen ist glatt und schlank. Sein Schwanz ist eben so lang als er selbst, ganz glatt, nur am Ende mit einem Haarbüschel gezieret; seine Farbe ist rothgelb; ihn kann kein Thier überwältigen; er hingegen zerreißt und frißt alle andere, bis auf den Elephanten, der ihm zu stark, und den Tieger, der ihm zu listig ist. Wenn er entweder sehr hungrig, oder aufgebracht ist, so fällt er auch Menschen an; doch findet er Menschen und Thiere beysammen, so würgt er nur diese und läßt die Menschen gehen. Wenn er aber satt ist, thut er keinem etwas. Seinen Zorn verräth er durch Schütteln der Mähnen und durch Wedeln mit dem Schwanze, den er in vermehrter Wuth mit Heftigkeit an die Erde schlägt und wieder auf den Rücken zurückwirft. Ist sein Schwanz ruhig, so hat er nichts Böses im Sinne. Vor seinen Jägern und Verfolgern wird er niemals laufen, so lange er im freyen Felde ist; kommt er aber ins Gesträuche, so ziehet er aus. Man soll ihn auch durch Feuer und Hahnengeschrey verjagen können. Sein Brüllen ist entsetzlich und sehr weit zu hören. Wenn er aus seinem weiten fürchterlichen Rachen ein Gebrüll herausdonnert, zittert und bebt alles um ihn her. Indessen ist er doch großmüthig und läßt kleine wehrlose Thiere ruhig um sich hergehen. Ja, man

kann

kann ihn sogar zähmen, und es giebt Beyspiele aus der alten Geschichte, daß man Löwen an Wagen gespannt und sich von ihnen hat fortziehen lassen. Die Neger und Mohren fangen sie jung, auch alt, essen ihr Fleisch und nutzen ihre Felle zu Mänteln und Bettdecken. Die Jungen nehmen sie heimlich, in Abwesenheit der Mütter, aus ihren Lagern; die Alten aber schießen sie entweder todt oder stellen ihnen Fallgruben, wie wir den Wölfen thun. Wenn nun ein Löwe in eine solche Grube gestürzt und gefangen ist, so schämt er sich und ist ganz stille und muthlos, dergestalt, daß man getrost in die Grube steigen, ihm einen Maulkorb und eine Kette anlegen, und sodann führen kann, wohin man will.

Weit wilder und grausamer, als der Löwe, ist der Tieger, dabey auch viel geschwinder, listiger und falscher. Man findet ihn hin und wieder in Afrika, aber vorzüglich in Ostindien, doch nicht sehr häufig mehr. Seine Leibesstatur ist katzenartig, glatt und schlank, von der Größe einer jungen Kuh, mit langem Schwanz und Katzenpfoten, und seine Farbe gelblichweiß mit schwarzen Flecken und Streifen, so daß ihm an Schönheit des Felles so leicht kein vierfüßiges Thier gleich kommt. Dabey glänzen seine Augen wie Feuer. Er kann entsetzlich schnell laufen, fünf bis sechs Ellen weite Sprünge thun und auf Bäume klettern. Seine Grausamkeit übertrifft alles; er überfällt und mordet alles, was ihm vorkommt, Menschen, Thiere und Vögel, in einem fort, es mag ihn hungern oder nicht; ja, im Hunger erwürgt er sogar seine Kinder, und wenn ein Weibchen es wehren will, so zerreißt er auch dieses. Er ist so stark, daß er ein lebendiges Pferd oder einen Ochsen im Rachen nehmen und so geschwind damit fortspringen kann, als hätte er nur

einen Hasen. Er greift auch den größten Elephanten an, und reißt ihm den Rüssel ab, springt ihm auf den Nacken und zerfleischt ihn. Die Indianer suchen ihn überall zu verfolgen und auszurotten; sie essen sein Fleisch und gebrauchen sein Fell zu allerhand Dingen. In Europa gebraucht man die Tiegerfelle zu Pferdedecken, sie sind aber sehr theuer.

Das Krokodill ist ein Thier, das wie eine Eidechse aussiehet, aber schuppigt und sehr groß ist, von vier bis fünf Faden lang, jedoch nur einer Elle breit. Man findet es in Afrika, vorzüglich im Königreiche Egypten, in einigen Gegenden von Asien und häufig in den großen Flüssen von Amerika; denn es gehört zu den Amphibien, das ist, zu der Art von Thieren, die, wie unsere Frösche, eben sowohl im Wasser als auf dem Lande leben können. Sie werfen auch keine lebendige Jungen, sondern legen Eyer, ungefähr so groß wie Gänseeyer, die sie in den Sand graben, und von der Sonnenhitze ausbrüten lassen. Dies Thier ist Menschen und Thieren sehr gefährlich, denn es hat einen großen Rachen voll langer spitziger Zähne, und mordet und frißt alles, was es findet, sogar Gras, Fische, Schlangen und Eidechsen. Den Menschen lauert es auf, indem es ganze Stunden und Tage lang im Schilf ohne alle Bewegung lieget und wartet, bis ein Mensch unvorsichtig genug ist, ans Ufer schlafen oder baden zu gehen. Ja man hat Beyspiele, daß dies abscheuliche Thier Leute aus den Böten gerissen und vor Aller Augen, ohne daß man sie hat retten können, gefressen habe. Es würde sich erstaunlich vermehren, indem es alle Jahre hundert und mehr Eyer leget, wenn nicht ein kleines Thier, das man die Pharaonsmaus nennt, und welches fast so groß und gebildet wie ein Marder ist, diese Eyer allenthalben auf-

aufsuchen, zerbrechen und verzehren würde. Auch sagt man, daß die Krokodille sich untereinander selbst auffressen sollen.

Affen hat man in Asien, Afrika und Amerika sehr viele und von verschiedener Gattung, große und kleine, mit und ohne Schwänze. Die merkwürdigsten darunter sind die Orang-Utange, die Paviane und die Meerkatzen. Ueberhaupt sind die Affen Thiere, welche unter allen andern an Gestalt und Gebehrden mit den Menschen die größeste Aehnlichkeit haben. Sie gehen auch mehrentheils aufrecht auf zwey Füßen, wie die Menschen, und haben ein glattes menschenähnliches Gesicht, auch Hände, Finger und Nägel wie sie, nur einen rauchen haarigen Leib. Die Weibchen tragen auch ihre Jungen auf dem Rücken, und wenn sie solche säugen wollen, nehmen sie sie in die Arme, und legen sie an die Brust, eben so wie die Menschen. Sie leben auch wie Menschen in Völkerschaften zu einigen Hunderten beysammen, haben ihre Oberhäupter, denen sie gehorchen, versammeln und berathschlagen sich mit einander, vertheidigen einander, stellen Schildwachen aus und lösen sie ab, bestrafen die Nachlässigen u. s. w. Besonders sind sie sehr geneigt, alles, was sie am Menschen sehen, nachzuahmen, wodurch sie auch gefangen werden. Denn man darf nur so, daß sie's sehen, sich das Gesicht waschen, und beym Hinweggehen ein Gefäß mit Leimwasser zurücklassen, so kommen sie und waschen sich auch, verkleben sich aber die Augen; oder man ziehet in ihrer Gegenwart Stiefeln an und aus, und läßt ein Paar andere mit Harz oder Pech ausgeschmiert zurück, so ziehen sie solche an, bleiben darin kleben und können nicht mehr entlaufen. Sonst aber sind sie lebendig sehr schwer zu fangen, denn sie springen erstaunlich geschwind auf die höchsten

Bäume, und sogar von einem Baum zum andern. Greift man sie aber im freyen Felde an, so gehen sie haufenweise kühn auf ihren Feind los, wehren sich mit Beißen und Kratzen, und werfen mit Steinen, Knütteln und allem, was sie finden, um sich. Ihre Nahrung besteht in allerley Baum- und Feldfrüchten, weswegen sie großen Schaden in Gärten und Feldern zu thun pflegen. Bey Einsammlung ihres Fraßes sind sie sehr listig und behutsam. Sie stellen immer Wachen aus, und wenn sie einen Obstgarten bestehlen wollen, steigt erst einer von ihnen auf den höchsten Baum und übersieht die ganze Gegend. Merkt er keine Gefahr, so giebt er ein Zeichen, und in dem Augenblick ist die ganze Gesellschaft versammelt. Einige steigen auf die Bäume, pflücken das Obst ab und werfen es den Untern zu, diese aber werfen es wieder den Entferntern zu, und die Letzten sammeln es auf Haufen. Diese Ordnung beobachten sie so lange, bis sie an ihre Wohnungen kommen, wo sie alles fröhlich verzehren. Werden sie aber auf dem Diebstahl ertappt, so laufen sie mit einem gräßlichen Geschrey plötzlich davon und zerreißen zur Strafe ihre Schildwachen. Wenn sie gefangen und zahm gemacht sind, kann man sie zu allerley Künsten abrichten, als: zum Seiltanzen, die Trommel zu schlagen, mit der Flinte zu exerziren, zum Holztragen, Tanzen, Reiten, Fahren u. s. w. Vorzüglich ist der Orang-Utang ein sehr gelehrtes Thier. Er geht nicht anders als aufrecht, hat keinen Schwanz und ist so groß als ein Mensch, ihm auch überhaupt am meisten ähnlich, und nicht so böse und verstohlen als die andern Affen. Wenn er zahm gemacht worden, soll man ihn zu allerhand Dienstleistungen gebrauchen können, als: zum Stubenfegen, Gläser- und Tellerwaschen, Essenauftragen, Bratspieß-

spießdrehen, Holz- und Wassertragen u. s. w. Er kann auch mit Löffel, Messer und Gabel essen, und macht sich sein Bette, worauf er schläft, selbst. So lange er wild ist, wohnt und lebt er nur in den dicksten Wäldern von Afrika und Ostindien, thut auch sonst keinen Schaden, als daß er zuweilen den Negern ihre kleinen Kinder wegstiehlt und, als ob es seine wären, zu behalten sucht. Nach Europa kann man ihn nicht bringen, weil er ganz und gar keine Kälte verträgt und leicht stirbt, man mag ihn pflegen, wie man will. Paviane hingegen sieht man oft in Europa. Diese Affen sind nur in Ostindien zu Hause und nicht so groß, auch nicht soviel den Menschen ähnlich, als die Orang-Utangs. Sie haben vielmehr einen länglichten Hundekopf und ein kurzes Schwänzchen. Sonst aber sind sie sehr schön, gelehrig und lustig, und so leicht zahm zu machen, daß man ihnen Kleider anziehen, mit ihnen spielen und sonst allerley Spaß treiben kann. Die Meerkatzen holt man aus Amerika, welches ihr einziges Vaterland ist. Sie haben meist alle lange haarige Schwänze und mehr Aehnlichkeit mit Katzen, als mit den gewöhnlichen Affen. Die größten von ihnen sind nur so groß, als ein Fuchs, und überhaupt sehr kühne, falsche und tückische Thiere. Doch kann man auch sie, wiewohl sehr schwer, zahm machen und abrichten.

(Die Fortsetzung folget.)

Lobsinget Gott, und betet an!
Es dank', es rühm', es singe,
Es jauchze, wer nur jauchzen kann,
Dem Schöpfer aller Dinge!
Wie groß, wie schön ist seine Kraft!
Wie herrlich, wie untadelhaft
Sind alle seine Werke!

Der

Der Tadler.

Eine Fabel.

Ein Klügling, der alles zu tadeln pflegte, was er sahe, wagte es einmal, sogar die Schöpfung Gottes zu meistern, da er eine Kürbisranke, von großen schweren Kürbissen zur Erde niedergedrückt, gewahr wurde. Wenn ich Schöpfer gewesen wäre, dachte er bey sich selbst, so hätte ich das auch anders gemacht. Ich hätte eine so große Frucht nicht an einem so schwachen Stengelchen, sondern an einem starken Eichbaume wachsen lassen. Mit diesem Gedanken ging er weiter und legte sich, weil es heiß und er müde war, in den Schatten einer Eiche schlafen. Bald darauf entstand ein gewaltiger Sturm, der den Eichbaum so schüttelte, daß seine Eicheln haufenweise herabfielen, und dem klugen Schläfer Gesicht und Hände tüchtig zerschlugen. Als er nun von diesen Schmerzen erwachte, so besann er sich und sagte: Wie dumm habe ich nicht geurtheilt! Wenn diese Eicheln nun lauter Kürbisse gewesen wären, so hätten sie mich ja gar todtgeschlagen.

Lehre: Sey mit der Einrichtung und den Fügungen des allweisen Gottes zufrieden und murre nicht. Am Ende wirst du es mit Dank erkennen, daß er Alles wohl machet.

Die alte und die junge Maus.

Eine andere Fabel.

Eine alte abgelebte Maus rief noch vor ihrem Ende ihr junges, unerfahrenes Kind zu sich, und sprach: Mein Kind, ich sterbe und laß dir einen guten Vorrath von allerley Speisen zurücke. Iß denn und sey fröhlich!

lich! damit kannst du noch manches Jahr auskommen. Doch sey auch damit zufrieden, und hüte dich vor dem Naschen, und insonderheit vor Speck, denn der hat schon manchen deiner Brüder ums Leben gebracht. Darauf starb sie, und die junge Maus ließ sichs recht wohl schmecken. Mit der Zeit aber wurde sie dieses Fraßes überdrüßig und nach anderer Kost lüstern. Sie wanderte also umher, und kam auch an Speck. Anfänglich fürchtete sie sich davor, doch der schöne Geruch und das Beyspiel anderer Mäuse, die ohne zu sterben davon fraßen, verführte sie, ihn auch zu versuchen. Sie aß, und weil er ihr so schön schmeckte, lachte sie bey sich selbst über die Einfalt ihrer Mutter, die so furchtsam gewesen war, und sie davor gewarnet hatte. Nicht lange darnach fand sie ein vortrefflich gebratenes Stück Speck in einer Falle befestigt. Sie ging ohne Bedenken hin, es zu fressen; allein siehe! plötzlich war sie gefangen und mußte ihre Näscherey mit dem Leben bezahlen.

Lehre: So gehts, wenn Kinder den klugen Rath ihrer Eltern in den Wind schlagen und wohl gar verlachen; zuletzt bereuen sie es zu spät.

Auflösung der vorigen Räthsel.

1) Der Sarg.
2) Die wurmstichige Nuß.
3) Die Scheere.
4) Der Schnee.
5) Die Rose.
6) Der heutige Tag.

Neue Räthsel.

1) Die ganze Haut, das ganze Blut von mir nimmst, presset du mir aus, verzehrst es mit Begier in Speis und Trank, jedoch mein Fleisch gilt nichts bey dir.
2) Ich rede ohne Zunge, ich schreye ohne Lunge, ich nehme Theil an Freud' und Schmerz; und habe doch kein Herz.

3) Wer meine Früchte will genießen, der suche auf meinen Zweigen nie; er schüttelt, bricht und pflückt umsonst, und findet sie, wenn er den Stamm zerstört, bloß unter meinen Füßen.
4) Ich wachse aus der Erde und kleide Jedermann, vom Kaiser und vom König, bis auf den Bettelmann.
5) Weiß ist der Bruder, schwarz die Schwester, und jedes glüht so sehr von Haß, daß, wenn nur eins das andre sieht, es schaudervoll auf und von dannen flieht.
6) Zwey Köpf' und nur zwey Arme, sechs Füß' und nur zehn Zehen, vier Füße nur im Gange! wie soll ich das verstehen?

Menschen, die ein böses Gewissen haben, sind immer schüchtern, und daher leicht zu erschrecken; der Tugendhafte darf nichts fürchten.

Ein Mann, der vom Handel lebte, und deswegen zu einem Jahrmarkte ging, um daselbst Vieh aufzukaufen ward unterweges in einem Walde von Räubern überfallen, die ihm alles Geld, auch sogar seine Kleider, abnahmen und davon liefen. Es ereignete sich aber, daß gleich darauf ein Mohr, der bey einem vornehmen Herrn als Lakay diente, dieselbe Straße wanderte. Als er nun den armen Geplünderten am Wege weinen fand, und die Ursache davon erfahren hatte, fragte er ihn, ob die Räuber wohl weit gegangen seyn könnten? Nein, antwortete dieser, eben jetzt haben sie mich verlassen und ihren Weg dorthin genommen. Das ist gut, sagte der Mohr, sey nur ruhig, ich will Dir das Deinige bald wieder verschaffen. In dem Augenblicke zog er sich ganz nackend aus, gab dem Manne seine Kleider und sein Hemd zum Verwahren, und rannte so nackt und bloß in seinem kohlschwarzen Mohrenleibe hinter die Räuber her, und da er sie eingeholet

let hatte, schrie er ihnen mit einer verstellten fürchterlichen Stimme nach: Haltet, Ihr Bösewichter! Falls Ihr nicht sogleich den Augenblick jenem Manne dort, den Ihr geplündert habt, das Seinige bis auf den letzten Schilling wiedergebet, so hole ich Euch alle lebendig zur Hölle. Die Räuber, als sie dies seltsame Drohen hörten, und den nackenden Schwarzen hinter sich gewahr wurden, erschraken aufs heftigste, indem sie ihn für den leibhaften Teufel selbst hielten, warfen sogleich alles, was sie bey sich hatten, zur Erde, und entflohen so schnell, als es ihnen nur möglich war. Der vermeinte Teufel ließ sie immer fliehen, raffte das Weggeworfene zusammen, und brachte es seinem geplünderten Freunde, der nicht nur das Seinige richtig wiederfand, sondern noch zwanzig Reichsthaler drüber, welche die Räuber von dem Ihrigen in der Bestürzung mit hingeworfen hatten.

Wie thörigt die Furcht vor Gespenstern sey, und wie zuverlässig alle Gespensterhistörchen entweder nur erdichtet sind, oder doch von Selbstbetrug und Irrthum herrühren, beweisen auch folgende Geschichten.

Ein Mann mußte seiner Geschäfte wegen des Nachts durch einen Wald reiten, und weil es kalt war und regnete, hatte er einen Pelz umgenommen, aber, um ihn durch den Regen nicht zu verderben, verkehrt angezogen, und dazu seine Mütze tief ins Gesicht gedrückt. Als er nun in den Wald kam, ward sein Pferd scheu, und wollte nicht weiter fortgehen; und plötzlich erblickte er einen Sarg, worin ein blutig zerschlagener todter Körper lag. Er erschrak davor

vor so sehr, daß er zitterte und bebte, und weil er es für ein Gespenst hielt, so kehrte er eiligst um und dankte Gott, daß er noch ohne Schaden wieder zurück in den Krug kam. Hier aber fand er auch Alles in Furcht und Schrecken, und man erzählte ihm unter vielen Betheurungen, es hätte sich der Teufel auf einem schwarzen Pferde reitend im Walde sehen lassen. Als er aber genauer nachforschte, und man ihm die Erscheinung recht beschrieben hatte, so fand sichs, daß er selbst dieser Teufel war. Die Sache verhielt sich so: Es war ein Mensch im Walde erschlagen worden; diesen zu begraben, hatte man einige Bauern befehligt. Als sie nun eben im Begriff waren, solchen Befehl ins Werk zu richten, und schon die Leiche in den Sarg geleget hatten, siehe! da kam unser Reisender in seinem rauchen Pelze und großer Reisemütze auf einem schwarzen Pferde angeritten. Davor entsetzten sich die Bauern und liefen alle davon; der Reiter aber erschrak selbst vor der allein zurückgelassenen Leiche. Und so waren sie beyde auf eine lächerliche Art betrogen.

Auf einem Kirchhofe, an den ein großer Obstgarten stieß, hatte sich seit einigen Nächten ein weißes Gespenst sehen lassen, und viel Leute erschreckt, wovon die ganze Nachbarschaft fürchterliche Erzählungen machte. Es traf sich aber, daß ein Jäger, der von alle diesem nichts wußte, und sonst ziemlich beherzt war, sich auf der Jagd verspätet hatte. Als er nun im Nachhausegehen auf diesen Kirchhof kam, und das weiße Gespenst erblickte, erschrak er zwar anfänglich, aber er lief nicht feige davon, sondern faßte sich, blieb aufmerksam stehen, und rief ihm zu: Halt, wer bist du? weil nun das Gespenst nicht für dienlich erachtete, zu antworten, so schoß er darauf los, und traf es so gut, daß es über und über purzelte und jämmerlich

lich zu schreyen anfing. Da ging er nun näher hinzu und fand, daß es ein Bauerjunge war, dem er beyde Beine voll Schroot geschossen hatte, und den er deswegen aufheben und ins nächste Haus tragen mußte. Als man nun den Morgen darauf den Jungen scharf befragte, warum er sich als ein Gespenst verkleidet hätte, gestand er, daß er sich mit mehreren verabredet gehabt, Aepfel aus dem Garten zu stehlen; damit aber Niemand sie stören oder gar ertappen mögte, hätte immer einer von ihnen ein weißes Hemd anziehen, und als ein Gespenst die Leute vom Kirchhofe wegscheuchen müssen.

In dem Schlosse einer vornehmen adelichen Dame, deren Gemahl kürzlich gestorben war, fing es an erbärmlich zu spuken, vornehmlich auf dem Boden, wo das Gespenst viel Lermens machte, auch die vorübergehenden Leute auf der Straße oftmals mit Kalk und Steinen warf. Es blieb aber nicht immer auf dem Boden. Es ging auch bisweilen unter dem fürchterlichen Geklirre einer langen Kette des Nachts im Hause umher, und insonderheit in der Küche, wo es Kessel, Töpfe, Schüsseln und Teller umher warf, und alles, was Eßbares darin war, verzehrte. Einsmals ward es von ungefähr der Koch gewahr; voll Schrecken lief er davon, und erzählte, er habe es ganz rauch und wie ein grimmiges Thier gestaltet, mit feurigen Augen, einem langen Barte, gräßlichen Klauen und mit Ketten behangen, gesehen. Und nun war Alles so in Angst, daß selbst die adeliche Dame nicht wußte, was sie dabey anfangen sollte. Es wollte aber ein junger Offizier seinen Muth beweisen, und wagte es, in Gesellschaft eines handfesten Bedienten, das Gespenst zu belauschen. Dieses kam auch nach seiner Gewohnheit in der Nacht mit dem Kettengeräusche

räusche zur Küche. Sogleich ergriff der muthige Held das Licht mit der einen Hand, und einen Säbel mit der andern, und ging ihm nach. Kaum aber hatte er die Küchenthüre eiligst geöffnet, als das Licht verlosch; und nun wollte er fliehen, aber umsonst, das Gespenst saß ihm schon auf dem Halse und zerkratzte ihn dermaßen, daß er jämmerlich schrie und zuletzt in Ohnmacht fiel. Der Bediente, der glücklich entkommen war, weckte das ganze Haus auf, um seinem Herrn Hülfe zu schaffen. In der Verwirrung aber hatte man die Thüre der Bedientenkammer offen gelassen. Hier hinein schlüpfte nun das Gespenst, und warf Kleider, Hüte, Stiefeln und Alles, was es fand, über und über, und ging am Ende nach seinem Boden davon. Ein andermal kam ein Bauer mit einem Tuche voll Aepfel und wollte sie oben zur Herrschaft bringen; er verfehlte aber die Treppe und gerieth auf den Boden. Sogleich war das Gespenst da und riß ihm die Aepfel so ungestüm weg, daß der arme Bauer im äußersten Schrecken die Treppe mehr herunterfiel als lief, und Jedermann Stein und Bein zuschwur, ihm wäre der leibhafte Teufel in Ketten und Banden erschienen. So gings denn mehrmals zu, daß zuletzt sich Keiner erdreistete auf den Boden zu gehen, noch anders, als am Tage, im Hause was vorzunehmen. Daß in der ganzen Stadt ein Langes und Breites davon geredet wurde, wird man leicht glauben. Dies aber bewegte einen berüchtigten Geisterbanner, der einfältig genug war, sich und Andern einzubilden, daß er die Wundergabe besäße, böse Geister vertreiben zu können, zur Dame zu kommen und ihr mit vieler Prahlerey seine guten Dienste anzubieten. Die Dame, ob sie gleich weder leicht- noch abergläubig war, ließ sich doch von ihm bereden, und erlaubte ihm, sein Heil zu versuchen,

weil

weil sie sonst kein anderes Mittel wußte, von diesem lästigen Poltergeiste loszukommen. Er ging also, voll Vertrauen auf seine Geschicklichkeit und im Herzen schon über den Sieg frohlockend, den er gewiß davon zu tragen hoffte, in Gesellschaft zweyer seiner Kameraden, mit den nöthig erachteten Geräthschaften reichlich versehen, unter lautem Beschwören und Teufelsbannen zum Boden hinauf. Sie hatten aber kaum die letzte Stufe der Treppe betreten, als schon das Gespenst in einem Winkel des Bodens sich schrecklich erhob, mit feuerblinzenden Augen sie ansah, die Zähne zeigte, Zorn schnaubte, und auf einmal sammt der Kette einen so grimmigen Sprung auf sie zu that, daß sie über Hals und Kopf die Treppe hinunter purzelten, und halb todt und verwundet da lagen. Da war nun alle Hoffnung aus, den Geist jemals aus dem unglücklichen Hause zu verbannen, und die adeliche Dame machte schon Anstalt, es gänzlich zu verlassen, als auf einmal das Gerücht zu den Ohren eines benachbarten Edelmanns kam, dem vor nicht langer Zeit ein großer Affe, den er seiner Wildheit und Ungezogenheit halber immer an der Kette gehalten hatte, sammt dieser Kette entsprungen und unsichtbar geworden war. Diesem fiel das auf, und er dachte bey sich selbst: Ey! sollte das nicht vielleicht dein entlaufener Affe seyn, der so viel Streiche macht. Er ging darauf zur Dame hin, und sagte ihr: Was geben Sie mir, so hoffe ich Sie von diesem argen Schreckensgeiste zu erlösen. Die Dame versprach alles, was sie nur konnte. Spornstreichs ging der Edelmann beherzt, und nur mit einem Stock in der Hand, auf den Boden und rief seinen Affen beym Namen. Dieser, mit der Stimme seines Herrn bekannt, kam liebkosend zu ihm, und nun ergriff ihm derselbe bey der Kette und führte ihn zur Dame,

Dame, die herzlich froh war, daß es weiter nichts gewesen war, sich aber sammt allen Uebrigen lange schämte, daß ein dummer Affe vermögend gewesen war, ihnen solche Angst zu verursachen.

Oft ist eine solche alberne Gespensterfurcht nicht bloß lächerlich, sondern auch schädlich.

In einer Gegend hier zu Lande ward einst ein Paar Eheleute des Nachts von einem Gepolter, das sich in dem nahe an ihr Bett stoßenden Zimmer hören ließ, aufgeweckt. Weil sie nun beyde furchtsam waren, und ihre Köpfe voll Gespensterhistörchen hatten, so erschraken sie heftig, zitterten und bebten, und versteckten sich unter die Bettdecke, und das um so viel ängstlicher, je mehr das Gepolter zunahm, und je vernehmlicher sie im Nebenzimmer umhergehen, werfen und stoßen hörten. Keinem von ihnen fiel es ein, zuzusehen, was da vorging, auch erdreistete sich Keiner einmal, laut zu rufen, um Jemand von dem Gesinde zu erwecken, der die Ursach des Gepolters aufsuchen konnte, aus Beysorge, das Gespenst möchte kommen und ihnen den Hals brechen, oder sonst Schaden thun. Endlich hörte das Lermen auf, und sie schliefen mit Mühe wieder ein. Den Morgen darauf erzählten sie ihre gehabte angstvolle Erscheinung den Uebrigen im Hause, und Alle gingen nun beherzt in das verwünschte Zimmer. Aber welch ein Schrecken anderer Art überfiel sie jetzt! Das Zimmer war von Dieben ganz ausgeleert, die, weil Niemand sie gestört hatte, verwegen genug gewesen waren, alles da vorhanden Gewesene durchs Fenster hinaus zu heben, und mit sich fort zu tragen. Hätten nun diese furchtsamen Thoren nicht an Gespenster, sondern an Diebe gedacht,

so

so hätten sie solche durch ihre Gegenwart unfehlbar verscheuchet, und den schmerzhaften Verlust eines beträchtlichen Theils ihres Vermögens abgewendet. So wurde es ein Opfer ihrer albernen Gespensterfurcht.

Besitz' ich nur ein ruhiges Gewissen:
So ist für mich, wenn Andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.
Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag' ich nichts nach Himmel und nach Erden
Und biete selbst der Hölle Trutz.

Dritte Fortsetzung der Erdbeschreibung und Naturgeschichte.

Es sind noch weit mehr vierfüßige Thiere unserer Aufmerksamkeit werth, wir können aber hier nur noch einige wenige anführen, und zwar zuerst den Biber. Dieses Thier hat viel Besonderes an sich. Es kann nicht im Wasser, und doch auch nicht ohne Wasser leben, denn es hat einen Schwanz mit Fischschuppen, den es gerne ins Wasser tauchet, auch kann es besser schwimmen, als auf dem Lande gehen. Sein liebster Aufenthalt ist in wilden von Menschen leeren Gegenden, weswegen man in Europa nur wenige, in Siberien mehrere und im nördlichen Amerika die allermeisten findet, wo sie zu tausend und mehr beysammen sind. In so großen Gesellschaften bauen sie sich denn ganze Städte mit bewundernswürdiger Kunst, Klugheit und Einigkeit. Sie fällen mit ihren langen Nagezähnen mannsdicke Bäume, schleppen sie gesellschaftlich ans Ufer, und machen davon Wasserdämme, bis zwey Faden dick, die sie mit Steinen, Moos und Lehm dicht verkleben, daß kein Wasser durchgehet, und wor-

worauf sie ihre Wohnungen von zwey und mehr Stockwerken hoch erbauen. Diese Stockwerke dienen ihnen dazu, daß sie beym Steigen oder Fallen des Wassers ihre Wohnung verändern können. Sie sind fast von der Größe eines Schaafs, und fressen nichts als Laub und Baumrinde. Ihr Haar wird zu Hüten, Strümpfen und Handschuhen verarbeitet, die man Kastor-Hüte und Strümpfe nennt. Ingleichen haben sie unter dem Schwanze einen Beutel mit einer stark riechenden Feuchtigkeit, die in den Apotheken unter dem Namen Bibergeil als eine vortreffliche Arzeney verkaufet wird. Man isset ihren Schwanz und ihre Zunge als eine Delikatesse.

Noch wohnt in Amerika ein Thier, so groß und schlank als ein Marder, schwarz und weiß gestreift, aber sehr häßlich; indem es, sobald sich Menschen oder andere Thiere ihm nähern, einen Unrath fallen läßt, der so entsetzlich stinket, daß man fast ersticken muß. Auch ist sein Urin, den es gleichfalls, um sich zu wehren, von sich giebt, abscheulich stinkend, und überdem so scharf und beißend, daß man, wenn er in die Augen kommt, davon blind werden soll. Es fliehet deswegen Alles vor ihm, sobald sein Geruch auch nur in der Ferne gemerket wird. Man nennt es das Stinkthier, oder den Stinker, und seine Nahrung sind allerley Vögel und ihre Eyer.

Gleichfalls giebt es ein erstaunlich dummes, faules und träges Thier, welches deswegen das Faulthier genennet wird. Seine Trägheit ist so außerordentlich groß, daß er in einem Tage kaum vierzig Schritte kriecht. Es wehret sich auch nicht im geringsten, und geht nichts geschwinder, man mag es schlagen, stechen, treten, soviel man will. Um auf einen Baum zu klettern, dessen Laub seine einzige Nahrung

ist,

ist, braucht es zwey bis drey Tage. Hat es ihn entblättert, und völlig kahl gefressen, wozu doch ein Vierteljahr nöthig ist, so hängt es noch einige Tage ganz sorglos an seinen Aesten, bis ihn wieder anfängt zu hungern; alsdann stürzt es auf einmal herunter, denn zum Abklettern ist es viel zu faul. Und nun dauerts acht bis vierzehn Tage, ehe es ganz ausgemergelt und fast todt vor Hunger einen neuen Baum erreichen kann. Es ist im südlichen Amerika zu Hause, und von der Größe eines Fuchses, hat einen kleinen Kopf, ein altes weinerliches Menschengesicht, krumme Klauen an den Füßen, ein kleines Schwänzchen und graubraune Haare. Es wird gegessen.

Die Schildkröten sind ebenfalls merkwürdig. Es giebt deren zweyerley: Wasser- und Landschildkröten. Jene leben mehrentheils im Wasser, diese aber immer auf dem Lande, und sind im wärmern Asien, Afrika und Amerika häufig anzutreffen. Ihre Größe ist verschieden; man hat kleine von einer Spanne lang, aber auch so große, wie eine vollkommene Stubenthüre, von einigen dreyßig bis vierzig Liespfunden schwer. Sie sind alle länglich rund und platt, und haben über sich ein hartes, hornichtes Schild, das bisweilen so dick und stark ist, daß der schwereste Lastwagen darüber wegfahren kann, ohne es zu beschädigen. Unter diesem Schilde verstecken sie bey der geringsten Gefahr Kopf und Füße. Sie legen Eyer, die im Sande von der Sonne ausgebrütet werden, leben bis neunzig Jahr, und haben ein sehr zähes Leben. Man kann ihnen Kopf und Füße abschneiden, und sie leben doch noch einige Wochen. Auch können sie fast ein ganzes Jahr hungern. Man verfertigt aus ihren Schildern, welche auch Schildpatte heißen, Dosen, Uhrgehäuse und andere köstliche Sa-

chen. Ihr Fleisch schmeckt wie Hühnerfleisch, und wird gerne gegessen. Wenn man sie fangen will, lauert man auf sie, und kehret sie von weitem mit einer Stange um, daß sie auf dem Rücken zu liegen kommen, weil sie alsdann weder sich umwenden, noch sonst etwas thun können. Kommt man ihnen aber allzunahe, so lange sie kriechen, so verstehn sie sich auch tapfer zu wehren.

Zu den merkwürdigen Landthieren gehören auch die fürchterlichen Schlangen, die man in den heißen Ländern antrifft, wie z. E. in Indien und Afrika die Königsschlange, welche man auch Abgotts- oder Riesenschlange nennt, und die größte Schlange auf der Welt ist, weil sie fünf bis sechs Faden lang, und wie ein guter Balken dick ist. Sie kann einen ganzen Hirsch oder Affen verschlingen, und den stärksten Löwen, Ochsen oder Tieger erdrücken; ist aber nicht giftig und wird von einigen Indianern abgöttisch verehret und angebetet. Die Brillenschlange hingegen ist sehr giftig, gleichfalls erstaunlich lang, jedoch nur eine Viertelelle dick. Sie heißt Brillenschlange, weil sie auf dem Rücken ein Zeichen hat, das wie eine Brille gestaltet ist. Die merkwürdigste Schlange aber, und zugleich die gefährlichste und giftigste, ist wohl die Amerikanische Klapperschlange. Diese ist zwey bis drey Ellen lang, und oft auch Arm dick, hat am Schwanze viele Schilder, mit denen sie ein Geklapper machen kann, das ungefähr wie eine trockene Blase klingt, darin harte Erbsen sind, und ziemlich weit zu hören ist. Wenn sich ihr Jemand nähert, über den sie erschrickt, oder böse wird, so klappert sie sogleich; und das hat Gott zur Warnung für die Menschen so veranstaltet, damit sich ein jeder retten kann; denn wer das Unglück hat, von ihr gebissen zu wer-

werden, der muß in wenigen Augenblicken sterben. Auch klappert sie, wenn sie Hunger hat. Ist sie aber weder hungrig noch böse, so thut sie nichts, und man kann ihr unbeschadet vorbeygehen; auch kriecht sie oft schlafenden Menschen über den Bauch weg, ohne zu beißen. Ihren Fraß, der in Vögeln, Mäusen, Eichhörnchen, Katzen und andern kleinen Thieren besteht, fängt sie auf eine ausserordentliche Weise; denn sie kann weder weit, noch geschwinde kriechen. Sobald sie eines davon ansichtig wird, klappert sie, und sieht es mit aufgesperrtem Rachen starr an, und alsdann kann das Thierchen nicht mehr fort, sondern ist wie bezaubert; es hüpft, springt, thut ängstlich, fängt an zu winseln, kommt der Schlange immer näher, und läuft am Ende aus Verzweiflung von selbst in den offenen Rachen; man nennt sie deswegen auch die Zauberschlange. Von allen übrigen Schlangen aber in der Welt sind die wenigsten giftig, und selbst die giftigen können nicht anders schaden, als wenn sie beißen. Wer Lust hat, kann sogar alle Schlangen essen, welches auch viele thun. Basilisken hingegen und Drachen, so wie sie von einfältigen Leuten geglaubt werden, sind gar nirgends zu finden, und gehören zu den alten Weibermährchen.

Mit Flügeln versehene Thiere oder Vögel giebt es in den fünf Theilen des Erdbodens ebenfalls viele, sehr verschieden und von mancherley Art. Der größte und merkwürdigste unter allen ist der Strauß, dessen Federn so häufig Männern und Frauenzimmern in Europa zum Putze dienen müssen. Er ist so groß als ein Reiter zu Pferde und an Gestalt dem Kameel sehr ähnlich, indem er einen kleinen Gänsekopf, kurzen und spitzigen Schnabel, einen langen Hals, höckrigen Leib und lange Füße hat. Der Hals und der größte

a 4

Theil seines Körpers ist mit weißen dicken Haaren bedeckt, nur in seinen Flügeln und Schwanz hat er die schönen weißen, doch aber auch viele schwarze und graue Federn. Seine Flügel sind für einen so großen Vogel zu klein, deswegen kann er auch nicht fliegen, wohl aber erstaunlich schnell laufen, so daß er in einer Stunde fünf bis sechs Meilen zurück legen, und ihn weder Hund noch Pferd einholen kann. Er wohnt in den heißen unfruchtbaren Wüsteneyen von Afrika, Arabien und Ostindien, wo selten Menschen hinkommen. Indessen wird er von den Mohren doch sehr oft gesucht und häufig gefangen oder todtgeschlagen, weil sie mit seinen Federn einen beträchtlichen Handel treiben. Auch spannen sie ihn zuweilen zur Lust an einen Wagen, oder reiten auf ihm; aber es können nicht alle dies Vergnügen aushalten, weil von seinem geschwinden Laufen den meisten Sehen, Hören und Athemholen vergeht. Seine Dummheit machts den Mohren leicht, ihn zu fangen, denn sie dürfen ihn nur von Hunden jagen lassen, und stehen bleiben, so läuft er einige Tage lang in die Runde um sie her, bis er aus Müdigkeit und Hunger genöthigt ist, stille zu stehen, und dann steckt er den Kopf in den Sand, glaubt sich recht sicher versteckt zu haben, und läßt sich fangen. Kommt man aber eher ihm zu nahe, so schlägt er seinem Verfolger Arme und Beine entzwey, oder schlitzt ihm den Bauch auf. Die Straußeyer sind so groß, als ein Kinderkopf, bis sechs Pfund schwer, sehr hartschalicht und gut zu essen.

Der kleinste Vogel in der Welt ist der Amerikanische Kolibri, der nicht größer ist, als eine große Fliege oder ein Maykäfer. Man kann ihn sowohl wegen seiner kleinen Gestalt, als wegen seiner Schönheit, ein Wunder Gottes nennen; denn er ist zugleich der

schön-

schönste Vogel in der Welt. Er hat grüne, gelbe, rothe und blaue Federn, sein Kopf hat einen Federbusch und glänzt wie Gold, sein Schnabel und seine Füße sind schwarz und glänzend, und seine kohlschwarzen Augen blitzen wie Diamanten. Mit seinem Schnabel, der einer kleinen Röhre gleichet, und nur so dick als eine Nadel ist, saugt er den Honigsaft aus den Blumen, worin seine einzige Nahrung bestehet, und womit er auch seine Jungen füttert. Er legt nicht größere Eyer als kleine Erbsen, und bauet sein Nest zwischen ein Paar Pomeranzenblätter von Baumwolle und andern zarten Fäserchen. Dieser kleine niedliche Kolibri ist so ohnmächtig, daß er sich nicht einmal gegen eine große Spinne wehren kann, die ihn oft, wenn er an einer Blume saugt, überfällt, wie eine Fliege umspinnet, und hernach zu Tode sauget. Das Amerikanische Frauenzimmer trägt ihn so ganz mit Haut und Federn wie eine Blume zur Zierde am Kopfe.

Den Vogel Phönix findet man nirgends in der Welt; er ist nur ein Mährchen der alten Poeten. Der Pelikan hingegen wird zwar in Asien und Amerika gefunden, hat aber sonst nichts Merkwürdiges an sich, als daß er keine Zunge, und einen Schnabel hat, der beynahe Ellen lang ist, und an dessen Untertheil ein großer und tiefer Beutel oder Kropf hänget, in welchem er Fische und Wasser für seine Jungen in das Nest trägt. An Größe und Gestalt gleicht er vollkommen einer großen Gans oder einem Schwan, und ist, so wie dieser, ein Wasservogel. Alles, was man übrigens Wunderbares von ihm erzählt, sind nichts als Fabeln. Man nennt ihn auch Kropfgans, Meergans oder Eselsschreyer, weil er gerade so wie ein Esel schreyen kann.

Aus dem Geschlecht der Fledermäuse ist der Vam-

Vampyr zu merken, den man auch den fliegenden Hund oder Blutsauger zu nennen pflegt. Er hält sich im südlichen Amerika und in Ostindien auf, und ist ein gefährliches Thier, weil er Menschen und Vieh des Nachts im Schlafe beschleichet und ihnen das Blut aussauget. Sein Körper ist nur so groß als eine gute Ratze, mit ausgespannten Flügeln aber ist er beynahe zwey Ellen breit. Es giebt derselben eine so große Menge, daß sie im Fluge des Abends die Luft verdunkeln, und die Gassen in den Städten bedecken sollen. Ihr gewöhnlicher Fraß sind Baumfrüchte und der Saft des Palmbaums, darin sie sich oft so berauschen, daß sie wie todt zur Erde fallen. Können sie aber Blut haben, so ist ihnen dies das Liebste, weswegen sie auch vorzüglich darauf ausgehen, und sogar des Nachts in offene Fenster hineinschlüpfen. Finden sie dann einen schlafenden Menschen, so lecken sie ihm mit ihrer scharfen Zunge am Arm oder Bein so lange, bis eine Wunde entsteht, aus der Blut läuft, und nun saugen sie sich dick und voll; damit aber der Schlafende nicht aufwachen möge, wehen sie ihm mit den Flügeln unablässig ein kühles Windchen zu. Man soll zuweilen, wenn ein solcher Vampyr Zeit genug gehabt hat, sich recht voll zu saugen, todtkrank davon werden, sonst aber beym Erwachen nur matt und entkräftet seyn. Des Tages verstecken sich diese Thiere in hohle Bäume, hängen auch wohl mit ihren Hinterfüßen haufenweise an den Aesten der Bäume selbst.

Von Fliegen, Spinnen, Schmetterlingen, Raupen und Würmern, die man zusammen Insekten nennt, giebts auch erstaunlich viele von mannigfaltiger Gestalt und Größe in der Welt. Unter den vielen merkwürdigen wollen wir nur den Amerikanischen Laternenträger anführen, welcher mit einer großen

Heu-

Heuschrecke eine Aehnlichkeit haben soll, und gelb, roth und grün gestreift ist. Dieses Insekt trägt auf dem Kopf eine Blase, von der Größe einer reifen Kirsche, die eben so, wie bey uns die Johanniswürmchen, des Nachts leuchtet, deren Licht aber so helle ist, daß die Amerikaner, wenn sie zu Nacht reisen müssen, einige solcher Blasen an ihre Hände und Füße binden, und dann wie bey einer Laterne alles sehen können. Auch lesen und schreiben kann man bey einer solchen Blase.

Die Menge der verschiedenen lebendigen Geschöpfe Gottes, die sowohl auf dem Lande, als in der Luft sich aufhalten, ist erstaunlich groß. Man kennt noch lange nicht alle Arten derselben, und wie viele, uns noch ganz unbekannte, mögen nicht auch in dem erst kürzlich entdeckten Südindien seyn. Diejenigen aber, die man bisher gefunden und aufmerksam betrachtet hat, hat ein berühmter Gelehrter sich Mühe gegeben zu zählen. Er rechnet an vierfüßigen Thieren vierhundert funfzig Arten, an Vögeln zweytausend Arten, an Amphibien oder solchen Thieren, die sowohl auf dem Lande als im Wasser leben können, zweyhundert zwey und neunzig Arten, und an Insekten und Würmern, darunter aber auch viele Wasserinsekten und Würmer sind, zwanzigtausend Arten, so daß also überhaupt schon zwey und zwanzigtausend siebenhundert zwey und vierzig Arten von Landthieren uns vollkommen bekannt sind. Man entdeckt aber noch täglich mehrere, und ein anderer Gelehrter rechnet schon auf fünf und zwanzigtausend Arten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ganze Schöpfung ist ein Tempel seiner Ehren:
Hier hörst du Gottes Lobgesang.

Hier

Hier steigt zu ihm empor in Millionen Chören *)
Anbetender Geschöpfe Dank.
Vom Seraph **) jener Welt bis zu dem Wurm der Erden
Ertönt, Allmächtiger! dein Ruhm.
Geschöpfe, die schon sind, Geschöpfe die einst werden,
Sind deiner Hände Eigenthum.

Das Säugelamm.

Eine Fabel.

Ein junges Lämmchen, das seine Mutter verloren hatte, wurde von einer Ziege gesäuget. Aus Erkenntlichkeit lief es ihr allenthalben nach. Was bist du für ein Thor! sprach ein Hund, der es sahe, warum hältst du dich so sehr zur Ziege? betrachte doch nur ihre Haare, ihre Gestalt, ihre Hörner; gewiß, niemals ist das deine Mutter gewesen! Das weiß ich wohl, erwiederte darauf das Lämmchen, die Ziege ist nicht meine Mutter; aber sie säugt mich doch, und dafür bin ich ihr Folgsamkeit und Dank schuldig.

Lehre: Lernet, Kinder, hier vom Lämmchen, alle diejenigen als eure Eltern ehren, die euch Gutes thun und für eure Erziehung sorgen.

Der Junge und die Mücken.

Eine andere Fabel.

Ein kleiner Junge lief seinem Vater, der in den Wald, Holz zu fällen, gegangen war, nach, wie Kinder zu thun pflegen; er kam aber weinend zu ihm, und klagte über die bösen Mücken, die ihn jämmerlich zerstochen hatten. Wie ist das zugegangen? fragte ihn der Vater, mich stechen sie doch so sehr nicht. Das weiß ich nicht, erwiederte der Knabe, ich habe mich ge-

*) Ein Chor ist eine Gesellschaft von Sängern, die mit verschiedenen Stimmen zugleich singen.
**) Seraphe sind eine Art Engel.

genug gegen sie gewehret; sie summsten mir haufenweise um die Ohren, das konnte ich nicht ertragen, und brach einen Zweig ab, mit welchem ich sie tüchtig zusammengehauen habe. Und das ist eben die Ursache gewesen, versetzte darauf der Vater, warum du ihren Stachel so empfindlich gefühlet hast. Hättest du sie ruhig sumsen lassen, so würden sie dir vielleicht nichts gethan haben.

Lehre: Laß deinen Feind immerhin sumsen, bisweilen auch wohl ein wenig stechen. Sey nur ruhig und räche dich nicht, sonst reitzest du ihn, dich noch empfindlicher zu beleidigen.

Der Fuchs und der Wolf.

Noch eine Fabel.

Ein Fuchs war in einen Brunnen gefallen. Bald darauf kam ein Wolf und wollte trinken. Du kommst wie gerufen, lieber Bruder Wolf, sprach der Fuchs; sey denn geschwind so gütig, und hilf mir hinaus. Das will ich gerne thun, antwortete der Wolf; aber sage mir, Freund, wie ist das zugegangen? Wie hast du dir das Unglück zuziehen können? Du bist ja sonst so klug und vorsichtig. Hernach will ich dir das alles erzählen, erwiederte der Fuchs, hilf mir nur erst hinaus.

Lehre: Wenn du deinen Freund unglücklich siehest, so frage nicht erst lange nach der Ursache; willst du wohlthätig seyn, so sey es ungesäumt, die Ursache seines Unglücks mag seyn, welche sie wolle.

Auflösung der vorigen Räthsel.

1) Die Zitrone.
2) Die Thurmglocke.
3) Die Erdäpfel.
4) Die Leinwand.
5) Tag und Nacht.
6) Der Reiter.

Neue

Neue Räthsel.

1) Zerstochen werd' ich immerdar, dazu bin ich bestimmt; allein zu meinem Glück bringt keine Wunde mir Gefahr, so tief sie geht, auch läßt sie keine Narb' zurück.
2) Ich bin belastet, groß und schwer, kriech ohne Füß' auf meinem Bauch einher; und laufe dennoch so geschwind, wie der Wind.
3) Es folgt uns stets, doch nur bey Licht: und schnell verschwindet es, sobald's am Licht gebricht.
4) Wir sind dir unser zwanzig an schnellem Wachsthum reich, sind alle Zwillingsbrüder, doch nicht an Größe gleich. Man nennt uns häßlich, sind wir lang, und eilt uns abzuschneiden; doch wer uns allzusehr verkürzt, fühlt nicht geringe Leiden.
5) Sehr wenig ißt man ohne mich; doch isset man nicht leicht alleine mich.
6) Ich bin bald klein, bald groß, von aller Arten Farben; bald füttert man mich wohl, bald muß ich täglich darben; bald hat man mich sehr lieb, bald sieht mich Niemand an; kein Bau'r, kein König ist, der mich entbehren kann.

Wenn in der Noth ein Mensch dem andern thätig zu Hülfe eilet, so ist das Tugend, zumal, wenn er es ohne Eigennutz thut; wenn es aber sogar mit Gefahr seines eigenen Lebens geschiehet, eine wahre Heldenthat.

Zur Zeit einer großen Wasserfluth, in welcher viele Menschen unglücklich wurden, geschah es, daß auch eine steinerne Brücke, auf welcher, wie man an vielen Orten Deutschlands findet, Häuser gebauet waren, schon so weit von dem Eisgange und der Wuth des fortreißenden Stroms abgetragen worden, daß nur noch ein einziger Pfeiler, und auf demselben ein Haus stand, in welchem eine ganze Familie voll Angst

und

und Verzweiflung schrie und um Errettung bat. Unter der Menge des Volks, das am Ufer diesem Jammer mit Thränen zusah, befand sich auch ein vornehmer Herr; der wurde dadurch so gerührt, daß er seine Goldbörse voll Dukaten auszog, unter die Leute lief, und sie demjenigen, der jene in der äußersten Noth Schwebende zu retten versuchen würde, zu geben versprach. Es fand sich aber lange Niemand, der dieses wagen wollte. Endlich sprang ein junger rascher Bauer hervor, suchte sich ein Boot, ruderte mit demselben, so gut er konnte, durch die Eisschollen nach dem schon schwankenden Pfeiler hin und errettete mit größter Gefahr seines eigenen Lebens die verzweifelnde Familie. Eine That, über die Alle erstaunten. Als er nun so voll Freuden und glücklich mit seinen Geretteten ans Ufer kam, wollte der vornehme Mann sein Versprechen halten, gab ihm die Goldbörse und sprach: Freund, nehmet hin; Eure Großmuth verdienet mehr, als diese kleine Belohnung! Nein, antwortete der frohe Bauer, ich habe, Gottlob, genug, und nichts in dieser Wasserfluth verloren; aber, gnädiger Herr, wollt Ihr wohlthätig seyn, so beschenket diese Unglücklichen, die alles verloren haben; gebt ihnen das Geld.

In einer Stadt in Frankreich spielten drey Knaben bey einem Kanal,*) der leicht überfroren war, mit einander. Zum Unglück schleuderte einem von ihnen ein Stock aus den Händen auf das Eis hin, und unbedachtsam laufen sie alle drey dahin, um den Stock wieder zu holen, brechen aber ein und sinken vor den Augen einer Menge Menschen, die zugegen waren, unter. Es entsteht ein Geschrey, man ringt die Hände,

*) Kanal ist ein tiefer und breiter Graben, wodurch das Wasser z. E. in eine Stadt geleitet wird.

Hände, man wehklagt, aber Niemand eilt zu Hülfe. Dies hört ein Schusterjunge, Namens Joseph Christian, achtzehn Jahre alt. Er läuft auf das Geschrey hinzu, und hört, was geschehen war. Wie? ruft er aus, und Keiner ist auf Rettung bedacht? Wie groß sind die Kinder? Man antwortet ihm, daß das älteste davon höchstens funfzehn Jahr alt seyn dürfte. Nun kann ich sie vielleicht retten, sagte er, denn ich bin doch älter. Und sogleich entkleidet er sich, fällt auf die Knie, empfiehlt sich mit einem kurzen Seufzer Gott, und springt beherzt aufs Eis, und als er ans Loch kommt, stürzt er sich hinein und ergreift eins von den untergesunkenen Kindern, fühlt aber, als er sich mit ihm in die Höhe begeben will, daß man ihn an einem Fuße fest hält, und eine Zehe am andern Fuße schmerzlich gebissen wird. Er schüttelt mit dem fest gehaltenen Fuße so lange, bis er los kommt, und stößt nun dem, der ihm vor Todesangst biß und nicht loslassen wollte, ins Gesicht, daß er die Zehe darüber verliert. Und so befreyt kommt er mit seinem Geretteten herauf. Weil er aber sahe, daß das Eis zwey Personen wohl nicht tragen würde, so schlägt er es mit der freyen Hand entzwey, die davon ganz blutig wird, und schwimmt ans Ufer. Nun eilt er, auch den Zweyten zu retten, welches ihm gleichfalls gelingt. Aber der Dritte war der älteste und folglich der schwereste, so daß er mit ihm die Oeffnung nicht erreichen kann, sondern mit dem Kopf unters Eis kommt. Da wäre nun der gute Joseph Christian bald selbst ertrunken, hätte er nicht alle Kräfte angewandt, um mit dem Kopfe das Eis über sich zu zerbrechen, wovon er aber große Wunden und Schmerzen bekam. Indessen half Gott, daß er auch diesen glücklich herausbrachte, und nun war er froh, obgleich über und über mit Blut bedeckt.

Diese

Diese Heldenthat ward bald das Gerede der ganzen Stadt, und kam endlich auch vor die Ohren der Großen, die seinen Muth und Seelenadel bewunderten, und die ganze Begebenheit dem Könige hinterbrachten. Und der König war so gnädig, den Jungen, nachdem er vier Wochen lang, wegen Fieber und heftiger Kopfschmerzen, und zur Heilung seiner abgebissenen Zehe, das Bette hatte hüten müssen, vor sich kommen zu lassen, lobte und beschenkte ihn und ließ eine goldene Medaille *) schlagen, die er ihm mit einer goldenen Kette vom Hofmarschall um den Hals hängen ließ und ihm dabey erlaubte, solche als ein Ehren- und Denkzeichen seiner großen That Zeitlebens tragen zu dürfen.

Unlängst hat man auch in unserm Vaterlande eine eben so edle That gesehen, die aber keinen so freudigen Ausgang genommen. Ein Kaufmann fuhr vor ein Paar Jahren mit einem Frauenzimmer auf der Aa bey Mitau (gemeiniglich die große Bäche genannt), in einem Schlitten mit zwey Pferden bespannt, spazieren, und brach mitten in der Bäche dergestalt ein, daß die Pferde sogleich unters Eis rutschten, und sein und seiner Gesellschafterin Leben fast unerrettbar schien. Ein Fuhrmannsjunge, der dies am Ufer gewahr ward, lief ohne Anstand hinzu und wandte seine äußersten Kräfte an, um diese Unglücklichen zu retten. Nach vieler Mühe gelang es ihm auch. Er selbst aber hatte, leider! das Unglück, seine Füße in das Geschirre der noch immer unter dem Eise zappelnden Pferde zu verwickeln, und weil sie ihn mit sich fortzogen, zu ertrinken. Welch ein ehrenvoller Tod! Weihet, Menschen, ihm eine Zähre der Hochachtung.

Ein

*) Ist eine Schau- und Gedächtnißmünze, die zum Andenken einer wichtigen Begebenheit geschlagen und aufbewahrt zu werden pfleget.

Ein gewisser Herr wollte einst an einem Sonntage eine Spazierfahrt zu Wasser machen, und ging in der Absicht nach dem Hafen, um sich dort ein Boot auszulesen. Unter den vielen Böten, die er da fand, wurde vorzüglich eins ihm von einem jungen Menschen, der gar nicht das Aussehen eines Schiffers hatte, sehr empfohlen, weswegen er Bedenken trug, es anzunehmen. Allein der junge Mensch ließ nicht ab, ihn zu bitten, er mögte doch ja sich keines andern als seines Bootes bedienen, so daß auch der Herr, dem dies Bitten auffiel neugierig ward und ihn fragte, warum ihm denn so viel daran gelegen wäre, daß er sein Boot nähme, da er doch kein Schiffer zu seyn schien. Ich bin freylich kein Schiffer, antwortete dieser, aber ich sehe mich gezwungen, einen vorzustellen, weil ich sonst kein Mittel weiß, mir des Sonntags Geld zu verdienen. Wie, mein Freund, sagte darauf der Herr, ist Er denn in Seiner Jugend schon so geitzig, daß Er auch sogar des Sonntags Geld zu verdienen sucht? Ach nein, ich bin nicht geitzig, mein Herr, antwortete der junge Mensch, mit einem Seufzer, aber ich habe leider viel Geld nöthig, um meinen armen Vater, der als Türkischer Sklave gefangen lebet, loskaufen zu können, und den man nicht anders losgeben will, als wenn wir 2000 Rthlr. für ihn bezahlen. Der Herr ließ sichs also gefallen, stieg ins Boot und befahl fortzurudern. Unterweges aber konnte er nicht unterlassen, das Gespräch mit seinem Führer wieder anzufangen, und fragte ihn um die Ursache der Sklaverey seines Vaters. Der junge Mensch versetzte: Mein Vater war ein ehrlicher, frommer Kaufmann, der sich mit einer Frau und sieben Kindern vom Handel mühsam ernährte. Er fing mit Wenigem kümmerlich an, aber Gott segnete seinen Fleiß und seine Sparsamkeit,

daß

daß er schon gegen 6000 Rthlr. erworben hatte, als er vor einigen Jahren es wagte, alles dieses Geld in Waaren zu stecken und damit ein mäßiges Schiff zu befrachten, welches er selbst nach Spanien begleitete. Auf der Reise überfielen ihn Algierische Seeräuber, die nicht nur das Schiff und alle seine Waaren, sondern auch ihn selbst nebst den Uebrigen, die am Bord waren, wegnahmen und in die Sklaverey verkauften; wodurch wir denn alle in die äußerste Armuth versetzt worden sind, und überdem noch die Betrübniß haben, unsern lieben Vater als Sklaven gemißhandelt zu wissen. Der Herr erkundigte sich darauf noch ferner, wie sein Vater hieße, wo, in welcher Stadt und an welchen Türkischen Herrn er verkauft worden; wo sein Geschwister und seine Mutter wären, und wie viel Geld sie schon für seinen gefangenen Vater vorräthig beysammen hätten. Er erfuhr dann, daß seine Mutter sich in der Stadt durch Putzmachen und Nähen etwas zu verdienen suche, sehr sparsam lebe und seine Brüder und Schwestern, die mehrentheils noch klein wären, christlich erzöge, und daß bloß seine älteste Schwester, ein Mädchen von siebzehn Jahren, der Mutter helfen könne, er aber bey einem Goldschmiede in der Lehre stünde, und nur in den Freystunden und des Sonntags Zeit hätte, etwas zu erwerben. Sein Vater hieße Robert, und wäre in der Stadt Smyrna bey einem reichen Türken, mit Namen Benhadad Achmet, als Sklave. Das alles schrieb sich der Herr in sein Taschenbuch, und weil indeß seine Spazierreise geendigt war, gab er dem jungen Menschen ein Trinkgeld und verlor sich eilends unter der Menge des Volks. Als nun der junge Mensch sein empfangenes Trinkgeld ansahe, fand er, daß es einige Dukaten waren, worüber er stutzte, weil er befürchtete, der Herr müßte sich etwa

ver-

vergriffen haben. Er lief also ungesäumt, ihn wieder aufzusuchen, um ihm entweder das Geld zurückgeben, oder dafür wenigstens nach Gebühr danken zu können, konnte ihn aber nirgends mehr finden. Er ging darauf froh nach Hause und brachte seiner Mutter das Geld, die diesem Herrn tausend Segen wünschte. Nach einigen Wochen, als sie noch immer so sorgsam für ihren Gefangenen sparten, kam dieser unvermuthet zu seiner Familie ins Zimmer, fiel seiner Frau und seinen Kindern um den Hals, und dankte ihnen mit Thränen für die großmuthsvolle Liebe, daß sie ihn sobald aus seiner Sklaverey befreyet hätten, und fragte sie, wie sie denn das gemacht, und wo sie soviel Geld in so kurzer Zeit herbekommen hätten, ihn nicht nur loszukaufen, sondern auch mit allen Bedürfnissen zur Rückreise zu versehen. Diese sahen einander an und wußten vor Erstaunen nicht, was sie sagen oder nur denken sollten; denn sie hatten noch ganz und gar nichts zu seiner Befreyung wirken können, und alles zusammengesparte Geld betrug noch lange nicht die Hälfte von dem, was dazu erforderlich war. Nach vielem Hin- und Hersinnen, Erstaunen und Verwundern, verfielen sie endlich auf den unbekannten Herrn, der so umständlich nach dem Orte seiner Gefangenschaft, nach seinem Namen und nach allem Uebrigen geforscht hatte, und sahen nun wohl ein, daß sonst Keiner, als er, es seyn konnte, der aus Mitleiden ihn aus der Sklaverey losgekauft hatte. Und diese Muthmaßung bestätigte sich dadurch noch mehr, daß der alte Robert erzählte, daß der Kaufmann zu Smyrna, der ihm nicht nur das Geld zu seiner Befreyung, sondern noch überdies hundert Dukaten zur Reise, ausgezahlet, gesagt habe, er sollte nun Gott für seine Freyheit danken, und sich weiter um nichts bekümmern, auch

nicht

nicht nachfragen, wer sein Wohlthäter gewesen wäre, weil er Befehl hätte, es Niemanden zu sagen.

Eine ähnliche Begebenheit hat sich auch noch vor kurzem in Frankreich zugetragen. Ein vornehmer russischer Reisender sahe daselbst in einer Stadt, daß man einen Mann gefangen wegführte, den seine Frau und Kinder mit vielen Thränen und Wehklagen begleiteten. Dieser Anblick rührte ihn, und er fragte, wer der Mann sey, und was er gethan habe? Als man ihm nun kürzlich erzählte, daß es ein sonst rechtschaffener und unbescholtener Bürger wäre, der aus Gutherzigkeit die Thorheit begangen, für einen undankbaren Freund gut zu sagen, und daß man nun, da jener so boshaft gewesen, heimlich davon zu gehen, und dieser das Vermögen nicht hätte, die für ihn geleistete Bürgschaft zu entrichten, ihm Alles weggenommen hätte, und weil solches nicht zureichte, noch überdieß ihn selbst gefänglich einsetzte; so erkundigte er sich nach der Summe der Bürgschaft, und da er fand, daß dieselbe nicht übermäßig groß war, bezahlte er sie auf der Stelle aus seiner Goldbörse, erlöste dadurch den Gefangenen, und schlich sich heimlich, um ihn und seine erfreute Familie des Dankens zu überheben, unter die Zuschauer davon.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn;
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Wenn zur Vollführung deiner Pflicht
Dich Gottes Liebe nicht beseelet;
So rühme dich der Tugend nicht,
Und wisse, daß dir alles fehlet.

Wenn Vortheil, Wollust, Eigensinn
Und Stolz dir nur das Gute rathen;
So thue noch so gute Thaten:
Du hast vor Gott den Lohn dahin.

Vierte Fortsetzung der Erdbeschreibung und Naturgeschichte.

Das Meer und das übrige Gewässer unserer Erde ist nicht weniger voll Merkwürdigkeiten, als das Land, und gewiß fände man darin noch unendlich mehr, wenn man in seine Tiefen hinabsteigen und da Alles eben so genau untersuchen und beobachten könnte, als bisher auf der trockenen Oberfläche des Erdbodens geschehen ist.

Eigentlich giebt es nur ein einziges allgemeines großes Weltmeer, indem alle Meere und Seen auf dem ganzen Erdboden miteinander zusammenhängen, aber man hat ihm nach den verschiedenen Weltgegenden, wohin es sich ausbreitet, und nach den Ländern, die es anspühlet, besondere Namen gegeben. So heißt der Theil des Weltmeers, der an unsre Kurische und Lievländische Küsten gränzet, die Ostsee; das Meer zwischen Dännemark und England die Nordsee; das zwischen Amerika und Asien das stille Meer; das Meer oben über Schweden, Rußland und Siberien das Eismeer; und dasjenige unter Südindien, Afrika und Amerika das Südmeer u. s. w. Unter diesen haben die Nordsee und einige andere Gegenden des Weltmeers das Sonderbare an sich, daß sie bald vom Land abfließen, und bald wieder darauf zuströmen; jenes nennt man die Ebbe und dieses die Fluth, eine Erscheinung die ununterbrochen alle sechs Stunden abwechselt, und also in vier und zwanzig Stunden ordentlich zweymal geschiehet. Das Eis- und Südmeer ist am äußersten Ende nach Norden und Süden

mit

mit ewigem Eise belegt, und schon mehr vorwärts schwimmen selbst im Sommer ungeheure Berge von Eisschollen darin umher, daß kein Schiff es wagen darf, tief hinein zu fahren, und daher die ganze Gegend dem menschlichen Auge unentdeckt bleibet. Auch giebt es einige Stellen im Meere, die man Strudel nennt; in diesen bewegt sich das Wasser ohne Aufhören in der Runde und strömt mit gewaltigem Getöse bald aufwärts, bald hinunterwärts in die Tiefe, und wehe dem Schiffe! das einem solchen Meerstrudel zu nahe kommt, auch das stärkste wird mit fortgerissen und von den Wellen in tausend Stücken zerschmettert. Ueberhaupt sind Seereisen mit großen Gefahren verknüpft, denn es giebt im Meere auch viele Felsenspitzen, die theils über dem Wasser hervorragen, theils nicht tief unter der Wasserfläche verborgen sind, und die man Klippen nennt, an welchen die Schiffe oft scheitern; und Sandbänke, das sind solche Gegenden, die nur mit wenigem Wasser bedeckt sind, und worauf sie leicht stranden und sitzen bleiben können; und wie viele Noth haben die armen Schiffsleute nicht von den schrecklichen Stürmen auszustehen! Die größte Sandbank ist unweit Amerika, deren Länge an hundert und funfzig Meilen, die Breite aber neunzig Meilen beträgt.

Unter den Landseen, die rund umher von Land eingeschlossen sind, kann man den Kaspischen See in Asien für den größten in der Welt halten, indem er hundert und vierzig Meilen lang und vier und zwanzig Meilen breit ist. Es giebt aber auch mehrere große in Amerika; und einige, die auch in anderer Absicht merkwürdig sind, als z. E. in der großen Tartarey nahe an Siberien, wo manche Seen ein so sehr salziges Wasser haben, daß die Sonnenhitze es an der Ober-

fläche versteinert, und man über das fadendick verhärtete Salz, womit die Ufer belegt sind, eben so, wie bey uns übers Eis, dreist fahren, reiten und Kanonen führen kann. Ferner das sogenannte todte Meer oder der Salzsee im Türkischen Gebiete, nicht weit von demjenigen Lande, welches vormals die Juden unter dem Namen des gelobten Landes besessen, und wo vor alten Zeiten die Städte Sodom und Gomorra, nach der Erzählung der Bibel, gestanden haben. In diesem See können gar keine Fische leben, denn seine Ausdünstungen sind so giftig, daß, wenn Vögel über ihn wegfliegen wollen, sie todt herunter fallen. Dieser See wirft auch eine pechartige Materie aus, die man Judenpech oder Asphalt nennt. In den Staaten des Oesterriechischen Kaisers ist gleichfalls der Zirnitzer See zu merken; dieser trocknet, ungeachtet er ziemlich tief ist, im Sommer doch bisweilen so aus, daß man darin säen, ernten und jagen kann, im Herbst aber quillt das Wasser wieder stromweis aus der Erde und bringt die schönsten Fische mit.

Die größten und merkwürdigsten Ströme findet man in Amerika, woselbst der Amazonenfluß wohl der größte von allen ist, weil er über neunhundert Meilen von seinem Ursprunge an bis zum Meere läuft, und bey seinem Ausflusse ins Meer zwanzig Meilen breit ist. Wenn ein Fluß sich von einem Berge oder Felsen herabstürzet, so nennt man dies einen Wasserfall. Von solchen findet man wiederum in Amerika den allergrößten; denn daselbst fällt der Niagarastrom, der bey seinem Falle vierhundert Schritte breit ist, über fünf und zwanzig Faden hoch herunter, und macht durch seinen Herabsturz ein solches Geräusch, daß man es, gleich einem entfernten Donner, viele Meilen weit hören kann. Man hat auch schon

in

in Europa sehr beträchtliche Wasserfälle, wie z. E. in Schweden und in der Schweiz, wo unter andern ein Fluß von einem Felsen so entsetzlich hoch herunterfällt, daß er sich ganz in Staub und Regen verwandelt, ehe er auf die Erde kommt.

Auch sind nicht alle Quellen von einerley Art. Es giebt viele, die salziges Wasser geben, woraus man vortreffliches Salz kocht; andere sind sauer, andere bitter, andere wieder schweflig, oder schmecken nach Allaun; manche kommen auch siedend heiß aus der Erde. Alle diese nennt man Gesundbrunnen oder Bäder. Die merkwürdigste Quelle aber ist die Naphtaquelle in Persien, nahe am Kaspischen See, aus welcher ein harziges Oel geschöpft wird, das Naphta heißt, und welches man zum Brennen und andern Dingen gebrauchen kann. Nicht weit davon sind auch Gruben, die ohne Unterlaß brennen, und wenn man dort umher irgendwo ein kleines Loch in die Erde gräbt und ein angezündetes Stückchen Papier hineinwirft, fängt es den Augenblick an zu brennen, und brennt ohne Aufhören fort, welches vermuthlich von dem Naphtaöl herkommen muß, womit die dasige Erde angefüllt ist.

Alles Gewässer auf Erden wimmelt von Bewohnern, von Fischen, Schalthieren und andern sonderbaren Wasserthieren. Das größte und merkwürdigste unter allen ist der Wallfisch. Man pflegt ihn nicht zu den eigentlichen Fischen zu rechnen, weil er nicht ohne Athemholen leben kann, auch nicht, so wie die Fische, Rögen wirft, sondern lebendige Junge gebäret, und sie nach Art der Landthiere säuget. Er hat auch keine Gräten, sondern wahre Knochen. Man findet Wallfische nur in den kältesten Weltgegenden, und es giebt ihrer vielerley. Der bekannteste ist der Grönländische

dische Wallfisch. Er ist erstaunlich groß, von zwölf und mehr Faden lang und drey bis vier Faden hoch und breit. Sein Kopf allein ist gegen vier Faden lang, und sein Maul so entsetzlich weit, daß man mit einem kleinen Boote hineinfahren und sich bequem darin umwenden kann. Desto kleiner ist seine Kehle, kaum so weit als ein Maaß von vier bis fünf Finger breit, weswegen er auch nichts als kleine Fische verschlingen kann. Auch sind seine Augen nur so klein wie Ochsenaugen. In seinem Maule findet man keine Zähne, aber gegen siebenhundert hornartige, lange und dicke Reifen, mit denen er seinen Fraß zermalmet, und welche das Fischbein sind, so die Schneider zu Frauenzimmer-Schnürleibern und Reifröcken gebrauchen. Auf seinem ungeheuren Kopfe hat er zwey Blaselöcher, aus welchen er beym Athemholen oder Fressen das Wasser armdick, sehr hoch und mit einem solchen Getöse hinausbläset, daß man es zwey Meilen weit sehen und hören kann. Auf seinem ganzen Leibe hat er erstaunlich viel Fett. Die Grönländer gebrauchen alles am Wallfische. Sie essen und brennen sein Fett, bauen sich aus seinen Knochen und Fischbein ihre Häuser, Tische, Bänke, Böte, und was sie sonst nöthig haben, und genießen sogar auch sein Fleisch. Die Europäer aber nehmen von ihm nur das Fischbein und den Speck, aus welchem sie Thran schmelzen, den viele Handwerker, und insonderheit die Gerber, gebrauchen, bisweilen auch seinen Schwanz und seine Floßfedern oder Finnen, die zum Leimkochen dienen. Es giebt auch eine Art Wallfische, die man Pottfische oder Kascheloten nennt, und die von den Grönländischen an äußerer Gestalt sowohl, als innerm Bau, gar sehr verschieden sind, indem sie einen weit größern Kopf, aber nur ein einziges Blaseloch haben, und ihr Maul viel klei-

kleiner, und dabey mit Zähnen versehen, ihre Kehle aber so groß ist, daß sie einen ganzen Ochsen auf einmal verschlingen können; diese werden nicht nur gleichfalls um ihres Specks willen, sondern auch deswegen gern gefangen, weil sie in ihrem ungeheuren Kopfe eine Menge Gehirn haben, das die Apotheker Wallrath nennen und als Arzney gebrauchen. Dies Gehirn ist ein dünner, weißer, ölichter Saft, der aber, sobald er herausgenommen worden, gerinnt und hart wird, und so die Gestalt des bekannten Wallraths erhält. Ein einziger Kaschelot giebt oft mehr als funfzehn Tonnen solchen Wallraths. Es gehen jährlich bis dreyhundert und mehr Schiffe auf den Wallfischfang aus. Die mehresten dieser Schiffe kommen aus Holland. Wenn die Schiffer nun einen Wallfisch gewahr werden, steigen einige Leute in die Böte und versuchen es, an ihn zu kommen. Wenn ihnen dies gelungen ist, so werfen sie ihm ein dreyeckiges Eisen mit Wiederhaken, das sie Harpun nennen, und welches sie mit einem fünfhundert Faden langen Stricke an ihr Boot befestiget haben, in den Leib. Sobald er merket, daß er verwundet worden, fährt er wüthend tief unters Wasser zu Grunde, und alsdann müssen sie schleunig den Strick nachlassen, wenn er ihnen nicht entkommen und auch das Boot nicht umschlagen soll. Nach einigen Minuten kommt er wieder in die Höhe, weil er nicht lange unterm Wasser bleiben kann, und alsdann empfängt er noch eine oder zwey Harpunen, bis er sich so verblutet hat, daß er ganz matt ist. Darauf stechen sie ihn vollends todt, schleppen ihn ans Schiff, steigen auf ihn und schneiden ihm das Fischbein und die Zunge aus, indeß die andern seinen Speck, der ihm zwischen Fell und Fleisch sitzt, aushauen und in Tonnen packen. Das Fleisch aber lassen sie liegen,

wel-

welches ein sehr willkommenes Nahrungsmittel für die großen Bären ist, die da häufig auf den Eisschollen umher wandern. Wenn der Wallfisch seine gehörige Größe hat, kann man bis neunzig Tonnen Speck von ihm bekommen, und mit zwey Wallfischen ein ziemlich großes Schiff beladen. Man soll in manchen Jahren bis zweytausend Wallfische fangen können.

Aber nicht nur nach Wallfischen, auch nach Seehunden oder Robben, und nach vielen andern solchen fetten Seethieren, gehen jährlich viele Schiffe auf die Jagd, weil ihr Speck oder Thran, den man Sehlspeck nennt, den Handwerkern ebenfalls sehr nutzbar ist. In jenem kalten Eismeere giebt es eine Menge, wo sie auf den Eisschollen zu tausenden liegen und schlafen. Man hat aber auch Seehunde bey uns in der Ostsee, und in andern gemäßigten Gegenden von Europa, Asien und Amerika. Im Eismeere werden alle Jahre mehr als funfzigtausend Stücke todtgeschlagen und nach Europa gebracht, und wie viele Tausende ermorden nicht die Grönländer, Lappen, Samojeden und andere da herum wohnende Völker, die sie essen, ihren Thran in Lampen verbrennen, und aus ihren Fellen sich Röcke, Kamisöler, Hosen, Mützen, Stiefeln, ja sogar Schiffe und Kähne verfertigen. Die Seehundfelle werden auch in Europa gebraucht, um Koffer und andere Dinge damit zu beschlagen. Die Gestalt und Größe der Seehunde ist in Kurland nicht unbekannt.

Unter den eigentlichen Fischen sind die Hayfische wohl die größesten, denn es giebt welche, die vier bis fünf Faden in der Länge und gegen zwey Faden in der Dicke haben. Diese letztere Art ist auch erstaunlich gefräßig und kann ganze Menschen, ja Ochsen und Pferde lebendig verschlucken. Man findet die

Hay-

Hayfische fast allenthalben, und vermuthlich ist derjenige Fisch, der, wie die Bibel erzählet, den Propheten Jonas verschlungen hat, eben ein solcher Hayfisch gewesen.

Ein ganz wunderbarer Fisch ist der sogenannte Zitteraal, imgleichen der Krampffisch. Der erste hat beynahe die Gestalt eines Aals, ist ungefähr eine bis anderthalb Ellen lang, und hält sich in den südlichen Gewässern von Amerika auf. Wenn man ihn mit der Hand oder einem Fuß, oder auch nur mit einem Stock anrühret, so empfindet man sogleich einen solchen Schlag in allen Gliedern, daß man fast zu Boden fällt. Auch Fische und andere Thiere prallen betäubt von ihm zurück, wenn sie ihm zu nahe kommen; daher sich alle vor ihm fürchten. Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Krampffisch, der aber eine andere Gestalt hat, indem er ein platter, breiter Fisch ist, fast so wie unsere Butten, und manchmal so groß, daß er gegen zwanzig Pfund wieget.

Der Kugelfisch verdient wegen seiner sonderbaren Gestalt bemerkt zu werden. Er ist ganz kugelrund, aber nicht sehr groß. Man findet davon zweyerley Arten; einige haben, bey einem kurzen spitzigen Maule, ein kleines Schwänzchen, andere haben gar keinen Schwanz, sondern nur zwey Floßfedern.

Man hat auch fliegende Fische, die eine ganze Strecke über dem Wasser wegfliegen können. Man sieht sie haufenweise in Ostindien, in Afrika, beym Vorgebirge der guten Hoffnung und beym südlichen Amerika. Ihr Flug aber währet nur so lange, als ihre Floßfedern naß sind; denn wirkliche Flügel haben sie nicht, sondern nur breit ausgespannte und mit einer dünnen Haut verbundene Floßfedern von einer Viertelelle lang. Wenn diese trocken werden, fallen sie wie-

wieder ins Wasser. Sie fliegen auch nicht anders, als nur, wenn sie von räuberischen Fischen gejagt werden; aber in der Luft sind sie auch nicht sicher vor den Raubvögeln, und selbst die Menschen fangen und essen sie. Diese armen überall verfolgten Fische sehen ungefähr so aus, wie unsere Heringe, und sind gewöhnlich drey Viertelellen lang.

Unter den Schalthieren ist das schätzbarste die Perlenmuschel. Dies ist eine platte, runde Muschel, wie ungefähr die Austern sind, oftmals von der Größe einer halben Elle breit und lang; es giebt aber auch viel kleinere, in welchen die herrlichen und kostbaren Perlen gefunden werden, die, wenn sie rund und schön weiß sind, nach der Größe mit einem, zwey, zehn, zwanzig, dreyßig und noch viel mehr Thalern das Stück bezahlet werden. Die Muschelschalen dieses Thiers sind das bekannte Perlemutter, woraus Dosen, Stockknöpfe und andere schöne Sachen verfertiget werden. Man findet sie fast in allen Theilen der Welt, und selbst in Deutschland und Lievland giebt es Perlenmuscheln. Aber die besten sind um Asien herum, und hauptsächlich in der Gegend bey Persien, welche man orientalische Perlen nennt. Sie werden dort von Sklaven aus der See gefischet, die von Jugend auf abgerichtet sind, unters Wasser zu tauchen, und da einige Minuten zu bleiben. Man läßt sie mit Körben auf den Boden des Meeres hinunter, wo sie in größter Eile alle Muscheln, die sie finden, auffammeln, und wenn sie es nicht länger ohne zu ersticken aushalten können, geben sie ein Zeichen, worauf sie denn ohne Verzug wieder heraufgezogen werden. Sehr oft aber kommt ein solcher Perlenfischer zugleich mit Verlust eines Armes oder Fußes, oder gar seines Lebens herauf, weil die gefräßigen Hayfische sehr auf sie lauren,

und

und, ungeachtet keiner ohne Messer oder anderem Gewehr hinunter geht, manchem beschädigen.

Die rothen Korallen, womit sich die jüdischen Weiber zu zieren pflegen, werden aus einer steinartigen, harten Pflanze gedrechselt, die am Boden des Meeres an den Klippen wächst und ordentliche Aeste, wie ein kleines Bäumchen, aber keine Blätter hat. Man sagt, daß diese Korallenpflanze einigen Insekten oder Würmern, so man Polypen nennt, zur Wohnung diene, und vielleicht gar von ihnen gebauet und allmählich vergrößert werde.

Die Wasserthiere sind so mannichfaltig, daß man die Anzahl ihrer Arten unmöglich recht bestimmt angeben kann, indem täglich neue entdeckt werden. Von schuppigen Fischen hat ein großer Gelehrter allein schon über zweytausend Arten gezählet, und wo bleiben noch die erstaunlich verschiedenen Schalthiere, und andere im Wasser lebende Thiere und Insekten.

(Wird noch fortgesetzt.)

So Land als Meer, bis zu entfernten Zonen,
Ist alles seiner Güte voll;
Und Allen, die auf Gottes Erdball wohnen,
Thut seine Vaterliebe wohl.
Von ihm ward kein Geschöpf vergessen:
Sein Theil ist jedem zugemessen;
Durch ihn wird, was nur Odem hat,
Beglückt und reich und froh und satt.

Die Drossel.

Eine Fabel.

Ein Drosselchen, dem es an nichts fehlte, weil es von seinem Besitzer sehr geliebt, gefüttert und gepflegt wurde, fand dennoch den Zwang zu lästig, immer im

Vo-

Vogelbauer eingesperrt zu sitzen. Daher entwischte es, als einst aus Unvorsichtigkeit das Bauer nicht fest zugemacht und ein Fenster offen gelassen war, frohlockend und jauchzend hinaus, und flog gerades Weges dem nahe gelegenen Walde zu. Hier war es nun freylich in längst gewünschter Freyheit. Aber auf einmal erschien ein fürchterlicher Habicht, dessen gierigen Klauen es auch wohl nicht entkommen wäre, wenn da nicht zum Glücke ein hohler Baum gestanden hätte in den es zitternd und angstvoll sich verbarg, so lange bis der Habicht nicht mehr zu sehen war. Froh, dieser Gefahr entronnen zu seyn, gerieth es bald in eine neue, nämlich in die des Verhungerns: denn nun fand sich Niemand, der es füttern wollte, und seine Nahrung selbst zu suchen, hatte es verlernet. Endlich entdeckte es in der Ferne Quitschbeeren; welche Freude! sogleich flog es dahin, um sich recht satt zu essen; doch siehe! hier waren Schlingen aufgestellt, in denen es hängen blieb und sich zu Tode flatterte, indem es sterbend noch seufzte: Ach! wäre ich doch lieber bey meinem alten Herrn im Bauer geblieben, so dürfte ich jetzt so kläglich nicht umkommen.

Lehre: Sey mit deinem Stande und mit der Lage, worin die Vorsehung dich versetzt hat, zufrieden, und laß die etwanigen Unbequemlichkeiten, die du darin zu ertragen hast, dich nicht verleiten, deinen Zustand leichtsinnig zu verändern; wie oft hat mancher es schon bereuet.

Die beyden Frösche.

Eine andere Fabel.

Einst waren von übermäßiger Sonnenhitze alle Sümpfe vertrocknet, und ein Paar Frösche, vom Durst

Durst getrieben, begaben sich auf die Reise, um anderswo Wasser zu suchen. Da sie nun so eine ziemliche Strecke hüpfend fortgewandert waren, entdeckten sie, zu ihrer großen Freude, einen Brunnen, der noch etwas weniges Wasser hatte, und sogleich machte der eine Frosch Anstalt, hinein zu springen, um seinen Durst zu löschen. Der andere klügere aber hielt ihn eiligst zurück, indem er sprach: bedenke Kamerad, was du thust! Aus jenen trockenen Sümpfen sind wir glücklich genug heraus gekommen; wie aber, wenn nun am Ende auch dieser Brunnen völlig austrocknet, werden wir uns da auch so leicht retten können?

Lehre: Wie nöthig war diese Vorsichtigkeit! Lerne daraus deine Begierden zähmen und auch das Angenehmste, ja das Nöthigste dir versagen, wenn die Folgen davon gefährlich sind.

Auflösung der vorhergehenden Räthsel.

1) Das Nadelkissen.
2) Das Schiff.
3) Der Schatten.
4) Die Nägel an Händen und Füßen.
5) Das Salz.
6) Der Ofen.

Neue Räthsel.

1) Im Sommer nur erschein ich dir; so schön ich bin, so greifst du doch umsonst nach mir.
2) Jung werd ich wohl gepflegt, genährt, geschmückt, gepriesen und geehrt; doch werd ich alt, wie bald vergißt man allen Dank, den man mir schuldig ist; mit hartem Dienst erwerb ich denn mein Kummerbrod, und unter Schlägen sind ich oftmals meinen Tod.
3) Ich lebe ohne Leib und höre ohne Ohren, ich rede ohne Mund, werd in der Luft geboren.
4) So sehr ich auch nach Blut begierig bin, so kostets Keinem doch das Leben; indessen wird mir nie der kleinste Raub vergeben, und rettet mich kein Sprung, so ist mein Leben hin.

5) Wind

5) Wind und Wasser geben mir allein das Leben; Speise nehm ich nie zu mir, deine Speis' bereit ich dir.
6) Ich habe keinen sichern Ort, das kleinste Windchen trägt mich fort: so dick ich bin, greift man umsonst nach mir: mach ja dein Auge zu, wo nicht, so beiß ichs dir.

Ehrlichkeit, Treue und Rechtschaffenheit sind Tugenden, die von Gott und Menschen hochgeschätzt und belohnt werden; da hingegen ein Mensch, dem man nicht trauen darf, von Jedermann mit Recht gemieden wird.

Ein Knabe, welchen seine Mutter, eine arme aber fromme Wittwe, zu einem Schornsteinfeger in die Lehre gegeben hatte, mußte einst seinem Meister die Schornsteine eines Palastes fegen helfen, der einer reichen Dame zugehörte. Es ereignete sich aber, daß er im Kaminschornsteine einen Fehltritt that, und ins Kamin hinunterschurrte. Hier erblickte er nun auf einmal ein prächtig ausgeziertes Zimmer mit kostbaren Tapeten, Spiegeln, Möbeln, Gefäßen und Gemälden. Ein Anblick, den der arme Junge niemals gehabt hatte, und der ihn unüberwindlich reitzte, näher hineinzugehen und alles genauer zu betrachten, zumal da Niemand im Zimmer war, und rund umher sich nichts regte, das ihm seine Freude stören möchte. Nachdem er also einigemal sich schüchtern umgesehen, und aufmerksam gehorcht hatte, wagte er es, seine Neugierde zu befriedigen. Er ging im Zimmer umher, betastete und begaffte alles mit Entzücken, und sprach bey sich selbst: wie himmlisch leben nicht reiche und vornehme Leute, da du armer Teufel nur in schwarzen Schornsteinen herumkriechen, und in einer stinkenden

Schlaf-

Schlafstube dein kümmerliches Leben verderben mußt. Er trat auch vor den Spiegel und besahe seine berußte Gestalt, seufzete und wollte eben, aus Furcht, ertappt zu werden, wieder zum Kaminschornsteine hinauskriechen, als ihm ein Paar kostbare Uhren, die unterm Spiegel hingen, ins Auge fielen. Sogleich griff er darnach und besahe sie. Wie prächtig, sprach er, sind nicht diese Uhren! Wenn du doch auch so eine hättest! — doch — du darfst ja nur eine davon nehmen; es sieht dich hier Niemand, und wer sollte darauf verfallen, daß du durch den Schornstein hereingekommen, und eine Uhr genommen hast. — Er schien darauf sich etwas zu besinnen, und lächelte indeß bald die eine, bald die andere Uhr an. — Endlich sprach er: Nein, Jakob! Laß hängen, was dir nicht zugehört! Stehlen ist Sünde, wie deine Mutter sagt. — Und nun raffte er sich zusammen und wollte gehen. Je näher er aber dem Kamine kam, je kürzer und langsamer wurden seine Schritte, wobey er sich immer nach den Uhren umsah. Zuletzt stand er still und fing wieder an mit sich selbst zu reden. Stehlen ist zwar Sünde — freylich, ja! — aber wenn du die Uhr hast, kannst du dich glücklich machen — und was verliert die reiche Frau dadurch? — Nichts! Eine Kleinigkeit! — — Die Uhr aber — muß doch viel kosten, und wenn du sie nun verkaufst, so hast du viel Geld; und für das Geld kannst du dann in die Schule gehen, und was lernen — so wird alsdann aus dir ein ganz anderer Kerl, als du jetzt bist. — Kein so elender, schmutziger Schornsteinfeger mehr, sondern — ein Kavalier! — Auch deine arme Mutter kannst du alsdann versorgen. — Und wie gerne würde ich Lesen, Schreiben und sonst so was Gutes lernen! — Unter diesem Selbstgespräch war er unvermerkt wieder zu den Uhren

ren gekommen. Er nahm eine nach der andern vom Haken, besah sie, hielt sie vor sich, als ob er sie in der Tasche trüge, und — hängte sie endlich beyde wieder auf. Nein, sprach er, lieber arm und unwissend, als ein Dieb! — Wenn du die Uhr nimmst, so hast du doch immer gestohlen, es mag es Jemand wissen oder nicht! — und — wie würdest du dich dann vor deiner Mutter und vor allen Menschen schämen müssen! — Auch könntest du dann nicht mehr so freudig zu Gott beten! — Nein! Jakob, nein! — und fort war er wieder zum Kamine, und durch den Schornstein aufs Dach. Diesem allen hatte die Frau des Hauses in einem Winkel des Nebenzimmers, wo sie indeß auf einem Sopha*) gesessen und gelesen hatte, ohne daß der Knabe es gemerket, zugehört, und weil sie sehen wollte, was er endlich thun würde, hatte sie sorgfältig sich gehütet, ihn zu stören. Da sie nun gewahr wurde, daß er so standhaft über sich siegte, allen Versuchungen tapfer widerstand und ehrlich blieb; freuete sie sich herzlich darüber, rief einen Bedienten und befahl ihm, dem Schornsteinfeger zu sagen, daß er mit seinem Jungen zu ihr kommen sollte. Der Schornsteinfeger, welcher befürchtete, sein Junge hätte böse Streiche gemacht, gehorchte diesem Befehl mit Besorgniß. Allein wie erschrak der Junge, als er in das nämliche Zimmer trat, in welchem er gewesen war; Todesangst und Zittern überfiel ihn. Die Dame aber empfing ihn freundlich, redete ihm zu und sprach: Mein Kind, fürchte Dich nicht, ich habe alles, was Du hier gethan und geredet hast, gesehen und gehöret, und habe daraus Dein gutes und frommes Herz kennen gelernet; Du mußt eine rechtschaffene, brave Mutter

*) Sopha ist ein langer und breiter, weich gepolsterter Stuhl.

Mutter haben! Meister, wie führt sich der Junge bey Ihm auf? Noch bis jetzt gut, gnädige Frau, antwortete der Schornsteinfeger, er ist aber nicht lange bey mir. Will Er mir ihn wohl überlassen, fragte darauf die Frau; ich liebe solche ehrliche Leute. Als nun der Schornsteinfeger es mit einem tiefen Bückling bejahte, nahm sie den Jungen zu sich, ließ ihn zur Schule gehen, und brachte es durch ihre Freygebigkeit und Fürsorge dahin, daß aus ihm ein recht tüchtiger und geschickter Mensch wurde.

In einer großen Stadt ging auch einmal ein vornehmer, reicher Mann auf der Straße spaziren; zu dem trat ein mit Lumpen behangener Junge und bat ihn um ein paar Ferdinge für seinen kranken Vater. Anfänglich that der Herr, als ob er's nicht hörte. Weil aber der Junge nicht abließ zu bitten, sprach er zu ihm: laß mich zufrieden; ich habe nicht klein Geld bey mir. Ach, lieber Gott! erbarmen Sie sich doch, gnädiger Herr, erwiederte der Junge, wir haben nicht einen Bissen Brod im Hause, und mein armer Vater liegt todtkrank. — Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich kein kleines Geld habe! — So geben Sie mir denn grobes, ich will sogleich laufen und es auswechseln. — Der Herr, weil ihm dies Straßengespräch schimpflich war, und er den Jungen nicht los werden konnte, griff aus Verdruß in die Tasche, und gab ihm einen Dukaten. Sogleich rannte der Junge in die nächste Bude, und wechselte ihn aus, lief dem vornehmen Manne, der indeß weiter gegangen war, eiligst nach, und rief: Herr! Herr! hier ist kleines Geld. Geben Sie mir so viel, als Ihnen beliebt. Der Herr, der sich dessen nicht vermuthend war, sondern glaubte, der Junge wäre längst mit dem Dukaten davon geflohen, erstaunte über seine Ehrlichkeit, und fragte ihn,

warum er den Dukaten nicht ganz behalten hätte? Das darf ich nicht, antwortete er, ich habe Sie ja nur um ein paar Pferdinge gebeten. Du bist ein gutes Kind, sagte darauf der Herr, und Deine Eltern können nicht böse seyn; sage mir, wo sie wohnen, ich muß sie kennen lernen. Er ließ sich darauf von dem Knaben hinführen, und weil er diese unglückliche, aber fromme Familie in der kläglichsten Armuth fand, beschenkte er sie reichlich, nahm den ehrlichen Jungen zu sich, und ließ ihn erziehen.

Selig sind, die eifrig streben
Nach Gerechtigkeit und Treu';
Gutes thun ihr ganzes Leben,
Ohne Falsch und Heucheley;
Die, von Gottesfurcht entzündet,
Unbefleckt und heilig sind,
Und der Laster kurze Freuden,
Geitz, Betrug, und Unrecht meiden.

Fünfte und letzte Fortsetzung der Erdbeschreibung und Naturgeschichte.

Auch mit einer erstaunlichen Menge allerley Arten von Pflanzen, Bäumen, Früchten, Blumen und Kräutern prangt unsere Erdkugel, und sowohl Land als Meer, Berg und Thal, ja, jeder Winkel der Erde ist bis zum äußersten Ueberfluß damit angefüllet. Sie sind aber ebenfalls, nach Beschaffenheit der Weltgegenden und der an jedem Orte eigenen Witterung, gar sehr von einander verschieden. So wachsen. z. E. die Gewürze, als: Pfeffer, Kräutnägelchen, Kardamomen, Kubeben, Muskatennuß, Muskatenblumen und andere fast nirgend, als in Ostindien. Ingwer hingegen, welches eine Wurzel ist, wächst auch in Amerika und in andern heißen Gegen-

den.

den. Der Kaneel (Zimmet) wächst am besten auf der Insel Zeylon in Ostindien, und ist die Rinde (Borke) eines kleinen Baums, dessen Aeste jährlich abgehauen und geschälet werden, worauf dann eben so, wie an unsern Weiden, neue wieder hervorschießen. Thee ist nur in Sina, und bestehet aus Blättern, welche man von einem Baume pflücket, der nicht höher als unser Weidengesträuch wächst. Der Koffee hingegen ist die Frucht eines Baumes, der anfänglich nur in Arabien wuchs, jetzt aber auch in Afrika und vorzüglich in Amerika in großer Menge gepflanzet wird. Der Baum selbst ist nur so groß als ein mäßiger Apfelbaum, und die Bohnen sind Kerne einer Beere, in welcher jedesmal zwey Stücke sitzen. Zitronen, Pomeranzen, Kastanien sind Früchte von Bäumen, die man auch schon in gemäßigtern Weltgegenden antrifft, und davon selbst in Portugal, Spanien und Italien ganze Wälder vorhanden sind. Aus den Oliven wird Baumöl gepreßt, und solche findet man schon in Frankreich sehr häufig. Imgleichen wächst daselbst, wie auch in Spanien und Italien, der Pantoffel- oder Korkbaum, aus dessen Rinde, welche bis vier Finger dick zu seyn pfleget, die Bouteillen-Korken geschnitten werden. Die Rinde wächst, wo sie weggeschnitten worden, alle zwey Jahre wieder. Die Korinthen sind kleine süße Beerchen, die allein in der europäischen Türkey zu finden. Rosinen hingegen sind nichts als getrocknete süße Weintrauben, und deswegen allenthalben zu haben, wo süßer Wein gebauet wird. Die Baumwolle wächst fast in ganz Asien und im wärmern Amerika, wird aber auch häufig in Europa gezogen. Ihre Staude, die gewöhnlich nur etwas über eine Elle hoch ist, muß alle Jahr von neuem gesäet werden. Sie treibt eine gelbe Blume,

an die sich längliche Nüsse von der Größe einer großen Wallnuß, oder eines mäßigen Hühnereyes, ansetzen; wenn diese reif sind, platzen sie von einander, und alsdann quillt die Wolle heraus. Der Safran sind die feinen Fäserchen einer Blume, die mit der Lilie viele Aehnlichkeit hat, und aus einer Zwiebel in der Türkey, aber auch schon an vielen Orten von Europa, gezogen wird. Reiß, welcher beynahe wie unsre Gerste wächst, wird in allen warmen Gegenden, und jetzt hauptsächlich in Amerika, zu großen Feldern voll gesäet. Den Zucker siedet (oder kocht) man aus dem Safte eines Rohrs, welches in Asia, Afrika und vorzüglich in Amerika drey bis fünf Ellen hoch und bis zwey Finger dick wächst. Das Zuckerrohr ist voll Knoten und hat wenig Blätter; wenn es reif ist, wird es abgeschnitten, in der Mühle zerquetscht und der Saft ausgepreßt. Dieser Saft wird alsdann in großen Kesseln dick gekocht, mit Kalk gereinigt und geläutert, und in Formen gegossen, wo er völlig gerinnt und hart wird. In Amerika siedet man auch aus dem Safte eines großen, starken Baumes, der mit unsern Ellern einige Aehnlichkeit hat, ziemlich brauchbaren Zucker.

Zu den merkwürdigen Pflanzen gehört insonderheit ein Baum, welcher auf der Insel Ferro, unweit Afrika, gefunden wird. Diese Insel hat sonst kein süßes Wasser, wird aber von diesen Bäumen reichlich damit versorget, indem ohne Unterlaß von ihren Blättern ein häufiges Wasser herabträufelt. In einer Gegend von Amerika, die noch vor kurzem den Franzosen zugehöret hat, und Luisiana heißt, findet man auch Wachsbäume, das ist solche, die ein hellgrünes Wachs liefern. Sie tragen nämlich Früchte gleich kleinen Erbsen, die büschelweise beysammen stehen, und deren Schale ganz mit Wachs bedeckt ist. Dergleichen

gleichen Art Bäume sind auch in Sina anzutreffen, werden aber dort Talchbäume genannt, weil ihre Früchte mit einer fettigen Haut umgeben sind, und wenn sie gekocht werden, ein wahres Fett von sich geben, das wie Talch gerinnt, und woraus Lichte gegossen werden können, die schneeweiß sind, und die, wenn sie ausgelöscht werden, gar nicht stinken. Man hat auch dort einen Wachsbaum, an welchem aber gewisse Insekten das Wachs zusammentragen. In Westindien und auf vielen Inseln des stillen Meeres, wie auch in Südindien, giebt es Bäume, deren Frucht statt des Brodes gegessen wird, gut schmeckt, und sehr nahrhaft ist. Diese Bäume sind hoch und stark, und ihre Früchte haben die Größe eines Brodes, sind gelb und glatt, und müssen erst gebacken werden, wenn man sie essen will. Einen noch nutzbarern Baum findet man in Ostindien und da herum; das ist der Sagobaum; diesen kann man bis auf seine Rinde und Blätter ganz essen. Er ist bis zehn Faden hoch, und so dick, daß ihn ein Mann kaum umklaftern kann. Aeste hat er gar nicht, sondern nur zwey Ellen lange und fast eine Elle breite und spitzige Blätter, welche den Indianern zu vielerley nützlich sind; sie bedecken damit ihre Wohnungen, machen aus ihren Fäsern sich Körbe, Stricke und Kleider, und ihre Spitzen, die hart und lang sind, gebrauchen sie als Nähnadeln zum Nähen. Unter der Rinde hat der Baum von unten bis oben kein Holz, sondern nur ein zartes, weiches und wohlschmeckendes Mark, das man wie Teig kneten und zu Brod verbacken kann; auch Grütze wird aus diesem Mark gemacht, die man unter dem Namen der Sagogrütze zu uns nach Europa verführet. Wenn man einen solchen Baum abhauet und verbraucht, wächst aus dessen Wurzel in wenig Jahren

ren ein anderer eben so großer wieder. Auch den allerdickſten und größten Baum in der Welt kann Oſtindien aufweiſen; er iſt so groß und dick, daß die Indianer aus einem einzigen Stamme deſſelben Böte machen können, in welchen bis funfzig Mann Raum haben. Doch findet man auch in Afrika einen Baum, den man Bak nennt, der so hoch und dick iſt, daß man, wenn er ausgehöhlt worden, ein ganzes Zimmer darin anlegen kann.

Man zählet schon auf fünf und zwanzig tausend Arten bekannter und gehörig beobachteter Pflanzen. ungeachtet nur kleine Weltgegenden deswegen mit Fleiß sind unterſucht worden. Wie viel aber würde man nicht noch entdecken, da jede Gegend ihre ganz eignen Pflanzen hat, wenn dieſe Unterſuchung allenthalben so ſorgfältig könnte angeſtellt werden; unſtreitig mehr denn hundert und funfzigtauſend Arten, wie man aus wahrſcheinlichen Gründen berechnet hat.

Dies ſind aber noch lange nicht alle Merkwürdigkeiten der Natur. Man findet ihrer auch viele in dem Steinreiche, und da iſt unter mehrern vorzüglich der Asbeſt oder Amianth zu merken. Dies iſt ein faſerichter Stein, von mancherley Farben, der in Indien, Arabien und auch Siberien gefunden wird. Wenn man ihn zerklopft und in warmes Waſſer legt, zerfällt er in lange dünne Fäden, die man mit den Fingern noch mehr zertheilen kann. Alsdann werden dieſe Fäden ordentlich wie Flachs gehechelt und zu Garn geſponnen, und eine Leinwand daraus gemacht, die unverbrennlich iſt. Man hat deswegen auch nicht nöthig ſie zu waſchen, ſondern wenn ſie ſchmutzig iſt, wird ſie ins Feuer geworfen und ausgeglühet, nur muß man dies nicht allzu oft wiederholen, weil ſie doch am Ende zu Kalk wird. Die Vornehmen und Reichen

chen der alten Zeit pflegten in solcher Leinwand ihre Todten zu verbrennen. Man macht auch unverbrenliches Papier daraus.

Ein gleichfalls wunderbarer Stein ist auch der Magnet. Man findet ihn schon in einigen Gegenden von Europa, aber vorzüglich in Arabien und Sina, ja in Siberien giebts ganze Berge davon. Er siehet schwarzgrau aus und hat die sonderbare Eigenschaft, daß er das Eisen an sich zieht, und wenn er in der freyen Luft aufgehängt wird, sich ohne Unterlaß mit dem einen Ende nach Norden wendet. Wenn man mit einem solchen Magnetstein eine stählerne Nadel bestreicht, empfängt sie von ihm die nämliche Kraft, sich immer nach Norden zu drehen, welches Gelegenheit gegeben hat, den so unentbehrlichen Seekompaß zu erfinden. Dies ist ein Instrument, wornach auf dem ungeheuer großen Weltmeer die Schiffer, wenn sie auch nichts als Himmel und Wasser um sich her gewahr werden, doch genau sich richten und ihre Fahrt sicher lenken können.

Zu den übrigen Seltenheiten der Welt gehören auch jene tödtlich heißen Winde, die man in den Sandwüsten von Afrika, Arabien und Ostindien antrifft. Besonders ist der Samiel- oder Zamaniwind in Arabien Menschen und Vieh äußerst gefährlich, der aber zum Glücke nur wenige Augenblicke wehet. Wenn Jemand von ihm überfallen wird, muß er sogleich sterben und schwillt auf, wobey sein Fleisch so weich wie verkocht ist, daß man, wo man es anfaßt, Stücke davon in den Händen behält. Man kann sich vor ihm dadurch retten, daß man sich platt auf die Erde niederwirft. Auch Menschen, die zu Wasser fahren, oder auf einem Berge stehen, sollen vor seinem Gifte sicher

sicher seyn, weil er nur auf den Flächen über die Erde wegstreichet.

Ein ähnlicher, aber nicht so äusserst gefährlich heisser Wind ist auch der Sirokkowind im untern Italien, welcher übers Meer von der Afrikanischen Küste zu gewissen Jahrszeiten herwehet, und zuweilen ein paar Tage hintereinander, zuweilen aber auch nur einige Stunden dauern soll. Man kann seine Ankunft vorher merken, alsdann aber muß ein Jeder im Hause bleiben, und Fenster und Thüren sorgfältig vermachen: denn er bläst so heiß und trocknend, daß man davon entkräftet niederfällt und eine Art von Melancholie bekommt. Auch Gras und Bäume soll er auf seinem Striche versengen können.

Noch sind jene fürchterlichen Sandwüsten in Arabien und vorzüglich in der Tartarey und in Afrika unserer Aufmerksamkeit werth, wo viele Meilen weit, ja bis hundert und mehr Meilen umher, nichts als ein leichter, fliegender Sand zu sehen ist, der vom Winde, wie das Meerwasser in großen Wellen, getrieben wird, und Menschen und Vieh, ja ganze Karavanen, (das sind große Reisegesellschaften, wo einige tausend Menschen der vielen Räuber wegen zusammentreten, und bewaffnet reisen müssen) überschüttet. Kein Fluß, der sich dahin lenket, kann bestehen, sondern er versinkt im Sande, daß auch keine Spur von ihm nachbleibt.

Auch das Kaiserthum Sina in Asien ist wegen seiner erstaunlichen Volksmenge merkwürdig. Dies Land ist eben nicht viel größer als Deutschland, Frankreich und Spanien zusammengenommen, denn es ist nur vierhundert Meilen lang und dreyhundert und dreyßig Meilen breit, hat aber mehr als hundert Millionen Einwohner, das ist Zweydrittel so viel als in

ganz

ganz Europa. Es sind eine unendliche Menge Dörfer und viertausend vierhundert und zwey in Mauern eingeschlossene Städte darin, unter welchen sehr viele so groß sind, als die größten Städte von Europa, das ist, als Moskau, Paris, oder London. Die Haupt- und kaiserliche Residenzstadt Pecking hat sechs Meilen im Umfange und drey Millionen Einwohner, und Nanking, die ehemalige Residenz, hat sogar vier Millionen. Das Land ist so voll Menschen, daß sie nicht mehr auf dem Lande Raum zu haben scheinen, sondern auch auf den Flüssen wohnen, wo sie schwimmende Städte von mehr als sechshundert Wohnungen haben, mit denen sie ab- und zufahren, nachdem es ihr Handel und ihre Nahrung erfordert.

Es giebt auch ein Land in der Welt, wo die Menschen aus Mangel anderer Thiere mit Hunden fahren, und sowohl Winter als Sommer sich und ihre Sachen von ihnen fortschleppen lassen. Dies geschieht am äußersten Ende von Siberien, welches Kamtschatka heißt, und auch schon in Grönland. Man spannt gemeiniglich vier, sechs oder acht Hunde vor einen Schlitten oder Wagen, und kann alsdann eben so viel als mit zwey Pferden wegführen. Die Hunde aber sind sehr tückisch und ungehorsam, und man muß sie allemal mit List anspannen. Eine Kuppel von vier guten Hunden kostet bis siebenzehn, und mit dem dazu erforderlichen Geschirre, bis drey und zwanzig Thaler.

Wo ist ein Gras, wo nur ein Blatt,
Ein Stäublein auf der Erde,
Wodurch, o Mensch, nicht Gottes Rath
Und Kraft verherrlicht werde?
O, wie ist seine Macht so reich!
Was aber deiner Trägheit gleich,
Daß du's nicht siehst, nicht fühlest!

Die

Die beyden Bauerpferde.

Eine Fabel.

Ein Bauer hatte zwey Arbeitspferde, die er beyde auf vollkommen gleiche Art gut hielt und mit Fleiß fütterte, weil er sie beyde auf gleiche Art zu seiner Wirthschaft gebrauchte. Es war also auch beyder Schicksal vollkommen gleich. Indessen that das eine Pferd alles mit Lust, war rasch, munter und mit seinem Loos zufrieden, da hingegen das andere aus Trägheit und Mißmuth über alles murrte und ohne Unterlaß klagte. Einst im Winter, als die Kälte sehr strenge war, und der Bauer viel Balken, Steine und Grand zu führen hatte, weil er in dem Jahr bauen wollte, gedachte das träge Pferd zu vergehen und seufzete laut: Ach, ich unglückliches Thier! wenn doch nur erst der Frühling da wäre! Mit dem Winter ists nicht mehr auszuhalten! Welch ein Frost! welche traurige, lange Nächte! welche Arbeit! O weh! O weh! Im Frühjahr kann man sich doch noch ein wenig in der Sonne wärmen und auf grüner Weide wieder erquikken; aber der Winter, der Winter! — Worüber seufzest du? fiel ihm das andere Pferd unwillig in die Rede, was hat dir denn der Winter so großes Leid gethan? Haben wir nicht die schönste Schlittenbahn, auf welcher uns das Schleppen federleicht wird; und das müssen wir dem Froste danken. Selbst die langen Nächte, die dir mißfallen, machen ja auch die Tage kurz, und verkürzen zugleich unsere Arbeit; da können wir denn recht lange, wohl gefüttert, im warmen Stall der grimmigsten Kälte Trotz bieten. Der Frühling kam, und da wars dem Murrer wiederum nicht recht, denn nun gings an ein Pflügen und Eggen. Er wehklagte aufs neue und sehnte sich herzlich nach dem Sommer.

Sey

Sey doch ruhig, sprach darauf sein Kamerad, Arbeiten ist ja unser Beruf, und wie süß schmeckt nicht nach gethaner Arbeit das schöne, junge, blumenreiche Gras. Ich freue mich über die Maaßen des Frühlings, da ist alles neu, alles verjüngt, alles froh und lustig. Sieh nur, wie munter die Vögel singen, wie lieblich die Käfer summen, wie froh der Storch klappert. Ey, wer wollte da murren! Es erschien auch der Sommer und das unzufriedene Thier ächzte und wimmerte immerfort, bald über die fürchterlichen Gewitter, bald über die große Hitze und über die kurzen Nächte, in denen man sich nicht einmal auszuruhen bekäme, auch über das saure und lästige Mistführen und über alle andere Sommerarbeit, und wünschte, mit dem Kopf traurig zur Erde gebückt, den Herbst herbey. Schon wieder winselst und klagst du, rief ihm darauf das andere Pferd zu. Sieh doch nur, Thor! wie satt können wir uns nicht jetzt im tiefen Grase fressen, welche reiche Ernte lacht uns nicht allenthalben entgegen. Sieh den schönen Hafer, der für uns wächst, und die Menge des vortrefflichen Heues, das für uns gemacht wird, und du bist unzufrieden? schäme dich doch. Endlich ward es auch Herbst, in welchem den mürrischen Gaul wiederum die vielen Regen, die Sturmwinde und die schlechten Wege plagten, und die abgemäheten Heuschläge, die Stoppeln auf den leeren Feldern, und alles, was er um sich sah, ihm mißfiel, weswegen ihn denn gar ängstlich nach dem Winter verlangte. Hier riß dem andern Pferde nun alle Geduld aus. Thor über alle Thoren! fing es an zu schelten, du bist ja mit nichts zufrieden. Hat nicht alle saure Feldarbeit jetzt ein glückliches Ende? Und läßt es sich nicht gar herrlich ausruhen? Ist nicht alles zu unserer Fütterung im Ueberfluß

berfluß da? Unser Herr braucht uns nicht, als nur zu einer Spazierreise, wo wir sowohl, als er, immer köstlich traktirt werden, oder er bewirthet Gäste bey sich, wo wir dann Muße die Fülle haben. Sey, alberner Murrer, ruhig, genieße das Gute, das du überall findest, mit Dank und frohem Muth; so wird das unvermeidliche Uebel, das jede Jahreszeit mit sich bringt, dir dadurch so erleichtert werden, daß du es kaum fühlest. Durch Unzufriedenheit und stetes Murren aber quälst du dich nur unnütz, und machst dir selbst dein Leben zur Last.

Lehre: Ein treffendes Bild unzählich vieler Menschen. Die ganze Welt ist voll der herrlichsten Wohlthaten Gottes. Kein Ort, keine Zeit, kein Stand, keine Verfassung giebts, darin wir nicht, nach der Absicht unsers allgütigen Vaters, zufrieden, froh und glücklich leben könnten, wenn wir nur wollten. Aber da vergißt man undankbar des vielen Guten, das uns von allen Seiten umgiebt, und hält sich nur an das Böse, womit auf dieser Erde das Gute nicht anders als vermenget seyn kann. Man will es immer besser haben; wer ist nun schuld, wenn mans schlecht hat?

Der abgeschossene Pfeil.

Eine andere Fabel.

Seht! wie ich fliegen kann, sprach einst ein Pfeil, den ein Mensch abgeschossen hatte, voll Uebermuth zu den Vögeln, die, über seinen schnellen Flug erschrocken, zusammen fuhren; was dünkt euch, bin ich nicht eben sowohl ein Bewohner der Lüfte, wie ihr? Thor! antwortete ihm einer unter ihnen, der sich vom Schrecken schon wieder erholet hatte, dies Fliegen ist nicht dein Verdienst, sondern du hast es lediglich der fremden

Kraft

Kraft zu danken, die dich so hoch in die Luft trieb; von selbst wärest du gewiß auf der Erde liegen geblieben.

Lehre: Prahle nicht mit Vorzügen, die du dir nicht selbst erworben hast, du wirst nur lächerlich.

Auflösung der vorhergehenden Räthsel.

1) Der Regenbogen.
2) Das Pferd.
3) Das Echo.
4) Der Floh.
5) Die Mühle.
6) Der Rauch.

Neue Räthsel.

1) Dem Knaben diene ich zur Lust recht gut; dem Zornigen zur Rach' in seiner Wuth; der Furchtsame braucht mich, auf daß ich ihn beschütze; der matte Greis, daß ich ihn unterstütze.

2) Am Tage hab' ich nichts zu thun, und Zeit genug, um auszuruhn; jedoch kaum bricht die Nacht herein, so schluck' ich Feu'r und Flammen ein.

3) Groß braucht mich nur der Bauer auf dem Lande, klein nur die Welt von höherm Stande; groß leget man mich an die Wand, klein auf den Tisch und in die Hand; groß tauge ich zur Arbeit schon allein, klein kann ich nicht wohl ohn' Gehülfen seyn.

4) Mein Haar stand sonst empor auf meinem Haupt, es war geschmückt mit jungem Laube: jetzt kehrt es sich, ganz seines Schmucks beraubt, demüthig nach der Erd', und kriecht im Staube.

5) Obgleich nicht meine Zunge spricht, so kann ich sie doch nicht entbehren, ich muß, was recht ist oder nicht, durch ihren Stand die Menschen lehren.

6) Sieh! ich ergieße meinen Strom aus hundert und wohl mehr Kanälen; du meinst vielleicht, ein trocknes Land, dem Regengüsse fehlen, zu wässern? Aber nein: ein feuchtes soll durch mich schnell abgetrocknet seyn.

Es

Es ist immer besser, Andere für zu gut, als für zu schlimm zu halten; denn wie oft sind nicht schon die unschuldigsten und rechtschaffensten Leute durch einen übereilten Argwohn beleidigt oder wohl gar unglücklich gemacht worden.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Friede gemacht hatte, und seiner Dienste nunmehr nicht bedurfte. Der Mann gerieth dadurch in große Noth. Er ging daher zu einem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt verschaffen mögte. Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bey ihm zu halten. Bey der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie ging von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum. Nach ungefähr einer halben Stunde wollte der Minister wieder eine Prise Taback nehmen: aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe. Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und einer von den Gästen meinte, es könne sie wohl Jemand von ihnen in Gedanken zu sich gesteckt haben. Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber Keiner sagte, daß er sie gefunden habe. Da sagte ein anderer Gast: es müßte der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde und seine Taschen vor Jedermanns Augen umkehrte. Er selbst machte den Anfang. Alle andre folgten seinem Beyspiele. Da aber die Reihe an den

abge-

abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, eben dasselbe zu thun. Man sagte ihm, er würde dadurch sich sehr verdächtig machen; aber er antwortete: daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls hinlänglich schützen könne, und blieb bey seiner Weigerung. Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb sey, und Alle sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und ging nach aufgehobener Tafel zu Hause. Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schooße, zwischen dem Futter, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder nöthigen sollte. Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offenen Armen entgegen ging, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er möchte ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Taschen nicht habe umkehren wollen? Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen sagen; gestern konnte ich es nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden einer oder der andere seyn könnte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte. Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bey Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterweges eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde Jedermann gesehen, und Mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich es zu thun. Der Minister umarmte ihn von neuem,

und

und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich nöthigen; und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bey der Hand und trat mit ihm ins Zimmer. Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sey, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen würde.

Ein Juwelier, das ist einer, der Ringe und andere Kostbarkeiten von Juwelen verfertigt, hatte einst sehr reiche Arbeit und viele kostbare Steine unter Händen. Er bemerkte aber, daß ihm ein Edelstein nach dem andern von seinem Werktische verloren ging. Sein Erstaunen darüber war um desto größer, da er wußte, daß außer seiner Haushälterin, einer betagten Wittwe, deren Frömmigkeit und Redlichkeit er kannte, Niemand in seine Werkstube käme, denn er war unverheirathet, und hielt weder Gesellen noch Lehrlinge. Diese Frau wollte er nicht gerne beschuldigen; indessen, weil doch immer Jemand die Steine mußte genommen haben, so fiel ganz natürlich sein Verdacht auf sie. Er machte diese seine Besorgnisse einem guten Freunde bekannt, der ihm rieth, still zu schweigen und genauer Achtung zu geben. Das that er, konnte aber nichts entdecken, ungeachtet fast immer, so oft er nicht zu Hause war, aufs neue ein Stein verschwand. Endlich ging er zum Richter, und eröffnete diesem seinen Verlust, und den gefaßten Verdacht. Man überlegte die Sache hin und her, und glaubte, daß sein Verdacht nicht ungegründet wäre. Um aber zu mehrerer Gewißheit zu gelangen, wurde beschlossen, daß eine Gerichtsperson mit ihm alle Steine überzählen und aufschreiben,

schreiben, beyde aber in einem benachbarten Hause, woraus sie alle Eingänge seiner Wohnung übersehen konnten, eine Zeitlang lauern sollten, ob nicht ein Fremder sich einschliche. Das geschah; weil sie nun Niemanden gesehen hatten, und beym Zuhausekommen wieder einen Stein vermißten, wurde ohne Bedenken die Frau in Verhaft genommen und scharf befragt. Sie leugnete, aber man schritt zur Tortur, und da bekannte sie sich als die Diebin, und wurde dafür, obgleich die Steine nirgends zu finden waren, man auch nicht erfahren konnte, wo sie sie gelassen hatte, mit dem Tode bestraft. Nach einiger Zeit, als dieses geschehen war, saß der Juwelier traurig nachdenkend in einem Winkel seiner Werkstube, und beklagte sein Schicksal, als auf einmal ein Rabe durch das offene Fenster hineinschlüpfte, und vor seinen Augen einen Stein nahm und davon flog. Bestürzt lief er ans Fenster, und sahe, daß der Rabe ihn auf einen naheſtehenden Baum ins Nest trug; er suchte sogleich eine Leiter, stieg hinauf, und fand zu seinem äußersten Schrecken alle bisher verlornen Steine, welche der Rabe, weil das Fenster immer offen gewesen war, allmählich dahin getragen hatte. Die arme Frau war also unschuldig hingerichtet, und nur durch die Pein der Folter gezwungen worden, einen nicht verübten Diebstahl zu gestehen.

Du schreibst in jedes Herz, o Gott,
Tief ein das billige Gebot:
Was du nicht willst, das dir geschicht,
Das thu auch deinem Bruder nicht.
Hilf denn auch, daß ich dieß Gesetz
Durch schnellen Argwohn nie verletz',
Und lieber zehn, die bös' sind, lieb'
Als einen ohne Schuld betrüb'.

Etwas aus der Himmels- und Luftkenntniß.

Unsere Erdkugel, mit allem was darauf ist, bleibt nicht immer an einem Orte fest stehen, ob es uns gleich so vorkommt; sie schwimmet vielmehr in dem ungeheuren Himmelsraum, mit erstaunlicher Geschwindigkeit, ohne einen Augenblick zu rasten, fort. Einmal drehet sie sich ohne Unterlaß, wie eine Kugel, die auf einer Kegelbahn geworfen worden, um sich selbst umher, und das geschiehet alle Tage, oder alle vier und zwanzig Stunden, einmal. Da nun ihr größter Umkreis fünftausend vierhundert Meilen groß ist, so läuft sie alle vier und zwanzig Stunden mit ihrer Oberfläche, die unter diesem Kreise befindlich ist, fünftausend vierhundert Meilen in die Runde, und Alles, was alsdann auf solcher Oberfläche stehet, wird zugleich mit ihr alle Tage fünftausend vierhundert Meilen, das ist jede Stunde zweyhundert fünf und zwanzig Meilen, fortgeschleudert. Aber noch weit geschwinder hat die Erde noch außerdem alle Jahr um die Sonne zu laufen. Sie macht nämlich einen Zirkel oder einen Kreis von mehr als hundert neun und zwanzig Millionen Meilen um die Sonne, so daß sie durch diesen Weg alle Jahre wiederum an den Ort zurückkommt, wo sie vor einem Jahr gewesen ist. Aber auf dieser schrecklich weiten Reise bringt sie doch nicht mehr als dreyhundert fünf und sechszig Tage, fünf Stunden, acht und vierzig Minuten und fünf und vierzig Sekunden*) zu, das macht auf jeden Tag mehr als dreyhundert vier und funfzigtausend Meilen, auf jede Stunde vierzehntausend siebenhundert und sechszig Meilen, auf jede Minute

*) Ein jeder Tag wird bey uns in vier und zwanzig gleiche Stunden, jede Stunde in sechszig Minuten, und jede Minute wiederum in sechszig Sekunden oder Pulsschläge eingetheilet.

nute zweyhundert sechs und vierzig Meilen und auf jede Sekunde oder Pulsschlag mehr als vier volle Meilen. Welch eine erstaunliche und fast unbegreifliche Geschwindigkeit! Dessen ungeachtet merken wir davon nichts, und können ohne Wanken und Hinderniß allenthalben auf dem Erdboden umhergehen und unsere Geschäfte verrichten. Das kommt aber daher, weil nicht nur wir, sondern auch alles, was bey und um uns ist, ja sogar die Luft und die Wolken über uns, zugleich mit fortschleudern. Nur an der Sonne und den übrigen Sternen können wir unser immerwährendes Fortrücken merken. Denn die Sonne stehet auf einem Punkte stille; und wenn wir sie des Morgens gewahr werden, so dauerts nicht lange, so ist sie schon ein Stück weiter in die Höhe, und das geht so fort bis auf den Abend, da sie wieder auf der andern Seite hinunter ist, und zuletzt ganz verschwindet. Dieß halten unwissende Leute für ein Gehen der Sonne selbst, und daher sagt man gemeiniglich, die Sonne gehe auf und unter, aber das ist falsch. Nicht die Sonne gehet, sondern wir gehen der Sonne vorbey. Daß es uns aber so vorkommt, als ginge die Sonne, ist ein Betrug unsers Gesichts, den wir oft haben, wie z. E. wenn Jemand durch ein Gesträuch fährt, so scheint es, als ob die entfernten größern Bäume hinter den kleinern fortliefen, und sie stehen doch alle auf ihrer Stelle fest; oder wenn man zu Schiffe einem Lande vorbeysegelt, so läßt es, als ob das Schiff stille stünde, und nur das Ufer hinter uns fortginge. Eben diese Bewandtniß hat es auch mit der Erde. Die Erde ist gleichsam der Wagen, oder das Schiff, worauf wir fahren, und Sonne, Mond und Sterne sind die Gegenstände, die wir im Fahren immer hinter uns zurücklassen, und den wir vorbeysegeln. Das ge-

schieht aber nicht nur alle Tage, indem wir uns mit der Erde in vier und zwanzig Stunden umkehren, sondern auch alle Jahre, da wir jährlich einmal um die Sonne herumfahren, welches vorzüglich daran abzunehmen ist, daß die Sonne des Winters an einem andern Orte, und des Sommers wieder an einem andern auf- und unter zu gehen scheinet.

Durch diese immerwährende zweyfache Reise und Fortrückung der Erdkugel entsteht denn auch die so nothwendige Abwechselung von Tag und Nacht, von Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Denn, wenn wir, die wir jetzt in Kurland wohnen, uns mit der Erde zur Sonne kehren, so trifft uns ihr Schein, und es bleibt so lange Tag bey uns, als bis wir uns wieder von ihr abgewendet haben; alsdann kann sie nicht mehr uns, sondern die andern Länder, welche auf der andern Seite der Erdkugel liegen, bescheinen. Diese andern Länder haben dann Tag, und wir haben Nacht. Wie aber Frühling, Sommer, Herbst und Winter entstehen, ist schwerer zu begreifen, und kann hier nicht erkläret werden.

Die Sonnenwärme ist auch die Ursache fast aller übrigen Veränderungen und Erscheinungen in der Luft. Denn wenn die Sonne den Tag über geschienen und sehr gewärmet hat, steigen des Abends, wenn es kühler wird, sowohl vom Wasser, als aus der Erde, kleine Tropfen Wasser, oder Dünste, wie ein Nebel in die Höhe. Dieser Nebel fällt entweder als ein Thau zurück auf die Erde, oder wird vom Winde hoch in die Luft getrieben, und alsdann entstehen daraus die Wolken, welche nichts anders sind, als ungefähr eine Viertelmeile hoch über uns in der Luft schwebende Nebel, die, wenn sie von der Sonne beschienen werden, mit allerley Farben prangen. Wenn solche

Wolken

Wolken oder Nebel nahe zusammenstoßen, daß sie gar zu dick und schwer werden, so zerfließen sie in größere Wassertropfen und fallen herunter, und dann regnet es; und wenn diese Wassertropfen im Fallen in der Luft gefrieren, schneyet oder hagelt es. Bestehen aber die Wolken nicht bloß aus wässerichtem Nebel, sondern sind auch fette, schwefelartige, salpeterichte und andere Dünste mit in der Luft hinaufgestiegen, und reiben sich diese Dünste stark an einander, daß die Wolke dadurch in einen Zustand geräth, den man elektrisch nennt, und davon hier noch keine Erklärung gegeben werden kann, so entzünden sie sich plötzlich und fahren mit Krachen auseinander, das heißt denn: es blitzet und donnert. Denn der Blitz ist nichts anders, als ein großer elektrischer Feuerfunke, der aus der Donnerwolke herausfährt, und der Donner ist der Knall, den dieser Feuerfunke verursacht, fast so, nur unendlich stärker und heftiger, als das brennende Pulver in einer Flinte oder Kanone, welches schnell herausfährt, knallet, zerschmettert und zündet. Daß aber der Donner mehrentheils erst eine Weile nach dem Blitze gehört wird, rührt von der Entfernung her, weil das Licht geschwinder zu uns kommt, als der Schall. Donnerkeile hingegen sind eingebildete Thorheiten abergläubiger Leute. Der sogenannte Mehlthau, oder das Wetterleuchten, ist nichts, als ein schwacher, oder weit entfernter Blitz, dessen Knall nicht zu hören ist.

Fast gleiche Bewandtniß hat es auch mit den sogenannten fliegenden Drachen, Sternputzen, Irrlichtern und andern den einfältigen Leuten fürchterlichen Lufterscheinungen. Dieß sind Dünste, die aus faulen Moräften oder Sümpfen in die Höhe steigen, und wenn sie sich entzündet haben, vom Winde hin und her

her getrieben werden; ihr Feuer aber brennt nicht, sondern leuchtet nur, giebt auch keinen Knall von sich. Doch hat man auch fliegende Feuerkugeln, die ein Geprassel hören lassen, und nicht selten mit einem Knall zerplatzen. Das Nordlicht hingegen ist eine ganz besondere Erscheinung, welche vorzüglich im Winter und am häufigsten und hellsten in jenen kalten Ländern nach Norden zu sehen ist; es kann nichts anders, als ein Schein seyn, der hervorleuchtet, wenn sich die trockenen Lufttheilchen stark aneinander reiben. So viel ist aber gewiß, daß kein Nordlicht etwas bedeutet, als höchstens entweder starken Frost oder Ungestüm.

Solcher Erdkugeln, wie diejenige ist, die wir bewohnen, giebt es mehrere in der Welt. Und selbst der Mond ist schon ein eben so dunkler Körper wie unsere Erde, der durch und durch aus festen Materien zusammengesetzt ist, und dessen Oberfläche aus Land und Meer bestehet, und mit Bergen, Thälern, Seen, Flüssen, Bäumen, Kräutern, Blumen, vernünftigen und unvernünftigen Thieren und Bewohnern angefüllet ist. Man kann dieß gewissermaaßen schon mit bloßen Augen erkennen, denn die dunkeln Stellen, die wir im Monde sehen, sind nichts als tiefes Wasser, und das Helle darin erhabenes Land. Daß er leuchtet, kommt nicht von ihm, sondern von der Sonne her, die ihn bescheinet, und deren Lichtstrahlen von ihm, als von einem Spiegel, auf uns zurückprallen. Eben so leuchtet auch unsere Erdkugel von weitem, und wenn wir im Monde wären, würden wir dort eben so des Nachts im Erdscheine herumspatzieren können, wie wir es hier im Mondscheine thun, und das noch besser, denn die Erde ist funfzig mal größer als der Mond, folglich muß ihr Schein auch ungleich heller und stärker leuchten. Das sichtbare Ab- und Zunehmen

des

des Mondlichts hat gleichfalls seinen Grund nur im Sonnenscheine. Denn der Mond gehet alle acht und zwanzig Tage einmal um die Erde herum. Trifft es sich nun, daß er just so zu stehen kommt, daß er vor uns, die untergegangene Sonne aber hinter uns ist, so können wir seine ganze von der Sonne beschienene und erleuchtete Seite sehen, und man sagt, es sey Vollmond. Rückt er aber weiter zur Seite fort, so rückt auch die von der Sonne beschienene Seite weiter, und man kann nach sieben Tagen nur die Hälfte davon gewahr werden, und alsdann ist das letzte Viertel. Darauf nimmt diese Hälfte noch mehr ab, bis der Mond gar nach abermal sieben Tagen zwischen der Sonne und uns stehet, und seine erleuchtete Seite ganz von uns abgekehret ist, so daß wir nichts davon sehen, und dann ist es Neulicht. Endlich kommt beym weitern Fortrücken des Mondes seine zur Sonne gekehrte Seite uns wieder zu Gesichte, so daß wir nach sieben Tagen ihre andere Hälfte gewahr werden, welches dann das erste Viertel ist. Der Mond ist nicht gar zu weit von uns entfernt, nur funfzigtausend Meilen, und das ist die Ursache, warum er ungleich größer aussieht als die Sonne, ob er gleich ganz erstaunlich viel kleiner als sie ist, und nur den funfzigsten Theil von unserer Erde ausmacht. Er hat auch nur tausend vierhundert ein und siebenzig Meilen im Umkreise, da unsere Erde, wie bekannt, fünftausend vierhundert Meilen hat.

Oft trifft es sich auch, daß der Mond, wenn er bey seinem Herumgange um unsere Erde zwischen uns und der Sonne zu stehen gekommen ist, sich recht vor die Sonne hinstellt, so daß, wenn dieses am hellen Tage geschieht, die Sonne vor unsern Augen entweder zum Theil, oder wohl gar ganz von ihm verdeckt wird, und das heißt eine Sonnenfinsterniß. Wir sehen als-

alsdann den Mond ganz deutlich gleich einem runden schwarzen Teller in die Sonne hineingehen, und nach einigen Minuten oder Stunden wieder langsam hinausgehen. Steht aber der Mond so, daß er vor uns, die Sonne aber hinter uns ist, so trifft es sich ebenfalls sehr oft, daß wir mit unserer Erdkugel recht vor dem Monde zu stehen kommen, und die Sonne hindern, daß sie ihn nicht bescheinen kann, alsdann wird der Mond verfinstert. Der schwarze runde Teller also, der sich alsdann in den völlig erleuchteten Mond hineinbegiebt und ihn entweder nur von einer Seite oder auch ganz verdunkelt, ist nichts anders, als der Schatten von unserer Erde. Im Monde haben die Einwohner alsdann eine Sonnenfinsterniß, weil ihnen die Erde den Schein der Sonne verdeckt, so wie im erstern Fall, wenn wir eine Sonnenfinsterniß haben, sie den Schatten von ihrem Monde in unserer Erde gewahr werden, und sagen können, daß unsere Erde verfinstert sey.

Außer dem Monde und der Erde erblicken wir noch neunzehn andere solche Weltkugeln am Himmel, welche zwar des Nachts helle leuchten, aber in der That nichts anders sind, als eben solche dunkle, feste, mit Land und Wasser, Bergen und Thälern versehene große runde Körper, die nur ihr Licht von dem Sonnenscheine her haben, und die deswegen eben so wie unser Mond abnehmen und zunehmen, und auch verfinstert werden können. Sechs darunter heißen Planeten,*) die übrigen dreyzehn aber sind ihre Monden. Man hat einem jeden von den sechs Planeten eigene Namen gegeben, nämlich: Merkurius, Venus, Mars,

*) In neuern Zeiten hat man noch drey andere Planeten entdeckt, nämlich: Ceres, Pallas und Juno, auch 1807 sogar den vierten, den man Vesta benennet hat; sie sind aber alle vier dem bloßen Auge kaum sichtbar.

Mars, Jupiter, Saturnus und Uranus. Diese alle gehen nicht um die Erde, sondern eben so wie unsere Erde um die Sonne herum; und einige davon haben auch so wie unsere Erde ihre eigenen Monde, die wieder um sie umherlaufen, nämlich der Jupiter hat vier Monde, der Saturn gar sieben Monde, und vom Uran hat man bisher nur erst zwey Monde entdecken können. Doch hat Herr Herschel in England 1798 im Sommer noch vier Monde entdeckt. Die Zeit, in welcher die Planeten ihren Kreislauf um die Sonne vollenden, ist mehr als einmal gemessen worden, und nunmehro weiß man nach den neuesten Berechnungen so ziemlich zuverlässig, daß

Merkur in	=	=	87	Tagen	und 23	Stunden
Venus in	=	=	224	—	— 16	—
Mars in 1	Jahr,		321	—	— 17	—
Jupiter in 11	Jahren,		314	—	— 14	—
Saturn in 29	—		169	—	— 2	—
und Uran in 84	—		8	—	— =	—

einmal um die Sonne herum kommt. Sie sehen alle, wegen ihrer überaus großen Entfernung von uns, nur wie glänzende Punkte am Himmel aus; man irrt sich aber sehr, wenn man sie für klein hält, denn sie sind alle von beträchtlicher Größe. Doch giebt es auch einige, die kleiner sind als unsere Erdkugel. Merkur nämlich ist vierzehnmal kleiner, die Venus ist bald so groß, aber Mars ungefähr viermal kleiner als unsere Erde. Dagegen ist Jupiter mehr als tausend vierhundertmal größer, Saturn über tausendmal größer, und Uran gar über achtzigtausendmal größer, als dieselbe. Die Entfernung der Planeten von der Erde ist wegen ihres Umlaufs um die Sonne nicht immer gleich; bisweilen sind sie uns näher, bisweilen aber sehr viel weiter von uns. Die kleinste Weite des Merkurs beträgt

beträgt über zwölf Millionen, seine größte aber über acht und zwanzig Millionen Meilen von der Erde.

Venus ist bald 5 Millionen, bald nahe an 36 Millionen Meilen,

Mars ist bald nahe an 11 Millionen, bald mehr als 52 Millionen Meilen,

Jupiter ist bald nahe an 87 Millionen, bald mehr als 129 Millionen Meilen,

Saturnus ist bald nahe an 178 Millionen, bald mehr als 219 Millionen Meilen,

Uranus ist bald nahe an 341 Millionen, bald mehr als 380 Millionen Meilen,

weit von uns entfernet. Eine ganz ungeheure und bis zum Erschrecken große Weite!

So sehr man aber auch Ursach hat, über den erschrecklich großen Abstand der Planeten von unserer Erde zu erstaunen; so ist das alles doch noch nichts, gegen die weit entsetzlichere Entfernung der übrigen Sterne am Himmel von uns und von einander selbst. Denn der allernächste von ihnen ist zum wenigsten sieben und zwanzigtausend sechshundert vier und sechszig mal weiter von uns als die Sonne, das ist mehr als fünfhundert fünf und zwanzigtausend Millionen Meilen. Und doch ist hier noch lange nicht das Ende der Welt. Wie viel tausend Sterne sind nicht schon unsern bloßen Augen sichtbar! Wie viel mehrere werden nicht durch mathematische Instrumente, die man Ferngläser nennt, entdeckt! Und wie unendlich mehrere sind nicht noch überdem, die kein menschliches Auge je gesehen hat, noch sehen wird! Alle diese Sterne aber stehen nicht so nahe beyeinander, als es uns vorkommt. Nein, sie sind vielmehr wieder viele hunderttausend Millionen Meilen weit von einander abgesondert, so daß in jedem Sterne der ganze übrige Himmel, eben

so

so wie bey uns, nur mit lauter kleinen glänzenden Pünktchen überstreut zu seyn scheint. O wer kann sich da ein Ende, oder ein Aufhören gedenken! Und was ist wohl unsere kleine nichtsbedeutende Erde gegen diesen ungeheuern, unermeßlich großen Raum! Gewiß, unendlich weniger als ein Tropfen Wasser gegen das Weltmeer, oder als ein Sandkorn gegen die ganze Erde.

Man nennt diese Sterne Fixsterne, weil sie sich nie von ihrer Stelle verrücken, sondern von Anfang der Schöpfung her ohne Unterlaß auf ihrem Punkte stehen bleiben. Sie sind auch keinesweges dunkle Körper, sondern, eben so wie unsere Sonne, ungeheuer große Licht- und Feuerklumpen, denn sonst würden wir sie gar nicht sehen können. Wir haben aber auch sonst nichts als dieses Sehen von ihnen, und sie würden ganz unnütz seyn, wenn nicht um sie eben so, wie um unsere Sonne, Planeten und andere dunkele Erdkugeln umher liefen, und von ihrer erwärmenden und leuchtenden Kraft Leben und Fruchtbarkeit erhielten. Denn daß sie uns gutes oder böses Wetter vorher anzeigen, und durch ihren Einfluß Regen, Hagel, Wind, Dürre u. s. w. bewirken können, sind alte Weibermärchen, eben so, als das vermeintliche Wettermachen des veränderten Mondenlichts.*)

Die Beschaffenheit, Größe und Entfernung der Kometen, die sich bisweilen sehen lassen, kann man nicht mit so vieler Gewißheit bestimmen. Sie sind vermuthlich eine Art von Planeten, die nicht immer bey unserer

*) Es wäre einmal Zeit, daß die Menschen den Aberglauben fahren ließen, sich nach dem Kalender und den Mondsveränderungen zu richten. Der Mond ist von uns zu weit entfernt, als daß er mit seinem schwachen, von der Sonne geborgten Lichte zum Wachsthum unserer Pflanzen, Haare und anderer Dinge, etwas beytragen, oder daran hindern könnte.

unserer Sonne bleiben. Doch haben sie einen regelmäßigen Lauf, daß man ihre jedesmalige Wiederkunft berechnen und vorher sagen kann. Woraus ihr Schweif bestehet, ist noch bis jetzt ein Räthsel, das vielleicht unsere Nachkommen erst errathen werden.

Hier starret Sinn und Witz, der Geist verliert sich ganz
In aller Welten Heer, Pracht, Ordnung, Lauf und Glanz.
O, was ist hier der Mensch? Er wäre nichts zu nennen,
Könnt' er am Werke nicht des Schöpfers Größe kennen.

Allmächtig und gütig ist Gott! Er rief den Sternen; sie kamen,
Und wandeln gehorsam die Bahn,
Die ihnen sein Finger bestimmt. Er zählt und nennt sie bey Namen;
Erstaunt, und betet den Mächtigen an!
Fallt nieder, bewundert den Herrn! Besingt die herrlichen Werke
Von seiner erschaffenden Hand.
Wer fasset die Größe des Herrn? Wer faßt des Ewigen Stärke,
Und unsers Gottes vollkommnen Verstand?

Der Habicht und die Störche.

Eine Fabel.

Ein Habicht stieß auf eine Lerche Im Angesichte ein'ger Störche? Und hurtig rupft und speist er sie. Ach, sprach ein Storch: die arme Lerche die, Vorhin sang sie so artig noch! Storch, sprach der Habicht, spare doch Die Seufzer nur! — Die du verzehrt, Die armen Frösche, sind beklagenswerth; Denn vorhin quakten sie so artig noch.

Lehre: Halte dich nicht über anderer Leute Fehler auf; du hast die deinigen auch, und Niemand kann sagen, ich bin rein. Willst du ja Andere tadeln, so suche zuvor deine eigenen Fehler auf, und lege sie ab.

Der

Der Waldstrom und der Bach.

Eine andere Fabel.

Ein Waldstrom, der mit brausendem Getöse Von steilen Felsen niederschoß, Verhöhnte, stolz auf sein Geräusch und Größe, Den kleinen Bach, der still im Thale floß. Der Bach hub drauf sanftrieselnd an zu sprechen: Gern räum' ich dir den stolzen Vorzug ein, Bewundert und gefürcht't zu seyn; Nie werd' ich dir zu gleichen mich erfrechen; Mein Ehrgeitz schränket sich allein Auf diesen kleinen Vortheil ein, Geliebt und nutzbarlich zu seyn.

Lehre: Glücklich ist, wer, zufrieden mit seinem niedrigen Stande, den Stolz und die Vorzüge der Großen verlachen kann; und das wird ein Jeder thun können, der sich im Stillen durch gute Thaten bey Gott und Menschen Liebe zu erwerben sucht.

Der Esel und das Pferd.

Noch eine andere Fabel.

Geschmückt mit einer schönen Decke, Ging einst ein Esel stolz daher, Und dachte Wunder! was er wär'. Ein Pferd begegnet ihm. Heut trag ich keine Säcke, Sprach er zum Pferd, auch sieht mich Jeder an, Bewundernd die Gestalt, die man vor dem Gepäcke Sonst gar nicht sehen kann. Wie? — dich Esel sieht man an? — Das glaub ich nicht, erwiederte das Pferd, Man sieht auf deine Decke, Denn die bist du nicht werth.

Lehre: Wer keine eigenen Verdienste besitzt, mag sich putzen, oder mit Titeln behängen, wie er will; man wird vielleicht vor seinem Putze oder seinen Ehrentiteln einige Achtung haben, ihn selbst verachtet man gewiß.

Auflösung der vorhergehenden Räthsel.

1) Der Stock.
2) Die Lichtscheere.
3) Die Gabel.
4) Der Besen.
5) Die Waagschale.
6) Die Sandbüchse.

Neue Räthsel.

1) Ich zwey bin eins, von jungen Leuten oft verlacht, bey vielen Alten doch in Ehren; wohl dem, der mich kann ganz entbehren, weh aber dem, dem sein Geschick mich ganz unbrauchbar macht.
2) Ich selbst ein Ganzes, das vier Theile in sich hält, vertheile manches Ding, und schaffe dafür Geld; hier bin ich klein, dort groß: jedoch groß oder klein, bin ich oft kleiner noch, als ich wohl sollte seyn.
3) Wir sind verurtheilt, auf vier Füßen zum Dienste Tag und Nacht zu stehn; und sollen wir von dannen gehn, bedarf es zweyer noch, die dann uns tragen müssen.
4) Fünf Speere, die in deiner Hand stets Krieg zusammen führen, thun dennoch sich so wenig Widerstand, daß sie einander kaum berühren.
5) Ich sehe, was nicht ist, und höre, was nicht schallt; ich bin bald kurz, bald lang, bald schön, bald ungestalt, verdrüßlich, angenehm, bald wahrhaft, bald verlogen; die Narren hab' ich oft, die Klugen nie betrogen.
6) Nicht so geschwind, als ich, ist Luft und Wind; ich reis' in Welten, die kein sterblich Auge sah, bin in Minuten dort, und in Minuten da.

Verachte keinen Juden, noch vielweniger hasse und verfolge ihn; er ist auch ein Mensch wie du, und nicht selten ein besserer, als viele deiner Glaubensbrüder.

In Deutschland werden auf dem Rheinstrome sehr viele Waaren und Kaufmannsgüter von einer Stadt

zur

zur andern verschifft. Dieser leichten Art des Verführens hatte sich auch ein Jude bedient, und war selbst bey seinen Waaren auf dem Fahrzeuge zugegen, als auf einmal durch einen heftigen Sturm, der dem Strom entgegen blies, der Fluß so erstaunlich anschwoll, daß seine Fluth alles überschwemmte und seine Wellen gleich den Meereswellen wütheten, wodurch denn das Fahrzeug, welches nur ein mittelmäßiges Boot war, schrecklich hin und her geworfen wurde, so daß es einen Leck bekam, und zu sinken anfing. Alles sahe nun seinen unvermeidlichen Tod vor Augen, alles schrie und flehete um Hülfe, und ein Jeder suchte sich zu retten so gut er konnte. Besonders kletterten die Geschicktesten an den Mastbaum hinauf, soviel darauf Raum hatten, wobey denn der arme Jude immer zurückgestoßen wurde, und zuverlässig ertrunken wäre, wenn nicht der Unterste von denen, die auf dem Mastbaum waren, ihm endlich auf sein inständiges Bitten erlaubt hätte, sich an seinen Füßen festzuhalten. Dies that er so lange, bis vom Ufer Leute mit einem andern Boot zu Hülfe kamen, und sowohl ihn als die Uebrigen glücklich vom Tod erretteten. Als er in Sicherheit war, erkundigte er sich nach seinem Wohlthäter, nach seinem Namen, nach seiner Heimath und seinen Vermögensumständen, und dankte ihm in den verbindlichsten Ausdrücken, wobey er gar sehr bedauerte, daß er ihm jetzt nichts mehr zur Vergeltung seines Liebesdienstes geben konnte, als das wenige Geld, welches er in seiner Tasche hatte, denn seine Waaren waren allgesammt mit dem Boote zu Grunde gegangen und verloren. Sein Erretter war ein Bauer aus derselben Gegend, der Gott nicht nur für die Erhaltung seines eigenen Lebens innigst dankte, sondern sich auch freuete, das Leben eines seiner Brüder,

der, wenns gleich ein Jude war, zugleich mit erhalten zu haben, und weigerte sich, dieß Geld anzunehmen, weil er nicht glaubte es verdient zu haben, nahm es aber doch am Ende an, und beyde gingen vergnügt und froh auseinander. Nach einigen Jahren kam mit der Post ein Brief vom Juden an den Gutsherrn des Bauern, worin er ihm schrieb: er hätte die Wohlthat noch nicht vergessen, die der Bauer, dessen Namen und Wohnung er ausdrücklich bezeichnete, ihm damals in der Wassersnoth erwiesen, und er hätte zeither immer dahin getrachtet, ihm solche ansehnlich zu vergelten; jetzt wäre er endlich so glücklich geworden, und deswegen hätte er einen Wechsel von hundert Dukaten beygelegt, nebst einer Anweisung an einen Kaufmann in Maynz, der Ordre hatte, dem Bauer verschiedene Stücke Leinwand und andere Zeuge abzuliefern, womit er ihm ein Geschenck machte, und wobey er versicherte, sobald ihn Gott mehr segnen würde, es dabey nicht bewenden zu lassen, indem er sich lebenslang für dessen Schuldner erklärte. Sagt, Freunde, ob dieser Jude wohl viele seines Gleichen unter Christen haben mag.

Ein anderer Jude in Pohlen, der unter einem polnischen Fürsten lange Jahre gewohnt hatte, und von demselben dergestalt mit Geldvorschüssen zu seinem Handel war unterstützt worden, daß er sich große Reichthümer erworben hatte, sahe einst den Sohn dieses Fürsten in den kläglichsten Umständen als Lakay vor seinem Kruge halten. Die Ursache davon war diese: Der Fürst, sein Vater, war durch Prozesse und Verschwendung so herunter gekommen, daß nach seinem Tode alle Güter, die vom Prozeß noch übrig geblieben waren, im Concurs verloren gingen, und der unglückliche Sohn nicht soviel ererbte, als nöthig war,

war, um ihn vor dem äußersten Mangel zu schützen. In solcher traurigen Lage war nun für ihn nichts anders zu thun, als bey reicheren Edelleuten Dienste zu suchen, welches in Pohlen, wie bekannt, dem Erbadel keinen Abbruch thut. Er diente also als Lakay, und kam in dieser Verfassung mit seines Herrn Pferde vor den Krug des Juden, der ihn sogleich erkannte, und ihn mit der tiefsten Ehrfurcht und dem fürstlichen Titel, Euer Durchlaucht, bewillkommte. Der unglückliche Prinz verbat sich diese Höflichkeit, und wollte durchaus nicht anders als wie ein Bedienter behandelt seyn, weil ihm die Erinnerung an seinen vorigen Stand nur Schmerz verursachte; der Jude aber ließ nicht ab. Nein, gnädiger Herr, sagte er, das kann und werde ich nimmermehr zugeben, daß der Sohn meines Wohlthäters, der mich reich gemacht hat, und dem ich mein ganzes Glück zu verdanken habe, länger in solchen traurigen Umständen schmachten soll; Sie sind und bleiben ein Prinz; durch die Wohlthaten Ihres Durchlauchtigen Vaters bin ich im Stande Sie reichlich zu unterstützen. Verlassen Sie sogleich den Sie entehrenden Dienst, mein ganzes Vermögen steht zu Ihrem Befehl. Hier sind fürs erste gleich zehntausend Dukaten, setzen Sie sich dadurch in den Glanz, der Ihnen zukommt, und gehen Sie dann nach Warschau, da ist ein reicher Kaufmann, dessen Tochter, ein sonst hübsches, wohlerzogenes gutes Mädchen, die Eitelkeit besitzt, keinen andern als einen Ordensmann heirathen zu wollen. Erbitten Sie sich daher vom Könige einen Orden, und freyen Sie nach ihr; ich bin Ihnen Bürge (in Pohlen werden nicht selten Juden zu Heirathsverabredungen gebraucht), daß Sie sie erhalten sollen. Das geschah, und der junge Prinz bekam zum Brautschatz mit ihr hunderttausend

Dukaten, nahm die Prozesse, wodurch der größte Theil seiner Güter verloren gegangen war, von neuem auf, gewann sie, und konnte nunmehr lebenslang glücklich und seinem Stande gemäß leben. Dies alles hatte er dem gutmüthigen, ehrlichen Juden zu danken.

In Berlin kam vor einiger Zeit ein junger Student fast nackend und von allem Nothdürftigen entblößt an, weil er kurz vor der Stadt das Unglück gehabt hatte, von Straßenräubern überfallen und bis aufs Hemde ausgeplündert zu werden. Er war in Berlin an die reichsten und angesehensten Häuser empfohlen worden, weil er sich daselbst einige Zeit hatte aufhalten, und alsdann von da seine Reise nach seinem Vaterlande weiter fortsetzen wollen; übrigens aber war er in Berlin noch niemals gewesen, folglich daselbst ganz unbekannt. Da nun in der Plünderung nicht allein sein Geld und seine Sachen, sondern auch seine Empfehlungsbriefe verloren gegangen waren, so konnte er sich unmöglich als denjenigen glaublich machen, der er wirklich war, und überall, wo er hinkam, sahe man ihn für einen lüderlichen Menschen, oder auch für einen Betrüger an, der nur aus Vorsatz deswegen so jämmerlich einherginge, um sich dadurch desto leichter und sicherer ein reiches Almosen zu verschaffen, wie, leider! viele thun! Er ging also umsonst in alle Häuser, denen er empfohlen war, man wies ihn ab, und schalt ihn wohl obendrauf gar derbe aus. Seine Noth aber stieg dadurch so hoch, daß er, weil er nicht betteln wollte, in der äußersten Verzweiflung umherging, und nicht wußte, was er anfangen oder wie er sich retten sollte. So in der traurigsten Verlegenheit und fast rasend begegnete er einem Juden. Diesem fiel seine verstörte Miene auf; wer sind Sie, fragte er, und

was fehlt Ihnen? Sie müssen unglücklich seyn? Was gehts Dich an? Mauschel! antwortete der Unglückliche mürrisch, laß mich zufrieden. Nu! werdet nur nicht böse, sprach aufs neue der Jude, Ihr jammert mich, denn Ihr sehet mir nicht als ein Umtreiber aus; was ist Euch widerfahren? sagts mir, vielleicht kann ich Euch helfen. Das Wort helfen war dem Studenten zu willkommen, als daß ers hätte verächtlich überhören sollen. Er entdeckte darauf dem Juden ganz kurz, wer er sey, und wie es ihm ergangen war, auch daß er nirgends, auch nicht einmal bey denjenigen, denen er empfohlen worden, die geringste Unterstützung gefunden hätte, und jetzt nicht wisse, was er machen solle. Kommen Sie mit mir, sprach nun mitleidsvoll der Jude, kommen Sie, ich will glauben, daß alles das wahr ist, was Sie sagen; ich habe eben einen geschickten Mann für meine Kinder zum Lehrer nöthig, nehmen Sie diese Bemühung über sich, und besitzen Sie die Geschicklichkeiten, die ich wünsche, so sollen Sie mir willkommen seyn, es soll Ihnen bey mir weder an Brod, noch an Kleidern, noch an Geld fehlen, denn ich habe hundert Rthlr. für den Lehrer meiner Kinder bestimmt. Bleiben Sie so lange bey mir, als es Ihnen gefällig ist, und bis Sie von Hause andere Empfehlungsschreiben und sichere Beweise Ihrer wahren Verfassung erhalten haben, da können Sie dann thun, was Sie für das Beste erachten. Mit dem wärmsten Dank umarmte nunmehr der Student den edelmüthigen Juden, ging mit ihm, und fand alles, wie er es gesagt hatte, ja noch mehr, er fand eine gute, liebenswürdige Judenfamilie, bey der er, ob ers gleich, nach erhaltenem Wechsel und neuen Empfehlungsbriefen nicht mehr nöthig hätte, ein volles Jahr aus Dankbarkeit blieb,

und sie, so lange er lebte, unter seine besten Freunde zu zählen, für Pflicht hielt.

Laß, Gott der Liebe, laß, wie du, mich alle Menschen lieben,
Und keinen, er sey, wer er sey, mit Willen je betrüben.
Wir sind ja alle dein Geschöpf, all' deines Reiches Glieder;
Sind deine Kinder insgesammt, und insgesammt nur Brüder.
Dir gilt kein Ansehn, kein Geschlecht;
Wen du befindest fromm und recht,
Den liebst, den lohnst du, Vater.

Etwas vom Kalender und von dessen rechtem Gebrauch.

Das immerwährende Abwechseln von Tag und Nacht hat gleich von Anfang der Welt her die Menschen genöthigt, ihre Zeit nach Tagen abzumessen, und die so sehr in die Augen fallende Mondsveränderungen, von welchen sie bald genug gewahr wurden, daß solche allemal nach acht und zwanzig Tagen so ziemlich richtig wiederum eintreffen, haben ihnen vermuthlich die Veranlassung gegeben, diese acht und zwanzig Tage nach Maaßgabe der Mondsviertel in vier Theile abzutheilen, wovon ein jeder sieben Tage erhielt; welches denn wohl der natürlichste und eigentlich wahre Ursprung der von je her überall gebräuchlichen Wochen seyn mag. Daß aber die uralte erste Welt schon ihre Jahre nach dem jährlichen Sonnenumlauf*) abgemessen habe, und diese daher eben so groß, wie jetzt die unsrigen, gewesen sind, ist kaum zu vermuthen; denn um wahrzunehmen, daß die Sonne nach Verlauf von dreyhundert fünf und sechszig

*) Daß die Sonne stille stehet, und eigentlich die Erde um die Sonne läuft, ist schon aus dem Obigen bekannt; hier aber ist der gemeine Redegebrauch beybehalten worden.

zig Tagen jedesmal gerade an den Ort des Himmels wieder zurückkomme, wo sie vorher gewesen ist, dazu gehöret weit mehr gelehrte Himmelskenntniß, als jene ersten Beobachter erlangen konnten, besonders da sie in den südlichen Gegenden von Asien lebten, wo Frühling, Sommer, Herbst und Winter nicht so hervorstechend sich auszeichnen, wie bey uns, sondern das ganze Jahr hindurch eine Witterung herrschet, die man beynahe für lauter Sommer halten sollte, auch die Tage daselbst fast alle von gleicher Länge sind, überdem sie den Himmel nur mit bloßen Augen betrachten konnten, weil es ihnen an allen dazu nöthigen Kunstwerkzeugen fehlte. Es ist also vielleicht möglich, daß sie sich in Bestimmung ihrer Jahre nur nach dem Monde gerichtet haben, und man hat Nachricht, daß dies in uralten Zeiten wirklich geschehen ist.

Indessen wurden doch auch die Geübtern unter ihnen mit der Zeit den jährlichen Umlauf der Sonne gewahr, und nun fingen sie an, nach diesem ihre Jahre abzumessen; aber aus Mangel vollkommen richtiger Erkenntnisse, thaten sie das auf verschiedene Art und insgesammt sehr fehlerhaft. Bis endlich vor beynahe zweytausend Jahren, und noch vor Christi Geburt, ein heidnischer Kaiser, Namens Julius Cäsar, durch gelehrte Männer, welche in Beurtheilung des Himmels vorzüglich geschickt waren, die bisherigen so verschiedenen Jahresbestimmungen genau untersuchen ließ, und da sie allesammt unrichtig befunden wurden, es zum allgemeinen Gesetz machte, daß von nun an das Jahr nicht mehr, wie vormals, im Herbst, oder, wie bey andern, im Frühling, sondern im Winter, um die Zeit, wenn sich die Sonne, wie die Sternkundigen reden, in ihrem Laufe umwendet, seinen Anfang nehmen sollte; und da man einzusehen glaubte, daß die

Sonne

Sonne dreyhundert fünf und sechszig Tage und sechs Stunden bis zu ihrer Wiederkehr verweilet, und diese sechs Stunden nicht füglich alle Jahre bemerkt werden konnten, viermal sechs Stunden aber wiederum einen vollen Tag ausmachen; so verordnete er, daß hinführo allemal drey Jahre hintereinander dreyhundert fünf und sechszig Tage, das vierte aber einen Tag mehr bekommen sollte, welches dann ein Schaltjahr hieß. Die Zahl der jährlichen Monate aber, die bisher gleichfalls verschieden angenommen war, bestimmte er nunmehr auf zwölf, und zwar so, daß nicht ein jeder Monat aus gleichviel Tagen bestehen sollte, sondern von nun an erhielt

der Januar	31 Tage	der Julius	31 Tage
der Februar	28 —	der August	31 —
der März	31 —	der September	30 —
der April	30 —	der Oktober	31 —
der May	31 —	der November	30 —
der Junius	30 —	der Dezember	31 —

wodurch denn richtig dreyhundert fünf und sechszig Tage zusammen kamen, die ein ordinäres oder gemeines Jahr ausmachen; im Schaltjahre hingegen, welches einen Tag mehr, nämlich dreyhundert sechs und sechszig Tage hatte, sollte dem Monat Februar ein Tag zugelegt werden, welches der Schalttag hieß, und dieser jedesmal nach dem drey und zwanzigsten Februar eingeschaltet oder eingeschoben werden.

Die Namen dieser Monate fand Julius Cäsar zum Theil schon vor sich und behielt sie bey; die Namen der Wochentage aber, besonders unsere jetzige deutsche Namen, sind ungewissen Ursprungs.

Diese nun so beliebte Einrichtung des Jahrs, der Monate, der Wochen und der Tage durchs ganze

Jahr

Jahr ließ Julius Cäsar, nach dem Beyspiel der vorigen Zeiten, zum allgemeinen Gebrauch, und zur Nachricht für Jedermann, jährlich in ein Buch aufzeichnen, welches Kalender genannt wurde. In diesem Kalender aber wurden überdem noch die Berechnungen der Mondsveränderungen, der bevorstehenden Sonnen- und Mondfinsternisse, des täglichen Auf- und Niedergangs der Sonne sowohl, als des Mondes (denn alles dieses hatten die Gelehrten damals schon so genau erforschet, daß sie es richtig voraus berechnen konnten), und manche andere nützliche und wissenswerthe Dinge, als die Zeit der Feyer- und Festtage u. s. w., angezeiget. Weil aber der Aberglaube immer alles verdirbt, so gebrauchte er auch, leider! diesen Kalender zum Mittel und Werkzeuge, seine Thorheit überall auszubreiten. In jenen uralten Zeiten, da die Menschen noch sehr schwach im Denken waren, und zwar ebenfalls, aber nur mit staunender Einfalt, den Himmel betrachteten, und zu betrachten um so mehr gereitzet wurden, weil sie gemeiniglich Viehhirten waren, die, wegen der großen Sonnenhitze am Tage, nur des Nachts ihre Heerden hüten konnten, wo alsdann der im südlichen Asien fast immer klare Himmel in seiner ganzen Sternenpracht vor ihnen stand, und sie bemerkten, daß nicht alle Sterne immer auf einer Stelle blieben, sondern einige von ihnen von Tag zu Tage weiter rückten, und bald näher zusammen gekommen, bald aber weiter von einander entfernet waren; so verfielen sie, da sie die wahre Ursache davon noch nicht wußten, auf die kindische Vermuthung, dies könnte wohl etwas bedeuten, und vielleicht Einfluß, nicht nur auf die Witterung, sondern auch auf ihre Gesundheit und auf die Schicksale ihres Lebens haben. Sie fingen demnach an, gleichwie jetzo noch manche abergläubige

Leute

Leute aus Karten, aus der Kaffetasse und aus den Linien der Hände thun, aus dem Stand der Gestirne die künftigen Schicksale der Menschen, ja ganzer Länder, und insonderheit auch die bevorstehenden Wetterveränderungen, vorher zu prophezeyen; und da die ganze übrige Welt damals sehr einfältig und mithin abergläubig war (denn Aberglaube ist ein unleugbarer Beweis und ein Gefährte der dummsten Einfalt), so ward diese ganz ungegründete, und vielleicht bloß aus langer Weile aufs Gerathewohl ergriffene Meinung sehr bald mit lautem Beyfall angenommen, und überall als ausgemacht wahr geglaubt; und nun forschte Jedermann nach, in welchem Gestirn er geboren war, auch wurden die Thoren sehr hoch geachtet, die durch sogenanntes Punktiren, Nativitätstellen und Wahrsagen sich berühmt gemacht hatten. Besonders wandte man diese Kunst in Vorherbestimmung des künftigen Wetters an, und da die Kalendermacher nicht schlechter als die andern Propheten seyn wollten, auch ihren Vortheil dabey fanden, indem ihre Kalender alsdann begieriger gelesen und fleißiger gekauft wurden, so setzten sie alle dergleichen Albernheiten auch in ihre Kalender. Weswegen man denn, wenn man einen sehr alten Kalender noch irgendwo antrifft, mit Erstaunen finden wird, welche abgeschmackte Vorhersagungen von Glück und Unglück der Menschen, die in diesem oder jenem Monate, unter dem oder jenem Planeten geboren worden, darin befindlich sind, und noch jetzo hat man Kalender, die bestimmen, an welchem Tage gut Aderlassen, gut Schröpfen, gut Säen, gut Bäumepfropfen, gut Haarabschneiden u. s. w. seyn soll, wenn gleich die übrigen Thorheiten, wegen ihrer zu sehr auffallenden Abgeschmacktheit, endlich haben ausgelassen werden müssen.

Am

Am längsten aber hat sich doch das leidige Wetterprophezeyen noch erhalten, und das mag vielleicht davon herkommen, weil es doch einen scheinbaren Grund hat, und wirklich Mittel vorhanden sind, wodurch man, wenn gleich nur auf kurze Zeit und ziemlich ungewiß, so doch einigermaßen die Beschaffenheit der künftigen Witterung vorher errathen kann. Denn es giebt zwey Kunstwerkzeuge oder Instrumente (von welchen künftig einige Nachricht), wodurch man die Ab- und Zunahme sowohl der Wärme oder Kälte, als der Schwere oder Leichtigkeit der Luft nach Graden erkennen kann, welche allerdings einen Einfluß in die bald kommende Witterung hat. Außer dem Glauben an Wetterprophezeyungen aber, findet man auch noch überall unter den Menschen die Meinung, daß das Ab- und Zunehmen des Mondenlichts nicht nur in der Witterung eine Veränderung mache, sondern auch zum Wachsthum der Pflanzen sehr viel beytrage, und beym Arzeneygebrauch sorgfältig beobachtet werden müsse. Meine Lieben! wenn bey Euch der Rath eines greisen erfahrnen Mannes etwas gilt, so werfet doch diese beyden Vorurtheile künftig von Euch weg. Ich habe nun so manches liebe Jahr schon gelebt, habe gesäet, Arzeneyen gebraucht, und alles übrige Wichtige dreist unternommen, ohne mich an den Mond zu kehren, oder je nach seinem Licht zurückgesehen zu haben, als nur dann, wenn ich habe reisen wollen; und doch habe ich allemal eine eben so reiche oder karge Ernte, nachdem es denn die Witterung oder andere Jahresbeschaffenheiten erlaubten, gehabt, wie alle andere Landwirthe, und meine Arzeneyen haben bey mir und den Meinen allemal ihre gehörige Wirkung gethan, sie mögen im ab- oder zunehmenden Monde eingenommen worden seyn. Was aber die Witterung anbelangt,

langt, so habe ich sie viele Jahre hindurch täglich dreymal, des Morgens, des Mittags und des Abends, in ein eigen dazu bestimmtes Buch sorgfältig aufgeschrieben gehabt, und ich kann Euch versichern, daß nur höchstselten dieselbe mit der Kalenderprophezeyung übereinstimmte, welches dann, wie viele andere Dinge in der Welt, gleichsam nur wie von ungefähr geschahe, sonst aber fast immer ihr geradezu widersprach. Und gebt nur selbst Achtung, wie oft sich diejenigen betrügen, die auf Veränderung des Lichts hoffen, wenn sie anderes Wetter wünschen, und wie schlecht oftmals, wenn es das Jahr so mit sich bringt, auch die Ernte derjenigen Wirthe ausfällt, die bey einer jeden Saat mit großer Aengstlichkeit nach dem Ab- oder Zunehmen des Mondenlichts forschen. Imgleichen urtheilet selbst, aber thut das mit unbenebeltem Verstande, ob es wohl möglich sey, aus dem Stande der Planeten, die, wie Ihr gelesen habt, so viele Millionen Meilen weit von uns, und von einander selbst entfernet sind, die Witterung auch nur auf ein einziges Jahr, geschweige denn auf viele Jahre, vorherzusagen. Wozu also dergleichen?

Wie nun zu seiner Zeit Julius Cäsar den Kalender geordnet und einzurichten befohlen hatte, so wurde er auch von den nachmaligen Christen ungeändert beybehalten, nur daß sie, statt der heidnischen Festtage, ihre christlichen Sonn- und Feyertage darin anmerkten, und in der Folge auch alle Tage des ganzen Jahres mit den Namen ihrer Heiligen zum Andenken derselben bezeichneten. In dieser Verfassung blieb er bis vor mehr als zweyhundert Jahren, nämlich bis zum Jahr funfzehnhundert zwey und achtzig, da man endlich, bey der immer größern Zunahme der Gelehrsamkeit, und folglich auch der Himmels- und Sternkunde,

ent-

entdeckte, daß auch dieser Julianische Kalender nicht völlig richtig sey. Man fand nämlich, daß das Jahr nicht aus dreyhundert fünf und sechszig Tagen und sechs vollen Stunden bestehe, sondern nur dreyhundert fünf und sechszig Tage, fünf Stunden, acht und vierzig Minuten und fünf und vierzig Sekunden habe, weswegen also alle vorhergegangene Jahre, von Julius Cäsar an bis dahin, ein jedes um eilf Minuten zu groß, auch in jedem Jahrhundert ein Schalttag zuviel angenommen gewesen, und folglich der Kalender in so vielen Jahrhunderten nicht nur schon um eilf Tage zu weit vorgerücket sey, sondern auch fernerhin ein jedes neue Jahrhundert um einen Tag mehr weiter vorrücken werde. Dies ward nun abgeändert, und der darauf folgende Neujahrstag um eilf Tage früher als sonst gefeyert, mithin fielen denn auch jetzt alle Monatstage und alle übrigen Heiligen- und Festtage um eilf Tage früher ein. Weil es aber von dem Befehl eines römischen Papstes herrührte, so wollten weder die Griechischen Christen, noch die damals schon vorhandenen Protestanten, darein willigen, sondern blieben bey dem alten Kalender, indeß die Katholiken aus Gehorsam sich nach dem neuen richten mußten, bis endlich die mannigfaltige Unordnung und Verwirrung, so daraus entstand, auch die Protestanten nöthigte, jene Neuerung zu genehmigen, zumal da sie nicht leugnen konnten, daß sie wirklich gut und auf Wahrheit gegründet war. Der neue Kalender ward also 1700 in Europa überall, außer England, Schweden und Rußland, eingeführet, jedoch nachdem er vorhero nochmals auf das genaueste geprüfet worden, und man hin und wieder einige kleine Verbesserungen angebracht hatte. Und dieser wurde dann von nun an der neue verbesserte Kalender genannt, da der alte noch unter der Benennung

nung des Julianischen Kalenders bekannt ist, und der vom Papst Gregorius befohlene der Gregorianische heißet. England und Schweden hat in der Folge, nämlich jenes 1753, und dieses 1755, den neuen verbesserten Kalender auch angenommen; aber unser Russisches Reich bleibt noch bis auf den heutigen Tag bey dem alten, und das ist die Ursach, warum alle unsere Fever- und Festtage jetzt im 19ten Jahrhundert schon um zwölf Tage später als die der übrigen Christen einfallen, und in den künftigen Jahrhunderten noch später einfallen werden.

So nöthig, heilsam und lobenswerth nun diese Verbesserung auch war, so muß man doch bedauern, daß solche lediglich nur das Unrichtige in der Jahresrechnung, keinesweges aber zugleich auch das Abergläubige im Kalenderwesen betraf, als welches nach wie vor, leider! immer dasselbe blieb. Der Aberglaube und der Hang zum Unbegreiflichen hatte viel zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß man ihn so leicht hätte ausjäten können, und wenn auch hin und wieder einsichtsvolle Männer dawider eiferten, so fanden sie doch kein Gehör. Dazu kam noch der Eigennutz, welcher befürchtete, keinen genug einträglichen Absatz zu haben, wenn die Wetteranzeigen, oder, wie man sie jetzt bescheidener nennt, Witterungsmuthmaßungen, aus seinen Kalendern verbannet würden. Und obgleich an manchen Orten, als: in Berlin, Gotha, Lüneburg und andern, die Taschenkalender, die dem gebildeteren Theil der Menschen gewidmet sind, von den betrüglichen Wetterprophezeyungen und mehrerem solchen Unrath zu unsern Zeiten schon gesäubert werden, so geschiehet das doch noch ganz und gar nicht mit den gewöhnlichen Volkskalendern, als worin noch immerfort die Einfalt bey ihrem alten verrosteten

Aber-

Aberglauben auf eine traurige Weise erhalten wird. Vielleicht aber erleben wir auch hierin bald eine heilsame Abänderung.

Was aber das Uebrige in unsern Kalendern anbetrifft, als die Anzeige der sogenannten zwölf himmlischen Zeichen bey jedem Tage, durch welche der Mond scheinbar seinen Lauf nimmt; die Bemerkung des Auf- und Niedergangs der Planeten, imgleichen die Veränderungen ihres Standes gegen einander, die durch gewisse eigentlich dazu bestimmte Zeichen vorgestellet werden, und manches andere; so gehöret das alles nur zur Nachricht für kunstverständige Gelehrte, welches der gemeine Mann zu nichts brauchen kann. Er hüte sich aber auch es zu mißbrauchen, wie sonst geschehen ist, und vielleicht mancher noch thun mag, weßwegen zu wünschen wäre, daß man es lieber aus Volkskalendern hinführo ganz und gar wegließe. Die Namen der Heiligen hingegen, so überflüssig sie auch an sich für uns Protestanten sind, müssen doch um der katholischen Christen willen, und wegen der Jahrmärkte, die gemeiniglich nach diesen Namen angesetzet und benennet sind, beybehalten werden.

Wir zählen und schreiben jetzt das 1810te Jahr, welches anzeigt, daß es jetzt gerade 1810 Jahre sind, seitdem unser Heiland Jesus Christus Mensch geboren ist. Das thun aber nur wir Christen zur Ehre Jesu, von dessen Geburt wir unsere Jahre zu zählen anfangen. Die Juden berechnen ihre Jahrzahl von der Schöpfung der Welt, und sie meinen, dies Jahr sey von daher das 5570ste. Die Türken hingegen fangen an zu zählen von der Flucht ihres Propheten Muhameds, und da haben sie denn jetzt das 1225ste Jahr. Andere Völker haben in alten Zeiten noch andere merkwürdige Begebenheiten zum Anfange ihrer

Jahres-

Jahreszählung angenommen, als: die alten Römer die Erbauung ihrer Stadt Rom, die Griechen den Anfang ihrer Olympischen Spiele u. s. w., aber das geht uns alles nichts an, wird auch nur bisweilen, bloß um die Neugierde zu befriedigen, im Kalender angemerket. Eben das gilt auch von der Anzeige, die gemeiniglich darin gegeben wird, wie lange es sey, daß die Sündfluth gewesen, daß Jerusalem zerstöret worden, daß das Schießpulver, die Buchdruckerey, die Taschenuhren u. s. w. erfunden worden; imgleichen seit wie lange der Landesherr regieret, wie alt er sey und dergleichen. Wer Lust oder Aufforderung dazu hat, kann sich es merken. Aber die Anzeige, wann die Sonne auf- oder untergehet, kann derjenige nicht entbehren, der seine Uhr stellen will; ob der Mond scheinen, und wenn er aufgehen werde, bedarf derjenige zu wissen, der eine Reise vorhat, damit er nicht in Verlegenheit gerathe, im Stockdunkeln fahren zu müssen. Diese und manche andere Dinge noch, als die Kenntniß, im wie vielsten Jahre, in welchem Monate, und an welchem Tage desselben wir heute leben; wann und an welchem Tage dies oder jenes, z. E. der nächste Festtag, einfällt; was für ein Sonntag uns bevorstehet, und welches Evangelium an diesem Sonntage in allen Kirchen erkläret wird, ob und wann wir Bußtage haben werden u. dgl., gehören nur zum rechten und vernünftigen Gebrauch des Kalenders, alles Uebrige aber ist — Mißbrauch.

Er ruft der Sonn', und schafft den Mond,
Das Jahr darnach zu theilen;
Er schafft es, daß man sicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen.
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;
Auf, laßt uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis und Dank ertheilen.

Das

Das Schäfchen im Dornstrauch.

Eine Fabel.

Ein Schäfchen kroch in dichte Hecken, Dem rauhen Regen zu entgehn. Hier konnt' es zwar ziemlich trocken stehn; Allein die Wolle blieb ihm stecken. Bethörte Zänker, laßt euch rathen: Vertraut die Wolle nicht den scharfen Advokaten; Sonst dürft' es euch wie diesem Schäfchen gehn.

Der Esel in der Löwenhaut.

Eine andere Fabel.

In eine Löwenhaut verhüllt ein Esel sich, Ging patzig in den Hof, und wer ihn sah, entwich, Und sagt' es allerwärts umher, Daß auf dem Hof ein Löwe wär! Ein Löwe? — Ja! Man sieht ihn, und erschrickt. Selbst Sultan stutzt, der Hund; doch er erblickt Von ungefähr, ein Zipfelchen vom Ohr. Ha! rief er, bist du es? Fort! aus der Haut hervor, Sonst pack' ich dich! du Geck! drauf griff er ein, Und unser Esel schrie, und wollt kein Löw' mehr seyn.

Die Krebse.

Noch eine andere Fabel.

Zum Krebs sprach einst ein Krebs: Freund, welchen tollen Schritt Und ungewissen Tritt Hast du! Wie schwankst du nicht! Du mußt gerade gehn! Sehr gern, versetzte der; jedoch, laß einmal sehn, Wie muß man gehn? Der Tadler ganz betroffen, spricht: Wie! gehn? — Ey seht doch, seht! Man geht — so wie man geht. Doch ging er nicht.

Lehre: Andere meistern und tadeln kann man leicht, aber selbst es besser machen, das ist die schwere Kunst.

Kunst. Sorge nur für dich, daß du ohne Mängel bist, was gehen dich die Mängel und Fehler Anderer an.

Auflösung der vorhergehenden Räthsel.

1) Die Brille.
2) Die Elle.
3) Die Stühle.
4) Die Stricknadeln.
5) Der Traum.
6) Der Gedanke.

Neue Räthsel.

1) Einst Pflanze, jetzund Staub, schließt mich Gold, Edelstein, Blech, Silber, Horn, Papier, nach jedes Willkühr, ein. Manchem bin ich sehr beschwerlich, vielen aber unentbehrlich.

2) Ich bin das Nützlichste wohl auf der ganzen Erde; doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartert werde. Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszustehn; dann muß durchs Wasser ich, und dann durchs Feuer gehn; und alles, was man mir nur Hartes angethan, beschließt das Messer und der Zahn.

3) Ich trag' das Fell von manchen Thieren, bin kurz und lang, rund, groß und klein; man liebt mich nur, um nicht zu frieren. Im Sommer muß ich oft ein Raub der Würmer seyn.

4) Je mehr man mich zusammen zwängt, beugt, drücket, rüttelt, zerret, drängt, um desto kühner werd' ich dir dann widerstehen, daß du am Ende mußt vom Messer Hülf' erflehen.

5) Als Pflanze steig' ich aus der Erde, du schneidest, pressest mich, kochst mich zu hartem Stein; und soll ich dir recht nutzbar seyn, so ruhst du nicht bis ich zu Wasser werde.

6) Wir vielen Kinder, die von einem Vater stammen, wir wohnen alle hier ganz in der Näh' beysammen; doch jedes hat zu seinem Sitze ein eigen abgesondert Haus, und zwar ein Haus mit einer Spitze. Im Alter prügelt man uns allesammt heraus.

Es

Es giebt noch, leider! hin und wieder Gebräuche, deren sich die Christen billig schämen sollten, nicht nur weil sie an sich thörigt, und Ueberbleibsel der alten heidnischen, abergläubigen Ungezogenheiten sind, sondern auch weil sie oftmals beträchtlichen Schaden anrichten.

Besonders wird noch vielfältig die Weihnachts- und Neujahrsnacht mit solchen Albernheiten, als: Glückgießen, Verkleiden und dergleichen, traurig genug verdorben. In einem Städtchen wohnten drey Schwestern, die gerne bald Männer gehabt hätten, und deswegen durch Glückgießen in der Christnacht erfahren wollten, ob das künftige Jahr für sie in diesem Stück glücklich seyn würde. Sie schämten sich aber, ihren Herzenswunsch kund werden zu lassen, daher beschlossen sie, es heimlich zu thun, und weil in dem Hause ihrer Eltern keine bequeme Gelegenheit dazu ausfindig gemacht werden konnte, so baten sie eine ihrer Freundinnen, die eben so abergläubig wie sie war, und deren Eltern die Feyertage über verreiset seyn würden, um die Erlaubniß, dies prophetische Glückgießen in ihrem Hause vornehmen zu dürfen. Alles ward dabey so geheim verabredet und vorsichtig behandelt wie möglich, damit es Niemand erfahren sollte; indessen hatte doch ihr Bruder, der ein durchtriebener kühner Junge war, und seinen Schwestern gern einen Streich spielte, wo er nur konnte, sie belauschet, und bekam nun Wasser auf seine Mühle. Voll Freuden darüber, aber gleichfalls in der Stille, beredete er sich mit einigen von seinen Spielkameraden, diese Gelegenheit zu benutzen, und zwar auf folgende Art: Sie thaten, als ob sie von gar nichts wüßten,

und blieben ganz ruhig, bis die wichtige Zaubernacht herankam; als aber in dieser die Mädchen zu ihrer Freundin schon fortgegangen waren, verkleideten sie sich in Teufel, und schlichen so durch ein Fenster, das sie zu der Absicht schon vorher geöffnet hatten, in eine dunkle Kammer, aus welcher sie durch eine Thürspalte alles sehen konnten, was in der Zaubergesellschaft vorging. Diese saß indessen ohne das Geringste zu argwöhnen, traktirte sich, schäkerte und unterhielt sich von ihren künftigen Erwartungen, wobey denn manche Grauen erregende Zaubergeschichtchen mit unterliefen. Endlich schlug die Uhr zwölf, und nun gings aufs Zaubern los. Die Magd brachte eine große Pfanne mit glühenden Kohlen, einen eisernen Löffel und das dazu nöthige Bley; man warf das Bley unter Murmeln und andern abergläubigen Zeremonien in den Löffel, und legte diesen auf die Kohlen, als — auf einmal in der dunkeln Kammer ein verdächtiges Gepolter entstand; es erhub sich ein Hunde- und Katzengeheule und plötzlich war die Thüre offen, aus welcher nun eine Menge fürchterlicher Teufel auf die armen schon schüchternen Mädchen losprangen. Mit welchem Entsetzen diese nun aufgeschrieen, alles stehen und liegen gelassen, und sammt der Magd davon gelaufen seyn mögen, kann man sich vorstellen, besonders da ihnen der Aberglaube und das böse Gewissen wirkliche Teufel vormalte. Die verkleideten Jungen hingegen liefen immer hinter drein, und keiner dachte daran, die Thüren hinter sich zuzumachen, noch das Licht und die im Schrecken verschütteten Kohlen auszulöschen, wodurch denn das gleichfalls überall ausgestreute Brennbare, als: Tücher, Mäntel, Pelze, Handschuhe, Feuer fing, und da der Zugwind durch die offen gelassenen Thüren dazu kam, das ganze Haus

in

in Flammen gerieth, und nicht nur dieses, sondern noch einige andere in der Nachbarschaft abbrannten. Wie fröhlich mag da wohl das darauf folgende Weihnachtsfest gefeyert worden seyn!

Auch das Vermummen in den Knecht Ruprecht oder Bubbul, welches die Letten tschigganôs eet nennen sollen, hat öfters nicht geringen Schaden veranlaßt. In einem Bauergesinde, wo die Kinder schon mehrmals vom Bubbul gehudelt waren, und ihr Gewissen nicht eben ganz rein seyn mochte, erwarteten diese die bevorstehenden Weihnachtsfeyertage, die doch nur, so wie alle andere, Freude über die Wohlthaten Gottes zu erregen angeordnet sind, mit vieler Besorgniß und Furcht, und je mehr sich diese näherten, je höher stieg ihre Angst. Endlich waren sie da, und plötzlich stürzte den Abend vorher ein fürchterlich verkleideter Kerl unter Poltern und verstelltem gräßlichen Geschrey ins Gesinde, und drohete alle Kinder aufzufressen, die nichts gelernet hätten, oder ungehorsam und unartig gewesen wären. Voll äußersten Schreckens, zitternd und bebend, suchten nun die armen Kinder sich zu retten. Das eine flog wie ein Pfeil unter die Bank, das andere hinter den Ofen, und das dritte schlüpfte eiligst zum Fenster hinaus, andere entwischten durch die Thüre u. s. w. Das unter der Bank ward bald entdeckt, und der Bubbul fing an, es brüllend hervorzufordern, weil es aber nicht gehorchen wollte, so gebrauchte er seine plumpen Bauerfäuste, und riß es mit Gewalt hervor, aber so unglücklich, daß ihm der Arm zerbrach. Das hinter dem Ofen hingegen hatte vor Schrecken die fallende Sucht bekommen, die es auch zeitlebens behielt; und das zum Fenster hinausgesprungene war immer vorwärts gelaufen, ohne zu sehen wohin, und weil es stockfinster

war, gerieth es an einen Brunnen, wo es hineinfiel und ertrank. Sollte man einen solchen Unfug nicht ernstlich bey Strafe untersagen?

Sag' nicht: Ich bin ein Christ, so lang' dein Werk und Leben
Nicht überall davon Beweis und Zeugniß geben;
So lang' du heidnisch denkst und heidnisch dich beträgst,
Und Leichtsinn, Uebermuth und Rach' im Herzen hegst.

Etwas aus der Naturkunde, oder von der Beschaffenheit und den Wirkungen der Dinge um uns her.

Hat jene Beschreibung des unermeßlichen Himmelsraums und der über alles Begreifen großen und vortrefflichen Werke Gottes darinnen uns in Verwunderung und Erstaunen versetzet, daß wir anbetend ausrufen mußten: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet! so werden wir nicht weniger zur Anbetung, zum Lob und Preis der Allmacht und Größe Gottes gedrungen werden; wenn wir nun auch die Dinge um uns her, ihre eigentliche Beschaffenheit, und ihre mannichfaltigen Kräfte und Wirkungen etwas aufmerksam betrachten. Es ist aber ihre Menge und Verschiedenheit viel zu groß, und es wird zuviel eigentliche Gelehrsamkeit dazu erfordert, um alles anzuführen und gehörig zu erklären, ja manches davon ist sogar bis jetzt noch dem menschlichen Verstande wirklich unbegreiflich, und vielleicht nur der vollkommenern Erkenntniß jener Welt vorbehalten; wir werden uns daher nur auf das Bekannte und Wichtigste einschränken müssen, um doch einigen Begriff davon geben zu können.

Die ganze Welt, das ist: alle von Gott erschaffene

sene Dinge, bestehet theils aus Geistern, theils aus Körpern. Man gewöhne sich aber bey Zeiten, unter dem Wort Körper nicht bloß menschliche Leiber und die Leiber anderer Thiere, sondern auch alle andere Dinge in der Welt zu verstehen, die man sehen, oder hören, oder riechen, oder schmecken, oder fühlen, das heißt: mit irgend einem unserer Sinne empfinden kann, als: Luft, Feuer, Licht, Wasser, Erde, Salz, Steine, Pflanzen und dergleichen. Alles, was nicht ein Geist ist, ist ein Körper.

Was Geister sind, und wie ein Geist beschaffen ist, wissen wir nicht, können es auch auf keine Weise erfahren, weil ein Geist immer unsichtbar ist und bleibet, auch durch keinen andern unserer Sinne je empfunden werden kann. Ueberdem sind uns auch keine anderen Geister mehr bekannt, als nur unsere menschlichen Seelen und Gott, von denen wir aber mit Ueberzeugung wissen, daß sie verständige und vernünftig denkende Wesen sind, die ein Vermögen besitzen, die Dinge um sich her zu erkennen und zu beurtheilen, und das, was ihnen davon gefällt, zu wollen, zu begehren und sich zu verschaffen; das aber, was ihnen mißfällt, zu verabscheuen und von sich zu entfernen. Gott ist unter diesen Geistern der allervollkommenste und mächtigste, von dem allergrößten Verstande und dem heiligsten Willen. Unsere Seelen dagegen sind sehr unvollkommen, und gleichsam nur ein Bild von Gott; dasjenige im Kleinen, was Gott im Großen ist.

Ob es außer Gott und unsern Seelen noch andere Geister gebe, die verständiger und mächtiger als unsere Seelen, aber noch lange nicht so unendlich weise und allmächtig sind als Gott, und ob sogar unter diesen andern Geistern verschiedene Abstufungen von Verstandesgröße und Macht statt haben mögen, das ist

ist nur wahrscheinlich und zu vermuthen, keinesweges aber ausgemacht gewiß. In uralten Zeiten, und insonderheit in der ersten Kindheit des menschlichen Verstandes, staunten die Menschen alles das als wunderbar und als eine Wirkung höherer Wesen und Geister an, was über ihre Kräfte ging und sie nicht begreifen konnten. Dies erzeugte denn allmählig den Glauben an sehr viele Geister, die man in der Folge in gute und böse, oder in Engel und Teufel abtheilete, und unter denen man sich wiederum verschiedene Abstufungen, Arten und Ordnungen gedachte. In neuern Zeiten aber hat dieser Glaube sehr viel von seiner Stärke verloren, vorzüglich deswegen, weil ihn die Erfahrung nicht im geringsten unterstützt, und es am Tage lieget, daß vieles, was vormals jene Alten den Wirkungen solcher Geister zuschrieben, jetzt als eine Wirkung natürlicher Ursachen begreiflich ist, auch überdem der Leichtsinn die Meinung vom Einfluß böser Geister in die Menschen zur Entschuldigung seiner Unartigkeiten gar sehr zu mißbrauchen pfleget. Indessen ist hier der Ort nicht, dies weiter auszuführen, und man muß es einem Jeden überlassen, davon zu glauben, was er für glaubwürdig hält. Dagegen aber ist der Glaube, daß es Gespenster, Poltergeister, Bergmännchen, Irrwische, Mahre und dergleichen mehr gäbe, offenbar lächerlich und einem vernünftigen Menschen höchst unanständig, denn alle diese vermeinten Geister sind eine Erfindung des dummsten Aberglaubens im Heidenthum, davon sich die Erzählung nur unter dem gemeinen Pöbel bis auf unsere Zeiten noch erhalten hat.

Was nun die Körper anbetrifft, so giebt es davon unzählig vielerley Arten und Gattungen. Wir Menschen und alle andere Thiere haben Körper, die

sehr

sehr künstlich gebaut und zusammengesetzt sind; die leben, sich bewegen, wachsen und abnehmen können. Auch an den Pflanzen wird man eine Art des Lebens gewahr, denn auch sie wachsen, grünen und verwelken, sind jung und werden alt, blühen, tragen Früchte, erzeugen eine Nachkommenschaft und vergehen, eine jede nach ihrer Art. Der thierische Körper bestehet aus Fleisch, Beinen, Adern, Sehnen, aus Blut und andern Säften; er empfängt seine Nahrung durch den Mund, indem er sich umherbeweget, und, was er ihm Dienliches findet, verzehret, in dem Magen verdauet, das Beste davon in Blut, Fleisch und Fett verwandelt, und das Uebrige, was ihm nicht nützet, wieder von sich giebt. Die Pflanzen hingegen stehen mit ihrer Wurzel auf einer Stelle fest in der Erde, aus welcher sie durch die Röhren, die sich von ihrer Wurzel aus bis in die äußersten Blätter und Spitzen erstrecken, den zu ihrem Leben und Wachsthum nöthigen Saft herausziehen, diesen in unzähligen Bläschen aufbehalten und verwandeln, und so ihre Nahrung erhalten. Die übrigen Körper aber alle nennt man leblos, denn sie bewegen sich nicht, sie wachsen nicht, und werden nie anders verändert, als durch fremde und von außen hinzukommende Kräfte; und dazu gehören eigentlich: die Steine, die Metalle, die verschiedenen Arten von Erde, das Wasser, die Luft, u. s. w.

Eine Haupteigenschaft aller dieser Körper ohne Unterschied ist: sie sind aus Theilen zusammengesetzt, die zwar zusammenhängen, aber auch auf mannichfaltige Weise wieder von einander getrennt werden können, und oftmals wirklich getrennt werden. Man kann die thierischen Körper eben so, wie die Pflanzen, in Stücke zerschneiden, und zu Asche verbrennen,

brennen, und wenn sie das Leben verloren haben, verfaulen und verwesen sie. Die leblosen und festen Körper kann man zerbrechen, zermalmen, zerschmelzen und in Staub verwandeln. Das Wasser löset sich in Thau, in Nebel zu den kleinsten Bläschen auf. Das Salz, der Zucker, die meisten Arten von Erde zerfließen im Wasser. Die Metalle, als: Gold, Silber, Zinn, Bley u. s. w., zerschmelzen im Feuer. Einige Körper, als: Kampfer und manche Harze, zergehen auch im Spiritus. Alle Spirituſſe verrauchen in der Luft. Und wo ist ein Körper, den nicht die Luft, die Feuchtigkeit, die Sonnenwärme am Ende verzehren und in seine Theilchen auflösen könnte; bloß die belebten Körper widerstehen am längsten, und zwar nur so lange sie leben, dieser Gefahr.

Daß aber ihre Theile, wenn keine äußere Kraft sie auseinander reißet und zertrennt, zusammenhängen, kommt von einer Kraft her, die man die anziehende nennt, und die man so sichtbar an dem Magnetstein, wenn er Eisen anzieht, gewahr wird. Alle Theile eines jeden Körpers ohne Unterschied besitzen diese anziehende Kraft, wodurch sie sich unter einander festhalten, daß sie nicht zerfallen können, und zwar findet man dies bey einem Körper mehr als bey dem andern. Z. E. die Theile der Metalle, der Steine, des Glases ziehen sich so fest an einander, daß man große Gewalt anwenden muß, um sie von einander zu reißen. Die Theile des Holzes, der thierischen Leiber, der Salze u. s. w. sind schon leichter aus einander zu bringen; und andere hängen nur sehr wenig zusammen, als: die Theile aller flüssigen Materien, des Queckſilbers, des Wassers, der Oele, und selbst der Luft. Je mehr nun und je stärker die Theile eines Körpers sich an einander anziehen, je fester und härter ist er. Es geschiehet aber

dieses

dieses Anziehen nicht immer so, daß nicht sollten Zwischenräume zwischen den Theilen gefunden werden, in welchen auch andere Körper eindringen könnten. Z. E. die Theile des Schwammes hängen ziemlich fest an einander, lassen aber so viele Zwischenräume, daß eine große Menge Wassers sich darinnen aufhalten kann. Holz ziehet gleichfalls viel Wasser in sich; selbst viele Steine werden durch und durch feucht, und bloß die Metalle lassen kein Wasser durch; sie sind aber nicht ohne Zwischenräume, denn Spiritus verrauchet doch in Gefäßen von Metall, das ist: viele seiner Theile dringen durch sie durch, und man findet fast keinen dichtern Körper als das Glas, welches auch den flüssigsten Spiritus nicht durchläßet.

Es ist zum Erstaunen, wie unbeschreiblich klein und subtil die Theile sind, woraus ein Körper bestehet. Man kann einen jeden Körper bis zu dem allerfeinsten Staub zerreiben, wie die Apotheker täglich thun; und doch sind diese Staubtheilchen noch immer einer grössern Trennung fähig, die wir Menschen nur nicht mehr zu bewerkstelligen das Vermögen haben. Indessen ist es uns doch bey einigen Körpern bis zum Verwundern gelungen. Z. E. Wenn man in einem Eimer (oder Spann) reines Wassers einer Erbse groß von einer rothen Farbe, die man Karmin nennet, oder von einer gelben Farbe, die Gummigutti heißt, zergehen läßt, so ist die ganze Menge Wassers davon gefärbet, das heißt: die Theile der Farbe haben sich in dem Wasser überall ausgebreitet, und man kann mit dem so gefärbten Wasser eine ganze Wand anstreichen, daß allenthalben die rothe oder gelbe Farbe zu sehen ist. Wenn man in einem noch so großen Zimmer an dem einen Ende Schwefel anzündet, oder einige Tropfen von einem flüchtigen Spiritus vergießet, so verbreitet sich

sich in kurzer Zeit der Geruch davon durch das ganze Zimmer, das heißt: die aufgelöseten Theile davon sind überall vorhanden und werden durch die Geruchsnerven empfunden. Man schlägt von einem Dukaten so viel Goldblättchen, daß damit ein ganzer Reuter zu Pferde über und über vergoldet werden kann. Die goldenen Tressen und Spitzen sind nichts anders als vergoldetes Silber, und die Vergoldung geschiehet auf folgende Art: Man nimmt eine ziemlich dicke Stange Silber, ungefähr eines guten Daumes dick und einer Spanne lang, und vergoldet sie wie gewöhnlich nur ganz dünne. Darauf wird sie durch das Loch eines stählernen Instruments gezogen, das etwas kleiner ist, als die Dicke der vergoldeten Stange beträgt, hierdurch wird sie etwas dünner, aber zugleich länger; alsdann wird sie durch ein noch kleineres Loch gezogen, wodurch sie noch dünner und länger wird. Und dieses setzet man so lange durch immer kleinere Löcher fort, bis sie so dünne wie die feinste Spinnwebe geworden, und eine Länge von vielen hundert, ja tausend Ellen erhalten hat; aber überall ist das Gold, welches doch nur ihre Oberfläche bedeckte, mitgegangen, und hat dieses so äußerst feine Silberdräthchen vom Anfang bis zum Ende dergestalt vollkommen bedeckt und durchaus übergoldet, daß auch nicht das geringste Fleckchen, selbst durch Vergrößerungsgläser, entdeckt werden kann, wo nicht das Gold auf das Genaueste zusammen hinge. Welch eine erstaunliche und alle Vorstellung übersteigende Feinheit!

Aber so äußerst fein, ja noch unendlich subtiler und kleiner, sind selbst thierische Körper in der Natur, die wir zum Theil nur durch Vergrößerungsgläser gewahr werden können. Es ist bekannt, daß ein jeder thierischer Körper, der leben und sich bewegen soll, so gebaut

baut und zusammengesetzt seyn muß, daß es ihm nicht an einem Munde zum Essen, an einem Magen zum Verdauen, an Sehnen und Muskeln seine Glieder nach Belieben zu gebrauchen, an Blut- und Saftgefäßen, und an allen andern nöthigen Dingen fehle, die sich denn in ihrer Größe und Stärke nach der Größe der ganzen Leibesmaschine richten. Man findet auch wirklich alles dieses beysammen in den kleinsten Insekten, wenn man sie durch ein gutes Vergrößerungsglas beobachtet. In einer Laus, die durch ein solches Glas zu einer Größe von zwölf Zoll lang und fünf Zoll breit sichtbar gemacht werden kann, entdecket man ganz deutlich ihren Magen und ihre Eingeweide, und die Blutgefäße, wodurch der zu ihrem Leben nöthige Saft seinen ordentlichen Kreislauf macht. Und nun stelle man sich vor, wie sehr klein das alles in der That bey ihr seyn muß, da sie selbst kaum ein Sechstel von einem Zoll lang ist: Dabey gedenke man sich ihre Jungen, die noch sehr viel kleiner sind als sie, und bisweilen kaum gesehen werden können, und die doch ebenfalls alles haben müssen, was zu ihrem Leben nothwendig ist; wie unendlich klein muß da nicht ihr Magen, ihr Eingeweide und alles Uebrige seyn. Aber das ist noch lange nicht genug. Es giebt Thierchen, die in ihrem größten Wachsthum so klein sind, daß man sie kaum mit Augen unterscheiden kann, wie z. E. die Miethen oder Milben im Käse; und andere, die man gar nicht sehen kann, es sey denn durch Vergrößerungsgläser. Wenn man nämlich den Schimmel, z. E. am Brod, durch Vergrößerungsgläser betrachtet, so ist er ein eben solches Gewächs, wie der Moos auf den Steinen, hat seine Aeste und Blätter, die dabey oft voll von allerley kleinen Insekten sind. Imgleichen entdecket man in einem Tropfen Essig unzählige Thierchen, die wie

Schlan-

Schlangen und Fische darin umherschwimmen. Ein berühmter Gelehrter hat in einem Tropfen Wasser, worinnen Pfeffer aufgelöset war, dreyerley lebendige Thierchen wahrgenommen, die tausendmillionenmal kleiner waren, als das kleinste Sandkorn. Wie über alles Begreifen klein müssen nun deren ihre Jungen und die Eyerchen seyn, aus welchen diese gebrütet werden; und wie unendlich fein und subtil ihre Füße und die Sehnen, wodurch sie solche bewegen, ihr Mund, ihr Magen, ihre Augen und alles Uebrige. Ist es möglich, sich das vorzustellen, ohne über die Allmacht Gottes zu erstaunen, die das alles gemacht hat, und aus der Ursach eben so unbegreiflich im Kleinen wie im Großen ist?

(Wird fortgesetzt.)

Wie herrlich bist du, Gott! Bis an der Welten Ende
Schallt deines Namens Herrlichkeit.
Dein Lob verkündigen die Werke deiner Hände
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Habicht und die Hühner.

Eine Fabel.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Prügel, Ward vor dem frohen Hausgeflügel Ein Habicht, den man fest bekam, Als Dieb und Mörder abgethan. Ein Hof voll Hühner sah ihn leiden, Und gackerte dabey vor Freuden. Nur eine Henne blieb betrübt, Und sprach: man bricht des Räubers Glieder; Allein die That ist schon verübt, Wer giebt mir meine Küchel wieder?

Die Schlange und der Aal.

Eine andere Fabel.

Betrachte mich einmal, Sprach eine Schlange einst zum Aal, Bin ich nicht wunderschön? Ist deine Haut

Haut wohl so gefleckt zu sehn? Das weiß ich, sprach der Aal, ich bin nicht schön wie du; Doch sag' einmal, wie geht es zu, Frau Nachbarin, daß ich so wohl gelitten bin? Da Jedermann vor deiner Schönheit graut, Und wenn man deine bunte Haut Im Grase sieht, Erschrickt und flieht? Die wunderschöne Schlange spricht: Was? flieht man mich? — Warum? — Das weiß ich wahrlich nicht! Ich aber weiß es, sprach der Aal, auch wissen es die Menschen alle: Auswendig glänzest du; inwendig bist du Gift und Galle.

Der Hengst und die Wespe.

Noch eine andere Fabel.

Eine kleine Wespe stach Einen Hengst. Er schlug darnach; Doch die kleine Wespe sprach, Böser Poltrer! nur gemach, Denn ich sitz' am sichern Orte; Glaube mir, du triffst mich nicht. Endlich giebt er gute Worte; Und die kleine Wespe spricht: O ja! Bitten find't Gehör. Sieh', nun stech' ich dich nicht mehr.

Lehre: Durch Bitten und Sanftmuth richtet man gemeiniglich mehr aus, als durch Pochen und Lärmen.

Der Ochs und das Kalb.

Wiederum noch eine Fabel.

Ein fetter Ochs versucht einmal In einen engen Stall zu dringen. Der Eingang war zu niedrig und zu schmal. Er gab sich alle Müh'; kaum wollt' es ihm gelingen. Ihn sah ein Kalb mitleidig an, und sprach: So kommst du nicht hinein; doch ahme mir nur nach. Du mußt dich schmiegen, und dich bücken, Dann wird dir deine Müh' leicht glücken. Er hört den Klügling

an

an und spricht: Schweig, lehre deinen Vater nicht! Wer Alte lehren will, der muß noch andre Gaben Als Kühnheit, Stolz und Jugend haben. Eh' du geboren warst, mein Sohn, Da wußt' ich dieses alles schon.

Lehre: Es läßt nicht fein, wenn Kinder sich klüger dünken als alte Leute. Diejenigen aber sind wirklich klug, die sich die Erfahrung und den Rath der Alten zu Nutze machen.

Auflösung der vorigen Räthsel.

1) Der Schnupftaback.
2) Das Brod.
3) Die Pelzmuffe.
4) Der Knoten.
5) Der Zucker.
6) Die Kornähre.

Neue Räthsel.

1) Zu meinem Daseyn giebt ein Thier bald seine Haut, ein Wurm bald sein Gespinnst, bald seine Frucht ein Kraut. Ich bin tief wie ein Born, jedoch bald groß bald klein. Gescheidt, trägt man mich einzeln nie allein; und wer mich gar nicht trägt, muß arm und elend seyn.

2) Es kommt vom Leben, hat kein Leben, und kann doch Jedem Antwort geben.

3) Ich habe einen Kopf und vier gesunde Beine, doch oft, wenn du mich siehst, erschein' ich ohne Kopf und ohne Beine, ein wahrer Knaul. Rührst du mich an, so ist dein Finger übel dran.

4) Man tritt mit Füßen mich, man raufet mir die Haare aus meinem Haupte aus, und rädert meine Waare. Am meisten werd' ich so vom Weibervolk geneckt, das doch ohn' Unterlaß die Finger nach mir leckt.

5) Mein Amt ist nicht sehr appetitlich; doch ist mein Kerker schön und niedlich. Dem Alten nütz' ich stets und dem, der vornehm zehrt, da mich der Jüngling leicht, der Arme ganz entbehrt.

6) Ich

6) Ich wünsche, nicht sogleich erkannt zu seyn, drum hüll' ich mich in Dunkelheiten ein. Denn nur so lang' ich dir verborgen bleibe, gebrauchst du mich zum frohen Zeitvertreibe; sobald sich aber dir mein Dunkel aufgeklärt, bin ich dir weiter keinen Heller werth.

Armuth und niedriger Stand macht nicht unglücklich, so lange man zufrieden ist und sich nichts Strafbares vorzuwerfen hat: denn nur in Zufriedenheit und Unschuld des Herzens bestehet das wahre Glück.

In einem Dorfe in Preußen wohnte ein alter Schuhflicker, den man den lustigen Flade nannte, weil er immer froh und eines heitern, aufgeräumten und spaßhaften Gemüths war, ob er gleich in der äußersten Armuth lebte. Er war nämlich mehr als vierzig Jahre lang Soldat gewesen, und seiner erhaltenen Wunden wegen, die ihn zum fernern Dienen untauglich machten, abgedankt worden, und ob er gleich eine kleine Pension erhielt, so war doch diese kaum hinreichend, ihm nur das nothdürftigste Brod, geschweige denn Hausmiethe und Kleidung zu verschaffen. Weswegen er sich genöthigt sahe, da er sonst nichts verstand, und als Krüppel keine schwere Bauerarbeit verrichten konnte, sich auf's Schuhflicken zu legen. Wie wenig aber auch dies Handwerk ihm einbringen konnte, ist leicht zu erachten. Indessen bestellte er gleichwohl mit den wenigen Ferdingen, die er sich verdiente, und mit der elenden Pension seine ganze Wirthschaft, und blieb immer froh. Er wohnte in einer alten, baufälligen kleinen Hütte, die er überall verklebt und verschmiert hatte; er kochte sich sein Essen selbst, welches in Kartoffeln, Rüben, Burkahnen und dergleichen,

gleichen, aber auf die hohen Festtage auch bisweilen in einem Stückchen Fleisch bestand, wozu er sich denn so viel Ferdinge, als dazu nöthig waren, mühsam zusammengespart hatte; sein Bette war ein gut gefüllter Strohsack, und seine Kleidung des Sonntags eine alte Montur, sonst aber nur ein grober Leinwandskittel. Dies waren ungefähr seine Umstände, und doch gab's in der ganzen umliegenden Gegend keinen zufriedenern und lustigern Menschen, als diesen Flade. Einst, als das Gut, unter welchem er wohnte, einen neuen Amtmann erhalten hatte, und dieser, um seine Wirthschaft in Augenschein zu nehmen, auch in dieses Dorf kam, und bey der Hütte des lustigen Flade, den er noch nicht kannte, vorbey ging, war dieser eben beym Schuhflicken beschäftigt und sang: Nun danket alle Gott ꝛc. Das machte den Amtmann aufmerksam, daß er hineinging. Aber wie erstaunte er, als er da einen alten Greis in der erbärmlichsten Hütte mit einem alten Schuh in der Hand antraf, der sogleich aufstand und ihn mit der heitersten Miene bewillkommte. Wie, Alter! ihr seyd ja so fröhlich, geht das auch wohl von Herzen? — redete ihn der Amtmann an, indem er dabey nach allen Seiten voll Mitleid umher sah. Warum nicht, Herr! antwortete Flade. Ha! ha! ha! halten sie nicht für ungut, ich muß recht lachen; sie meinen wohl gar, ich sey unglücklich? — Amtm. Nun! glücklich doch wohl nicht? — Fl. O ja! recht glücklich! freylich habe ich heute nichts, als trocknes Brod und etwas Kartoffeln gegessen, und da steht mein Gänsewein; aber ich tausche doch nicht mit großen Herren, die Braten essen und Wein trinken. — Amtm. Nu? und wie ist das in solcher Armuth möglich? — Fl. Ich muß ihnen dienen, mein Herr! Ich bin nicht arm; denn sehen sie nur (hier streckte er

seine

seine Finger aus, und fing an zu zählen), erstlich habe ich einen gnädigen Gott; zweytens ein gut Gewissen; drittens ein zufriedenes Herz; viertens bin ich keinem Menschen was schuldig; fünftens beneide ich Keinen, sondern gönne einem Jeden das, was ihm Gott beschert hat; sechstens bekümmere ich mich nicht um anderer Leute Thun und Lassen; siebentens bin ich gegen Jedermann freundlich und gefällig, und weiß von keinem Feinde; achtens arbeite ich und mir wird die Zeit nicht lang; neuntens bin ich gesund und kann gut essen und schlafen; dabey steht mir dann zehntens die ganze große, schöne Gotteswelt täglich vor Augen, woran ich mich ergötzen und meine innigste Freude haben kann; ist das nun nicht Reichthum die Fülle? — Amtm. Alles gut, alles wahr! Alter! aber zuweilen können doch auch Sorgen und Kümmernisse nicht ganz ausbleiben. — Fl. Ey was! wer wird sorgen, das thut ja Gott; und worüber sollte ich bekümmert seyn? Muß ich auch manchmal hungrig zu Bette gehen, was thut's? Am Morgen arbeite ich wieder und habe Brod; überfällt mich eine kleine Unpäßlichkeit, sie geht bald vorüber, durch Hunger und Arbeit vertreibe ich sie. Herr! ich bin vierzig Jahre Soldat gewesen, und habe gelernt Ungemach ertragen; Muth und Vorsatz überwindet alles. So habe ich gelebt, so will ich auch sterben; wer weiß, wie bald, so hilft Gott aus aller Noth, und dann Juchhey! Dem Amtmann entfiel eine Thräne; er reichte dem ehrlichen Alten die Hand; bravo! sagte er, das ist recht, Gott erhalte Ihn dabey, auf diese Art ist Er gewiß der Glücklichste auf dem Erdboden.

An dem Hofe eines Fürsten lebte ein sehr vornehmer und reicher Herr, der mit vielen Ordensbändern geschmückt war, und dem zu Ehren, wenn er in seine

prächtigen, mit sechs Pferden bespannten und von einer Menge Bedienten umgebenen Kutsche stolz einher gefahren kam, eine jede Wache ins Gewehr treten mußte, vor dem sich auch alle übrige Menschen zitternd demüthig bückten, wobey denn Mancher, wenn er von ungefähr von ihm wiedergegrüßt worden, vor Freuden nicht wußte, wie glücklich er sich schätzen sollte. Zu dieser glänzenden Hoheit und überaus großen Glückseligkeit, darum ihn viele beneideten, hatte er sich selbst hinauf geschwungen. Als ein noch junger Mensch war er bey Hofe zur Bedienung des Fürsten angestellt worden, wo er durch pünktliche Aufmerksamkeit, durch allerley kleine Gefälligkeiten und Schmeicheleyen, auch, wenn's seinem Ehrgeize nöthig dünkte, durch List und Ränke, wobey manches Bubenstück mitunter lief, sich so beliebt gemacht hatte, daß er bald der Liebling des Fürsten ward, der ihn Anfangs zum Kammerjunker, hierauf zum Kammerherrn, mit der Zeit zum Hofmarschall, zum Regierungsrath und endlich gar zum höchsten Staatsminister machte. Je höher er aber stieg, je unersättlicher ward sein Ehrdurst, und je brennender die Begierde, ihn durch alle Mittel, sie mochten beschaffen seyn, wie sie wollten, zu befriedigen. Er verdoppelte daher seine Schmeicheleyen, seinen Eifer, den Neigungen des Fürsten zuvor zu kommen, seine listigen Anschläge und Ränke, andere Hofbediente neben sich zu verdunkeln, oder wenn er ihren Neid und ihr Bestreben, sich ebenfalls beym Fürsten in Gunst zu setzen, merkte, sie anzuschwärzen, auch oftmals, wenn er befürchten mußte, durch sie verrathen zu werden, sie um Ehre, Vermögen, ja ums Leben selbst zu bringen. Denn, nicht zufrieden mit seinen Ehrenstellen, hatte er auch alles angewandt, reich zu werden, wobey er sich nicht selten die schändlichsten Betrü-

trügereyen, und sogar Gewaltthätigkeiten erlaubte. Er drückte z. E. das Land mit schweren Auflagen, unter dem Vorwande, der fürstlichen Kasse mehr Einkünfte zu verschaffen, wovon er dann das meiste in seinen Beutel warf. Er sorgte dafür, wenn er Jemanden in die Ungnade des Fürsten gebracht und gestürzt hatte, daß dessen Güter und Vermögen eingezogen werden mußten, wovon er allemal einen beträchtlichen Antheil bekam; er unterhielt mit auswärtigen Staaten einen geheimen Briefwechsel und ließ sich von ihnen, zur Beförderung ihrer Absichten, bestechen; er unterstützte und begünstigte die schlechtesten Menschen in ihren Gesuchen fürs Geld, und half ihnen die ungerechtesten Prozesse gewinnen, wenn sie ihn nur wacker bezahlten; er brachte Wittwen und Waisen um das Ihrige, indem er sie verfolgte und auf mancherley Weise ausplündern ließ; er schmälerte den übrigen Staats- und Hofbedienten ihren Gehalt, und wenn sie darüber klagen wollten, machte er sie unglücklich u. s. w. Deswegen konnte es nicht fehlen, daß nicht nur ein Jeder, der so von ihm gemißhandelt worden war, sondern auch alle, die ihn kannten, und fast das ganze Land ihn von ganzem Herzen haßte und verabscheuete. Nur der Fürst, den er ohne Unterlaß durch seine heuchlerische Anhänglichkeit und ausgesuchten Schmeicheleyen betrog, und der von alle dem nichts wußte, liebte ihn immerweg, beschenkte ihn mal über mal, bald mit neuen Ordenszeichen, bald mit ansehnlichen Landgütern, bald mit großen Summen baaren Geldes, und glaubte keinen treuern und bessern Staatsdiener zu haben, als ihn. Wie viel schlaflose Nächte aber, wie viel Kunst und Arglist ihn das gekostet, und welche Furcht und Herzensangst seine Seele dabey gefoltert haben mag, kann sich der nur vorstellen, der irgend

etwas Böses von Wichtigkeit begangen hat, und alle Augenblicke in Gefahr ist, verrathen zu werden. Sein Gewissen sagte ihm laut, daß er die schrecklichste Strafe verdient habe, und die Seufzer und Thränen um ihn her verkündigten ihm mit grausamer Gewißheit, daß diese wohl nicht gar zu lange ausbleiben dürfte. Ihn erschreckte daher, wie man zu sagen pflegt, jedes rauschende Blatt; ein jeder Mensch der etwas bey Hofe zu suchen hatte, schien ihm als ein Verräther verdächtig, jede Miene des Fürsten, die nicht ganz heiter war, machte ihn zittern, denn er argwohnte, vielleicht schon verrathen zu seyn. Bisweilen traf s auch wirklich zu, daß, ungeachtet aller schlauen Vorkehrungen und listigen Anstalten, die er, um es abzuwenden, getroffen hatte, dennoch einer oder der andere Gelegenheit gefunden hatte, dem Fürsten die allgemeine Noth zu offenbaren, und die Bosheit seines Ministers bey ihm anzugeben; aber alsdann ward alles angewandt, dies dem Fürsten wieder auszureden, wovon dann gemeiniglich das gänzliche Verderben, falls nicht gar der Tod des Angebers die gewisseste Folge war, wobey aber die Frevelthaten des fürstlichen Lieblings und seine Unruhen darüber mit jedem Tage wuchsen und ihm den Genuß seiner Ehren und Reichthümer nur immer mehr verbitterten. So verlebte er denn, zwar äußerlich dem Scheine nach beneidenswerth glücklich und im glänzendsten Wohlstande, innerlich aber höchst bedaurungswerth, unglücklich und elend, noch eine geraume Zeit, bis endlich doch alles ans Tageslicht kam, und er seine längst verdiente Strafe nicht nur hier durch den Scharfrichter, sondern auch dort vor Gottes Gericht im vollen Maaß erhielt. Sagt, Freunde! hättet Ihr wohl Lust, ein solches Glück zu beneiden, und es Euch zu wünschen; oder ist es nicht unendlich

besser,

besser, im niedrigen Stande mit seiner Armuth zufrieden seyn, und vor Gott und Menschen ein gutes Gewissen haben?

Dich lieben, Gott, ist Seligkeit;
Gern thun, was dir gefällt,
Wirkt edlere Zufriedenheit,
Als alles Glück der Welt.

Fortsetzung und Beschluß der Naturkunde.

Eine andere Haupteigenschaft aller Körper ohne Unterschied ist die Schwere, wodurch sich ein jeder Körper, der eine mehr, der andere weniger, zur Erde niederdränget, und diese kommt von der anziehenden Kraft der Erdkugel selbst her, die gleichsam nichts loslässet, was ihr zugehört, so daß nichts, auch nicht das allergeringste Stäubchen, von ihr verloren gehen kann, sondern alles bey ihr bleiben muß; selbst der Rauch, den das Feuer in die Höhe treibt, und die Dünste, die in die Luft hinaufsteigen, müssen endlich wieder herunter fallen. Es sind aber nicht alle Körper gleich schwer; Bley z. E. ist schon an sich viel schwerer als Holz, und Holz viel schwerer als Federn. Gold ist unter allen Körpern der schwereste, und die Luft der allerleichteste. Man hat sich Mühe gegeben, einige Körper gegen einander genau abzuwiegen und gefunden, daß

Gold schwerer ist als	Quecksilber,	Stein schwerer ist als	Sand,
Quecksilber — — —	Bley,	Sand — — —	Salz,
Bley — — —	Silber,	Salz — — —	Honig,
Silber — — —	Kupfer,	Honig — — —	Erde,
Kupfer — — —	Eisen,	Erde — — —	Wasser,
Eisen — — —	Zinn,	Wasser — — —	Wein,
Zinn — — —	Marmor,	Wein — — —	Wachs,
Marmor — — —	and. Steine,	Wachs — — —	Oel.

Die Ursache, warum ein Körper schwerer ist als der andere, liegt in der mehreren Dichtigkeit und festern

stern Zusammensetzung seiner Theile; je genauer nämlich und dichter seine Theile an einander hängen, und je weniger Zwischenräume er hat, desto schwerer ist er. Dies gilt aber nur so lange, als er mit dem undichten von gleicher Größe und Umfang ist; denn sobald der undichte Körper größer ist, als der dichtere, so wird er dadurch allerdings schwerer: eine Kugel z. E. von Eisen oder Bley ist schwerer, als eine eben so große Kugel von Holz, aber doch erstaunlich viel leichter als ein ganzer Balken; ein Dukaten, obgleich Gold an sich schwerer ist als Federn, ist doch weit leichter als ein Sack voll davon. So bekannt dies ist, so ist doch nöthig, genau darauf zu achten, um viele Erscheinungen in der Natur sich erklären zu können. Denn zum Beyspiel im Wasser müssen alle Körper, die schwerer sind, als die Menge Wassers, worauf sie zu liegen kommen, untersinken, die leichtern aber schwimmen oben. Verändert man aber ihren Umfang, so daß man den an sich schwereren Körper größer, den an sich leichteren Körper aber kleiner machet, so kann der schwerere Körper, der nun größer gemacht worden, und folglich auf einer größern Menge Wasser liegt, die eben deswegen jetzt schwerer ist als er, nicht mehr untersinken, sondern er schwimmt oben; der an sich leichtere Körper hingegen, wenn er kleiner geworden, drückt jetzt weniger Wasser und muß deshalb untersinken. Dies ist das Mittel, dessen sich die Fische beym Schwimmen bedienen. Sie haben nämlich eine Blase im Leibe, die sie ausdehnen und zusammenziehen können; dehnen sie nun solche aus, so werden sie selbst auch dadurch um etwas größer, folglich auch leichter, als das unter ihnen befindliche Wasser, und steigen nach oben hinauf; ziehen sie aber ihre Blase zusammen, so verliert auch ihr ganzer Körper etwas von seiner Größe,

und

und bedrückt eine kleinere Menge Wassers, die er an Schwere übertrifft, und alsdann gehen sie zu Grunde. Und das ist auch die Ursach, warum ein Boot oder Floß, das bekanntlich, weil es von Holz ist, allemal vom Wasser getragen und schwimmend erhalten wird, dennoch sinken und zu Grunde gehen muß, sobald man es so belastet, daß es schwerer geworden, als die Menge Wassers ist, auf welcher es lieget, weil das eben so viel ist, als ob man's kleiner gemacht hätte; und warum ein Stück Bley, das sonst immer im Wasser zu Boden fällt, dennoch oben schwimmet, sobald man es zu einem ganz dünnen Blättchen geschlagen, und dann dies Blättchen wie ein Boot hohl zusammen gebogen hat, denn in diesem Fall hat das Bley einen weit größern Umfang als vorher, und bedeckt folglich eine weit größere Menge Wassers, das dieser Menge wegen ungleich schwerer ist, als das Bley. Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit der Luft, die nämlich gleichfalls ein flüssiger Körper ist, eben so wie das Wasser. Sie ist aber unter allen Körpern der leichteste, und daher muß alles in ihr zu Grunde sinken und herabfallen. Indessen schwebet doch eine erstaunliche Menge Wassers in derselben umher, obgleich das Wasser gegen achthundertmal schwerer ist, als sie. Das geht aber so zu: So lange das Wasser in seiner natürlichen Gestalt und Form bleibet, muß es durchaus unten liegen bleiben und kann auf keine Weise von sich selbst in die Höhe steigen. Es wird aber von der Sonnenwärme in kleine Bläschen aufgelöst, die, weil sie hohl sind, nun leichter werden als die Luft, und deswegen hinaufsteigen. Daraus entsteht denn Thau und Nebel, aus welchen wiederum die Wolken zusammengesetzt sind, die oben in der Luft umherschwimmen. Sie können sich aber nicht länger in dieser Höhe erhalten,

als nur so lange sie solche kleine Bläschen bleiben, die leichter als die Luft sind. Wird die Luft durch irgend einen Umstand leichter als sie sind, welches oftmals geschiehet, oder treibt ein Wind die Bläschen an einander, daß sie platzen und zusammen fließen, folglich schwerer als die Luft werden, so fallen sie herunter, entweder als Thau oder als Regen, und wenn sie gefrieren, entweder als Schnee oder als Hagel. Die Kinder spielen zuweilen mit einem papierenen Drachen, den sie an einem langen Faden hoch in die Luft fliegen lassen; er würde nicht fliegen und in der Höhe oben bleiben, wenn er nicht breit ausgespannt wäre, wodurch er leichter geworden als die Menge Luft, die er durch seine Breite bedecket. Wenn die Vögel fliegen, so haben sie ihre Flügel ausgespannt, wodurch sie eine Menge Luft bedecken, die schwerer ist als sie, und deswegen sie tragen muß. Man redet jetzt so viel von dem Luftballon, der so hoch in die Luft hinaufsteiget, daß man ihn kaum sehen kann, und dabey noch im Stande ist, Hunde, Schaafe, ja selbst Menschen mit sich hinaufzuziehen, in der Höhe zu erhalten und viele Meilen weit durch die Luft fortzuführen; das ist alles wahr, rühret aber daher, daß man einen großen Sack von festem seidenen Zeuge durch die Kunst so aufbläset, daß er sehr viel leichter wird, als die Menge Luft, die er durch seine Größe bedeckt, folglich kann er nicht unten bleiben, sondern muß in die Höhe steigen und sich so lange daselbst aufhalten, bis er allmählig etwas von seiner Leichtigkeit verloren hat.

Noch eine andere Eigenschaft der Körper ist die Elastizität oder Federkraft, die aber nicht allen Körpern eigen ist. Diese bestehet in dem Bestreben eines Körpers, sich, wenn man ihn zusammengedrücket oder ausgerecket hat, in seine natürliche Lage wieder

zurück

zurück zu setzen. Man bemerkt dies Bestreben am sichtbarsten am Stahl und am Fischbein, denn wenn man eine gute stählerne Degenklinge oder eine Stange Fischbein krumm gebogen hat und loslässet, so springt sie gleich wieder zurück. Aber auch Schwamm ist elastisch, man kann ihn in der Hand ganz klein zusammendrücken, sobald man aber loslässet, springt er wieder in seine gewöhnliche Form zurück. Man hat auch eine Materie, welche elastisches Harz genannt wird, dieses kann man Ellenlang ausrecken, ohne daß es nachher an seiner Form etwas verloren hätte. Auch Elfenbein und mehrere andere Körper sind elastisch, welche ihre Federkraft dadurch beweisen, daß sie, wenn man sie an einen andern harten Körper wirft, wieder zurückprallen, wie z. E. ein Ball, womit die Kinder zu spielen pflegen, von der Wand. Andere Körper hingegen besitzen nichts von dieser Federkraft. So wie man z. E. Butter bedrückt, so bleibt sie; wenn man eine bleyerne Stange krumm bieget, so wird sie nicht wieder gerade; wirft man eine feuchte Lehmkugel an die Wand, so wird sie platt und bleibt kleben, und so sieht man das an vielen andern Körpern mehr. Unter den elastischen aber ist die Luft am allermerkwürdigsten, man kann sie erstaunlich dicht zusammenpressen, aber auch eben so erstaunlich weit ausdehnen, und daraus lassen sich denn fast alle ihre Erscheinungen und Veränderungen erklären. Der Wind z. E. ist nichts anders, als ein gewaltsames Bestreben der Luft, da, wo sie von irgend einer Ursach ausgedehnet und verdünnet worden war, sobald die Ursach aufhört, sich wieder zurück zu drängen; je dünner sie da gewesen, je schleuniger und heftiger ist ihr Zurückkommen, und je stärker ist der Wind. Aus der Elastizität der Luft muß man auch den Flug der Vögel erklären, denn

wenn

wenn sie ihre Flügel, die gleichfalls elastisch sind, bewegen, so schlagen sie damit die Luft und reitzen ihre Elastizität, wodurch sie, so zu sagen, in die Höhe prallen; mit dem Schwanze aber steuern sie, wie mit einem Steuerruder, eben so als die Fische im Wasser, und lenken ihren Flug. Imgleichen kommt das Echo oder der Wiederschall bloß von der Federkraft der Luft her; wenn man nämlich redet oder singet, so wird die Luft nach allen Seiten zu in einer zitternden Bewegung fortgetrieben, stößt sie nun in ihrem zitternden Fortgange an irgend einen festen Körper an, so wird sie von ihm eben so wieder zurückgetrieben, und wir hören unsere Worte oder Stimme auf's Neue; ja, wenn mehrere dergleichen harte Körper in der Gegend vorhanden sind, wohl zwey= drey= vier= und mehrmal wieder. Weil die Luft elastisch und zugleich schwer ist, so drückt und preßt sie sich nach unten zu zusammen, weswegen sie denn bey uns unten auf der Erde ungleich dichter ist, als oben in der Höhe, welches man deutlich merken kann, wenn man auf jene hohen Berge, deren Spitzen bis über die Wolken reichen, hinaufsteiget, denn daselbst ist die Luft so dünne, daß man kaum Athem holen kann.

Am wunderbarsten, aber auch am schwersten zu begreifen, ist die Erscheinung an den Körpern, die man die Elektrizität nennt, und die gleichfalls nicht an allen Körpern sichtbar ist. Bloß am Bernstein, an Glas, Porzellan, Schwefel, Siegellack, Pech, Gummi, Harz, Wachs, Seide, Elfenbein, Haar, Zucker, Allaun und an der Luft hat man sie auf eine merkliche Art wahrgenommen. Wenn man nämlich diese Körper, und insonderheit wenn man Bernstein oder Glas stark reibet, welches man elektrisiren nennt, so gerathen sie durch dieses Reiben in den

Zu=

Zustand, daß sie andere nicht elektrisirte Körper an sich ziehen, und wenn diese ihnen nahe gekommen sind, einen Feuerfunken mit Knistern von sich geben, auch überdem im Finstern leuchten. Man glaubt, daß dies von einer sehr zarten und feinen flüssigen Materie herkomme, die durch die ganze Schöpfung vertheilt ist, und daher in allen Körpern sich befindet, aber im Glase, im Bernstein, im Harze und in allen übrigen oben genannten Körpern weit mehr vorhanden ist, und sich leichter in Bewegung setzen läßt, als in andern. Man mag auch die andern Körper so stark und so lange reiben, als man will, so wird man doch nicht das Geringste von Elektrizität an ihnen bemerken; auch müssen die eigentlich elektrischen Körper von ihnen abgesondert und so entfernt werden, daß sie gar keine Gemeinschaft mit ihnen haben, sonst werden auch diese nicht elektrisch, sondern ihre Elektrizität vertheilt sich sogleich in alle übrigen Körper, und durch sie in die ganze übrige Welt, und wird nicht sichtbar. Ist aber Glas, Harz, Bernstein u. s. w. von andern unelektrischen Körpern vorsichtig abgesondert, so kann man die Elektrizität durch die Kunst so hoch treiben, daß der Funke davon Spiritus anzündet, ja Hunde und Menschen auf der Stelle todt schläget. Man hat aber bemerket, daß dieser zündende, schmetternde und tödtende elektrische Funke nur alsdann entstehet, wenn dem elektrischen Körper ein anderer unelektrisirter mit seiner stumpfen Fläche zu nahe kommt. Nimmt man aber eine recht spitze Nadel und hält sie an den elektrisirten Körper, so entstehet kein Funke, sondern die elektrische Materie wird von der Spitze gleichsam herausgesogen, und vertheilt sich ohne Geräusch unsichtbar in die übrigen Körper fort. Diese Bemerkung hat zu einer wichtigen und überaus heilsamen Erfindung Anlaß gegeben,

für

für die wir Gott nicht genugsam danken können, und die von einem berühmten Gelehrten, dessen Name Franklin ist, herrühret. Man kann nämlich nunmehr den Donner und den Blitz unschädlich machen, und ganz sicher hinleiten wohin man will. Denn unter jene elektrischen Körper gehöret, wie schon gesagt worden ist, vorzüglich die Luft mit, als welche zur Elektrizität eine ganz besondere Fähigkeit hat. Sie wird auch sehr oft wirklich elektrisch durch das beständige Aneinanderreiben ihrer Theile, welchem sie einmal mehr, das anderemal weniger ausgesetzt ist. Im Winter entstehet daraus das Nordlicht, welches nichts anders als ein elektrisches Leuchten der Luft ist, das eben so wie von einer elektrischen Glaskugel sich in Strahlen umher ausbreitet; im Sommer hingegen, wenn die Luft mit vielen andern elektrischen Körpertheilen oder Dünsten vermengt und angefüllt ist, entstehet daraus das Gewitter, da denn der Blitz nichts anders als ein großer elektrischer Funke ist, der mit schrecklichem Krachen herausfährt, und alles, was er trifft, entweder anzündet oder zerschmettert, wenn er nämlich von einem andern unelektrisirten Körper durch die Berührung mit seiner stumpfen Fläche herausgelocket worden, welches gemeiniglich geschiehet, wenn eine unelektrisirte Wolke der elektrisirten zu nahe gekommen ist. Oft aber ereignet sich's auch, daß die elektrische Wolke durch ihre Schwere so niedrig herabgesunken, daß ihr ein Thurm, ein Baum oder ein Haus nahe genug ist, um diesen Funken zu reitzen, sogleich entstehet ein Blitz, und man weiß, wie schrecklich die Folgen davon sind. Hat man aber auf dem Thurme oder Hause eine spitzige metallene Stange befestiget, und von dieser Stange einen metallenen Drath bis zur Erde heruntergeleitet, so kann kein Blitz entste-

hen,

hen, sondern die Spitze saugt alle Elektrizität der Wolke allmählich aus, und läßt sie längst dem Drathe in die Erde herunterfahren, wodurch alsdann aller Schade verhütet wird. Und dies sind die sogenannten Blitzableiter, die billig in jeder Stadt und auf jedem Kirchthurme angebracht werden sollten.

Eine andere eben so allgemein ausgebreitete und durch alle Körper sich erstreckende Materie ist die Materie des Feuers, die ebenfalls ganz erstaunlich fein und subtil ist, und durch Reiben in Bewegung und Thätigkeit gesetzt werden kann. Ist diese Bewegung der Feuermaterie nur geringe, so sagt man, der Körper ist warm, ist sie aber anhaltend stark, oder heftig, so wird der Körper heiß, glühend oder lodert gar in Flammen auf. Wenn man seine Hände an einander reibet, so werden sie warm; wenn man lange und geschwinde in einem Wagen fährt, dessen Räder nicht geschmieret worden, so werden die Achsen heiß, fangen an zu rauchen und am Ende brennen sie. Man kann durch bloßes Schlagen und Hammern, wenn es heftig ist und lange genug dauert, ein Stück Eisen bis zum Glühen heiß machen. Wenn man mit einem Bohrer in hartem Holze bohrt, so wird er so heiß, daß man seine Schneide kaum anfassen kann. Die Funken, welche beym Feueranschlagen aus dem Stahle und Steine herausspringen, sind nichts anders, als kleine Theilchen des Stahls und Feuersteins, die durch das heftige Aneinanderreiben glühend gemacht worden. Wenn man ein Licht, oder sonst etwas Brennbares, anzündet, so bringt man die darin befindliche Feuermaterie durch die Hinzufügung einer schon lodernden Flamme schnell in Bewegung, daß sie ebenfalls in Flammen ausbricht. Es sind aber nicht alle Körper so beschaffen, daß ihre Feuermaterie auf gleiche Art

schnell

schnell und heftig in Bewegung gesetzt werden kann. Einige Körper, als: Stroh, Flachs, trockenes Holz, Schießpulver und Spiritus, fast alle Harze, entzünden sich leicht und brennen heftig; andere sind sehr schwer zu entzünden, brennen aber doch am Ende, besonders wenn sie einen sehr großen Grad der Hitze durch Kochen erlangt haben, oder wenn man einen andern Körper, der leicht Feuer fängt, mit ihnen vereinigt, als: Talg, Wachs, Oel; andere brennen gar nicht, sondern werden nur in einem beträchtlichen Grade heiß, als: Wasser, die Steine und alle Metalle; noch andere brennen weder, noch werden sie warm, sondern zerschmelzen schon von der kleinsten Wärme, wie Schnee und Eis. In allen Körpern aber ohne Unterschied äußert die Feuermaterie, wenn sie in Bewegung gesetzt worden, eine sehr merkwürdige Wirkung, nämlich sie dehnet die Theile der Körper aus einander, und wenn sie recht stark und heftig ist, so reißet sie sie völlig von einander los. Bey einigen Körpern geschiehet dies bis zur gänzlichen Vernichtung ihrer wesentlichen Beschaffenheit, so daß sie dadurch zu Rauch und Asche verbrannt, und in Kalk oder Glas verwandelt werden, und dies ist der Fall bey den allermeisten. Andere Körper hingegen kann das Feuer nicht so ganz vernichten, sondern sie werden nur geschmolzen und in Fluß gebracht, welches noch dazu bey einigen nur durch einen großen Grad von Hitze möglich ist, wie z. E. bey Gold, Silber, Eisen und dergleichen. Wasser und andere Feuchtigkeiten kann das Feuer weder zerschmelzen noch verbrennen, sondern es löset es nur in kleine Bläschen auf, die sich in der Luft vertheilen, wie man solches an jedem Kochtopfe ersehen kann, von welchem, so lange er heiß ist, ein beständiger Wasserdampf in die Höhe steiget. Der Luft hingegen vermag das Feuer

gar

gar nichts zu thun, es dehnt sie nur aus und verdünnet sie, und da die Luft äußerordentlich elastisch ist, so kann das in einem sehr großen Grade geschehen, woraus denn sehr viele wunderbare Erscheinungen zu erklären sind. Z. E. wenn man eine geladene Kanone anzündet, so fährt das Feuer mit einem entsetzlichen Knall heraus, und die darein gestopfte Kugel wird mit der äußersten Gewalt fortgetrieben, und zerschmettert Mauern und Felsen. Dies kommt nicht eigentlich von dem Pulver her, womit die Kanone geladen worden, sondern von der darinnen enge verschlossenen Luft, welche das Feuer des entzündeten Pulvers im Augenblick so entsetzlich aus einander treibet und ausdehnet, daß Kugel und Pfropfen hinausfahren muß, und wenn die Kanone nicht stark genug ist, sie selbst in Stücken springt. Wenn man in der Küche, oder in einem sogenannten Windofen Feuer anleget, so wird die Luft dadurch verdünnt und zum Schornstein hinausgetrieben, ziehet aber sogleich andere von außen nach sich, die wiederum verdünnt zum Schornstein hinausfliegt, woraus denn ein beständiger Zug entsteht. Dieser Zug der Luft ist auch zur Unterhaltung und Vermehrung der Feuersgluth nothwendig, wie die Schmiede wohl wissen, die ohne Blasebalg nicht arbeiten können; und zwar so sehr, daß man das Feuer völlig dämpfen und auslöschen kann, wenn man ihm die Zugluft benimmt. Das thut nämlich das Wasser, wenn es auf brennende Körper ausgegossen wird, denn es bedecket die Körper über und über, daß keine Zugluft hinzu kommen kann; aber auch mit Sand und Erde kann man Feuer löschen, wenn man damit die brennenden Körper gänzlich beschüttet, weil dadurch gleichfalls die Zugluft gehemmet wird. Ja, man darf nur feste Zimmer, wenn darinnen ein Feuer entstan-

den

den ist, rund herum verstopfen und zumachen, daß keine Luft weder von außen hineindringen, noch von innen herauskommen kann, so muß das Feuer verlöschen und kann nicht weiter brennen.

Das Gegentheil von Wärme und Hitze ist Kälte und Frost, und so wie jene in einer Bewegung der in allen Körpern befindlichen Feuermaterie bestand, so bestehet diese in einer gänzlichen Ruhe derselben. Wenn nämlich ein erhitzter Körper sich allmählig abkältet, so heißt das so viel, als: die Bewegung der Feuermaterie darinnen hört nach und nach auf und geräth in Ruhe. Ist diese Ruhe nur mäßig, so ist der Körper nur kalt, artet sie aber in eine gänzliche Todtenstille aus, so erfrieret der Körper. Und da die Wärme und Hitze alle Körper ausdehnet, so ziehet die Kälte sie wieder zusammen, es sey denn, daß sie vom Feuer gänzlich verzehrt wären. Die geschmolzenen Metalle aber, und andere bloß in Fluß gebrachte Körper, fügen sich in der Kälte wieder zusammen und werden hart, und die verdünnte und aus einander getriebene Luft drängt sich wieder zusammen und wird dicker. Dieses Zusammenziehen der Körper ist bey einer vermehrten Kälte so groß, daß selbst sonst flüssige Körper, als: Wasser, Oel, Wein, Spiritus, dadurch gefrieren und zu hartem Eise werden; auch sogar Queckſilber wird durch die Kälte hart, es ist aber ein äußerst großer Grad derselben dazu erforderlich, der in unsern Gegenden niemals statt findet, wohl aber schon in Petersburg und weiter hin nach Norden mehrmals sich ereignet hat. Alsdann ist das Queckſilber gleich dem Bley, man kann es hämmern und feilen, aber die geringste Wärme bringt es wieder in Fluß. Die ausdehnende Kraft der Wärme und das Zusammenziehen der Kälte hat die Erfindung eines Wärmemessers,

so

so man gemeiniglich Thermometer nennt, veranlasset; dies ist ein Instrument, welches aus einer kleinen gläsernen Röhre besteht, die unten eine hohle Kugel hat. In solcher ist Queckſilber eingegossen, und dann die Röhre oben zugeschmolzen. Nimmt nun die Wärme zu, so steigt das Queckſilber in der Röhre in die Höhe, weil es von der Wärme ausgedehnet wird und deswegen einen größern Raum einnehmen muß; nimmt aber die Wärme ab, und das Wetter wird kälter, so wird dadurch das Queckſilber zusammengezogen, und muß in der Röhre niedersinken und fallen. Neben der Röhre sind kleine Abtheilungen und Grade gezeichnet und mit Ziffern bemerkt, daß man daran abzählen kann, um wie viel Grade die Kälte der Luft zu- oder abgenommen habe. Man hat auch noch ein anderes Instrument oder Kunstwerkzeug, das ebenfalls aus einer gläsernen Röhre bestehet, die unten eine hohle Kugel hat, und mit Queckſilber gefüllt ist. Man nennt es einen Barometer, und es kann auch füglich ein Wetterglas heißen, weil es die Schwere oder Leichtigkeit der Luft anzeiget, und da hievon die Beschaffenheit der Witterung größtentheils abhängt, auf einige Stunden so ziemlich zuverlässig vorhersaget, ob wir gutes oder schlechtes Wetter, Sonnenschein oder Regen haben werden; denn wenn das Queckſilber in diesem Wetterglase steigt, so ist schön Wetter zu erwarten, fällt es aber, so erfolgt gemeiniglich Regen oder Sturm. Wie das zugehet oder was davon die Ursach ist, kann hier nicht erklärt werden. Es ist aber dies Wetterglas oder Barometer von dem Wärmemesser oder Thermometer darin unterschieden, daß das Barometer eine längere Röhre und größere Kugel hat, davon nur die Röhre oben fest zugeschmolzen, die Kugel aber offen ist, damit die Luft auf das Queckſilber, ver-

möge ihrer Schwere, drücken kann; beym Thermometer hingegen ist beydes, sowohl Röhre als Kugel, ganz fest und ohne die geringste Oeffnung, auf daß gar keine Luft hinzukommen möge.

Es könnte noch sehr viel mehr von der Beschaffenheit der natürlichen Dinge um uns her gesagt werden, denn die Erde und Natur ist voll von Wundern der göttlichen Allmacht und Weisheit; es läßt sich aber nicht alles so leicht erklären ohne gelehrte Vorkenntnisse und Kunstwerkzeuge, die dazu fast unentbehrlich sind. Indessen ist auch dieses schon hinreichend, um Gott in seiner Größe und Unbegreiflichkeit bewundern zu lernen, und um einzusehen, daß alles, was in der Welt geschiehet, nur natürlich geschiehet und aus den mannigfaltigen Kräften, Beschaffenheiten und Wirkungen der natürlichen Dinge um uns her erkläret werden kann, und daß die Einbildung, als könnte auch wohl manches übernatürlich geschehen, oder durch Zauberey, Hexerey und sogenannte magische oder sympathetische Künste hervorgebracht werden, nicht nur lächerlich sey, sondern auch unserer Erkenntniß, die wir nunmehr von der Natur haben, zur Schande gereiche und zugleich Gott entehre, von dem wir wissen, daß er die Welt so gebauet und eingerichtet hat, daß alles, was darinnen ist, erscheinet oder geschiehet, seinen guten natürlichen Grund hat und haben muß, wir mögen ihn angeben und erklären können oder nicht. Ihm, dem Allmächtigen, dem allein Weisen und Gütigen, sey dafür Ehre und Preis, Amen.

Auflösung der letzten Räthsel.

1) Der Strumpf. 3) Der Schweinigel. 5) Der Zahnstocher.
2) Die Schreibfeder. 4) Das Spinnrad. 6) Das Räthsel.

Des

Elementarbuchs

dritter Theil,

welcher

das Denkbuch enthält,

worinnen

Sachen vorkommen, die man mit Aufmerksamkeit lesen, und zu behalten suchen muß.

Versuch einer kurzgefaßten Weltgeschichte.

Diese Welt, mit allem, was darinnen ist, der Himmel mit dem unzählbaren Heer seiner Gestirne, und die Erde mit allen ihren Schätzen und Bewohnern, ist nicht von Ewigkeit her und ohne allen Anfang da gewesen, viel weniger hat sie sich selbst hervorgebracht. Denn wie sollte sich wohl etwas selbst machen oder verfertigen können? Sondern der allmächtige Gott hat sie aus Nichts hervorgebracht und geschaffen. Wenn und wie dieses geschehen sey? — Diese Frage läßt sich nicht anders beantworten, als aus den Erzählungen der heiligen Schrift oder Bibel, welches das einzige Buch ist, das uns von der Schöpfung der Welt einige, wenn gleich unvollkommene, Nachricht ertheilet. Denn eigentlich scheint die Bibel nur von dem Anfange unserer Erde, die wir bewohnen, zu reden, und hauptsächlich nur von dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts auf derselben *).

Es ist nämlich unsere Erdkugel nicht immer und zu allen Zeiten so stark bevölkert, und allenthalben mit Menschen so angefüllt gewesen, wie jetzt; sondern vor beynahe

*) Die Bibel erzählt alle diese Dinge nur unter Bildern, und nach den Begriffen der damaligen Menschen, die viertausend Jahre vor uns gelebt, und also weder so gedacht, noch so geredet haben, wie wir. Daher kommen denn jene Undeutlichkeiten, an die kein kluger Mensch sich stoßen muß.

beynahe 6000 Jahren hat, wie uns die Bibel berichtet, es Gott gefallen, nur zwey Menschen, einen Mann und ein Weib, zu schaffen, von denen er wollte, daß das ganze übrige Menschengeschlecht entspringen sollte, und denen er die Erde, die damals schon mit allem, was zu ihrem Unterhalt und Vergnügen gehörte, überflüssig versehen war, zur Wohnung übergab. Er setzte aber dieses erste Paar Menschen, welche die Bibel Adam und Eva nennt, in die damals beste und fruchtbarste Gegend des Erdbodens, nämlich in Asien, und man meinet, sie habe innerhalb der asiatischen Türkey, ungefähr zwischen Arabien und Persien, gelegen. Hier lebten sie zwar zufrieden, und nach ihren damaligen Bedürfnissen vollkommen glücklich, aber doch in einer Art von Wildheit. Sie gingen nackend, sie wußten nichts von Künsten und Handwerken, sie aßen die Früchte des Landes, und wenn sie satt waren, hatten sie weiter nichts nöthig, bis sie sich vermehrten, und zu einer beträchtlichen Anzahl anwuchsen; alsdann vermehrten sich auch ihre Bedürfnisse, und mit diesen stieg die Betriebsamkeit, solche zu befriedigen, der Erfindungsgeist wurde geschäftig. Jabal erfand, nach den Berichten der Bibel, das Wohnen in Hütten und die Viehzucht, und von Jubal sagt sie, daß er zuerst versucht habe, auf musikalischen Instrumenten zu spielen, welche vermuthlich nur aus Pfeifchen von Rinde und andern solchen Kleinigkeiten bestanden haben. Einige Zeit darnach soll Tubalkain angefangen haben, auch Eisen und andere Metalle zu gebrauchen, welche er vermuthlich schon gediegen, das ist, von der Natur selbst gereinigt und geläutert, gefunden, und zu seinem Gebrauche mit Steinen zurecht geschmiedet hat. Allmählig verfiel man auch auf mehrere nutzbare Entdeckungen, als: Ziegel und Töpfe zu bren-

brennen, in Holz zu arbeiten u. s. w. Aber alles dieses war doch nur erst Anfang, alles geschahe in der größten Einfalt und Unvollkommenheit, wie denn selbst die Sprache noch mangelhaft, einsylbig und wörterarm war. Dabey erlangten die Menschen ein sehr hohes Alter, denn die Schrift erzählet, daß die mehresten acht- und neunhundert, ja gegen tausend Jahre gelebt haben sollen.

Nachdem nun so die Erde 1656 Jahre gestanden, die Menschen sich ansehnlich vermehrt, und schon manche nutzbare Erfindung unter ihnen ihren Fortgang erlangt hatte, ließ es Gott nach seiner Weisheit zu, daß die Menschen fast alle wieder vertilget wurden. Dies geschahe durch eine große Wasserfluth *), die, wenn sie auch nicht die ganze Erdkugel überschwemmt haben sollte, doch alle Gegenden, wo damals nur Menschen waren, erreichte, und alles, was einen lebendigen Athem hatte, ersäufte. Nur Noah mit seinen drey Söhnen, Sem, Ham und Japhet, und deren Weiber entkamen der Fluth. Denn Gott hatte ihnen befohlen, ein großes Schiff zu bauen, wo sie hineingehen, von jeder Thierart derselben Gegend ein Paar oder mehrere mit hineinnehmen, und so lange auf dem Wasser umherschwimmen mußten, bis solches abgelaufen, und alles wieder trocken und bewohnbar geworden war. Alsdann ging Noah mit allem, was er bey sich hatte, aus dem Schiffe, und wurde durch seine drey Söhne der neue Stammvater aller jetzt lebenden

*) Dergleichen fürchterliche Weltbegebenheiten, dahin man noch Erdbeben, Krieg und andere dergleichen rechnen kann, sind auch zum Wohl des Ganzen nothwendig. Deswegen läßt sie Gott zu, wenn auch viele tausend Menschen dabey umkommen, denn durch Sterben allein wird keiner wahrhaftig unglücklich.

benden Menschen. Diese vermehrten sich auch bald sehr beträchtlich, denn ob sie gleich nicht mehr so lange lebten, als vor der Sündfluth, so scheinen sie doch um desto fruchtbarer gewesen zu seyn, weil man nach wenigen Jahrhunderten schon von vielen Geschlechtern und Völkerschaften höret. Unter diesen machte sich insonderheit Nimrod merkwürdig, der die erste Stadt, die nachher Babel hieß, erbauet hat, und Assur, der einige Zeit darauf Ninive erbauete. Nimrod war zugleich ein Jäger, der vermuthlich Anfangs nur, um sich und die Seinigen vor den wilden Thieren zu schützen, nachmals aber auch zum Erwerb seiner Nahrung, das Geschäft der Jagd unternommen; er machte sich aber dadurch so furchtbar und ansehnlich, daß man ihn gemeiniglich für den ersten regierenden Herrn und Beherrscher eines Landes hielt. Nach ihm brachte die Herrschsucht mehrere Menschen auf diesen Einfall, und man findet in der Folge schon viele Könige; obwohl diese noch wenig zu bedeuten hatten, und sie sowohl, als alle übrige Menschen, noch immer roh, ungesittet und unwissend blieben.

Indessen waren doch die vor der Sündfluth erfundenen Künste nicht alle wieder verloren gegangen, sondern Noah und seine Söhne hatten viele derselben auf ihre Nachkommen gebracht, und manche neue wurden noch dazu erfunden. Besonders war die Gegend um Babel an solchen Erfindungen fruchtbar, weswegen auch die Babylonier den stolzen Einfall bekamen, einen Thurm zu bauen, der bis an die Wolken reichen sollte. Man machte wirklich mit solchem den Anfang, er kam aber nicht zu Stande; weil vermuthlich die damals noch unvollkommene Baukenntniß und der Mangel an nöthigen Geräthschaften dies ungeheure Werk zögerten, und allmählich Ueberdruß und Zänkerey unter

den

den Bauleuten verursachten, wodurch sie am Ende genöthiget wurden, ihr Vorhaben aufzugeben, und sich zu trennen. Mit dieser Trennung aber war auch die Veränderung ihrer Sprache verknüpft, denn da sie nunmehr zerstreuet wohnten, hörte allmählich alle Gemeinschaft unter ihnen auf, und da mit der Zeit ihre wörterarme Sprache sich bereicherte und neue Ausdrücke und Redensarten bekam, mußten diese nothwendig verschieden ausfallen, so daß nach einigen hundert Jahren keine abgesonderte Gesellschaft die andere mehr verstehen konnte. Dies geschah desto merklicher, je zahlreicher die Menschen sich vermehrten, und je weiter sie durch Zwist, Verfolgung, Herrschsucht und Krieg von ihren Wohnungen hinaus in andere Weltgegenden vertrieben wurden. Auf diese Art aber breitete sich allmählig das Menschengeschlecht nicht nur über ganz Asien aus, sondern es gingen auch mit der Zeit große Partheyen von da aus nach Europa, Afrika und Amerika über, wo sie allenthalben Kolonien anlegten, und wo sie von Jahrhundert zu Jahrhundert immer volkreicher wurden, und endlich die ganze Erde bevölkerten.

Doch sind diese Auswanderungen und Bevölkerungen nicht alle auf gleiche Art und mit gleichem Glücke geschehen. Auch brachten nicht alle Völker da, wo sie hinkamen, immer die schon erfundenen nöthigen Künste und Wissenschaften mit. Nur von Egypten weiß man, daß da sehr frühzeitig die Sternseherkunst, die Philosophie oder Weltweisheit, und andere gelehrte und nützliche Kenntnisse geblühet haben; und an dem mittelländischen Meere in Asien wohnte ein Volk, die Phönizier genannt, das von jeher seiner großen Geschicklichkeit wegen berühmt gewesen, den Handel empor gebracht und die Schifffahrt und das Schreiben erfun-

erfunden haben soll. Die Griechen hingegen, deren Land jetzo zur europäischen Türkey gehöret, waren bey ihrem Anfange nur wild, roh und höchst unwissend. Alles, sogar der Ackerbau und die Viehzucht, war ihnen etwas Unbekanntes geworden, und sie lernten solches erst nach vielen Jahren wieder von den Egyptern. So ist auch der Ursprung der Russen, Deutschen, Franzosen und aller übrigen Völker in Europa sehr wild und barbarisch, und wir werden in der Folge sehen, wie spät diese kultivirt und gesittet worden sind.

Doch nahmen die Griechen in dem, was sie von den Egyptern lernten, sehr bald so zu, daß sie am Ende ihre Lehrmeister weit übertrafen, und man noch jetzt die herrlichsten Meisterstücke der Poesie *), der Bildhauer- und Malerkunst von ihnen hat. Ja, auch in der Philosophie, Redekunst, Mathematik **), Arzeneykunst und andern gelehrten Wissenschaften hatten sie die größten Meister aufzuweisen, welche fast alle zu Athen ihre Kenntnisse erlangt hatten, eine Stadt, die nicht nur die berühmteste Universität der damaligen Welt, sondern auch so galant und wohlgesittet war, daß junge Leute von weit und breit dahin kamen, um sich in den Vorzügen der Wohlanständigkeit und Gelehrsamkeit zu bilden. Dabey wurden die Griechen auch ein tapferes Volk. Sie führten nicht nur unter sich viele Kriege, sondern sie erfochten auch die herrlichsten Siege über das benachbarte Asien, und schlugen die größten persischen Armeen zu verschiedenenmalen. Besonders machte sich ein griechischer König, der unter

*) Poesie heißt die Dichtkunst oder die Kunst, Verse zu machen.

**) Mathematik heißt die Kunst, das Feld und andere Dinge zu messen und zu berechnen. Auch gehören die Baukunst, Kriegskunst, Sternkunde und mehrere andere Wissenschaften dazu.

ter dem Namen Alexander der Große bekannt ist, zum Herrn beynahe von ganz Asien und von Egypten, und stiftete dadurch die sogenannte griechische Monarchie, die aber nach seinem Tode in viele kleinere Königreiche zerfiel.

Nach Griechenland kam Italien, und darin vorzüglich die Stadt Rom, in Aufnahme. Diese war von zween Brüdern, Romulus und Remus, im Jahre der Welt 3230, also 754 Jahre vor Christi Geburt, erbauet worden, und wurde unter ihren folgenden Königen in Kurzem so groß und mächtig, daß sie nicht nur ganz Italien unter ihre Herrschaft brachte, sondern auch nachher viele andere Länder in Europa, Asia und Afrika eroberte und zu ihren Provinzen *) machte. Sie lernte von den Griechen Künste und Wissenschaften, und hat ebenfalls die größten Meisterstücke in allen Theilen derselben geliefert. Besonders um die Zeit, da sie das Joch der Könige abgeschüttelt hatte, und eine freye Republik geworden war. Dieser glückliche Zustand aber währte nur bis auf wenige Jahre vor der Geburt Christi, indem sich allmählig Uneinigkeit, Stolz, Herrschsucht und Ueppigkeit unter die Großen schlich, welches zu vielen einheimischen Kriegen Gelegenheit gab, worin am Ende die Freyheit der römischen Republik unterlag. Denn ein Bürgermeister **), Namens Julius Cäsar, überwand die andern alle, und erklärte sich zum Kaiser und Monarchen aller der Republik zuständigen Länder. Ob nun gleich dieser bald darauf ermordet wurde; so machte es doch

*) Provinzen heißen große Theile eines Reichs, deren viele von Einem beherrscht werden.

**) Der aber mehr zu sagen hatte, wie unsere jetzigen. Er war Bürgermeister vom ganzen römischen Reiche, eigentlich Konsul genannt und mit königlicher Gewalt versehen.

doch sein angenommener Sohn und Erbe Augustus eben so, und darauf blieb die kaiserliche Herrschaft bey seinen Nachkommen unerschüttert, aber Künste und Wissenschaften kamen mit derselben in Abnahme, und selbst die Größe und Macht der Stadt Rom neigte sich allmählig zum Untergange. Ja, ein Kaiser, Konstantinus der Große, welcher nicht nur in Europa, Italien, Spanien, Portugall, Frankreich, England, einen Theil von Deutschland, und die ganze europäische Türkey *), sondern auch in Asien alles, was jetzt darin die Türken besitzen, und in Afrika das Königreich Egypten und die ganze Küste am mittelländischen Meere beherrschte, verlegte sogar seine Residenz von Rom nach Konstantinopel, eine Stadt, die er in Griechenland erbauet hatte, um von da aus bequemer sein ungeheuer großes Reich regieren zu können. Nach seinem Tode theilte ein anderer Kaiser, Theodosius der Große genannt, das Reich unter seine beyden Söhne Arkadius und Honorius, wovon der erstere zu Rom, der andere aber zu Konstantinopel regierte. So entstanden aus der großen römischen Monarchie zwey Kaiserthümer, das abendländische und morgenländische; welche aber beyde mit der Zeit immer schwächer und ohnmächtiger, und zuletzt gar eins nach dem andern von eindringenden fremden Völkern erobert und zernichtet wurden.

Das abendländische, wovon Rom die Hauptstadt war, erfuhr dies klägliche Schicksal zuerst. Denn die Vandalen, Gothen, Franken und andere mehr, lauter barbarische und wilde, aber tapfere Völker, die aus den Ländern, die jetzt Deutschland, Pohlen, Schwe-

*) Diese Länder hießen damals Gallien, Brittannien, Germanien u. s. w.

Schweden und Rußland heißen, auswanderten, fielen in großen Haufen in das römische Reich, bekriegten es, und eroberten einen Theil nach dem andern davon, worin sie sich niederließen, und eigene Königreiche aufrichteten. So entstand England, welches die Angelsachsen einnahmen; Frankreich, wo die Franken festen Fuß setzten; Spanien, welches eine Beute der Vandalen und Westgothen ward. Und selbst Rom wurde zuletzt von einem deutschen Feldherrn Odoazer, der den Kaiser Augustulus gefangen nahm und absetzte, sich aber zum römischen Könige erklärte, erobert, und hiemit dem abendländischen Kaiserthume, im Jahr 476, ein Ende gemacht.

Das morgenländische Kaiserthum hingegen, wovon Konstantinopel die Hauptstadt war, dauerte noch viele Jahrhunderte länger. Denn ob es gleich eben sowohl, als das abendländische, von barbarischen Völkern bekrieget, und insonderheit in seinen asiatischen Besitzungen durch die benachbarten Parther und Perser sehr beunruhigt und geschwächt wurde, so hatte es doch noch viele tapfere Kaiser, die sich dem gänzlichen Untergange muthig widersetzten, und ihr Reich einmal über das andere glücklich retteten, bis endlich die Türken, ein Volk, das aus Asien um die Gegend des kaspischen Meeres herstammt, und ursprünglich Scythen oder Tartarn sind, ihnen zu mächtig wurden, und nachdem sie schon fast alles, was noch den Kaisern in Asien und Afrika zugehört hatte, unter ihre Herrschaft gebracht, endlich auch Griechenland und Konstantinopel eroberten, und den letzten griechischen Kaiser, Konstantin den Eilften, ums Leben brachten. Dies geschah unter dem türkischen Sultan Mahomed oder Muhamed dem Zweyten 1459 nach Christi Geburt.

Ehe es aber mit diesem morgenländischen Kaiserthume

thume noch so weit kam, gingen indeß wichtige Veränderungen in dem schon zerstörten abendländischen vor. Das Reich des Odoazers währte nur siebzehn Jahre. Andere deutsche Völker, die Ostgothen, und nach ihnen die Longobarden, bemächtigten sich desselbigen, und setzten sich darin fest, wie denn die Longobarden Italien über zweyhundert Jahre besessen haben, bis ein König von Frankreich, oder wie man ihn damals nannte, ein fränkischer König, Pipinus, und vorzüglich sein Sohn, Karl der Große, sie daraus vertrieb, sich zum Könige von Italien, und endlich gar zum römischen Kaiser machte. Dieser eroberte auch ganz Deutschland und mehrere benachbarte Länder. Sein großes Reich aber wurde einige Zeit darnach unter seine drey Großsöhne vertheilt, so daß von nun an Italien, Frankreich und Deutschland beynahe fast immer von einander abgesondert blieben. Die Kaiserwürde hingegen blieb anfänglich nur bey Italien, aber ein deutscher König, Otto der Große, fand Gelegenheit, sich und seinen Nachkommen auch diese zuzueignen, und so entstand nunmehr das deutsche Kaiserthum im Jahr 962, dessen Kaiser zugleich den Titel als römische Kaiser seither geführet haben.

Indeß dieses vorging, hatte ein großer Stamm asiatischer Völker, die Slaven genannt, alle die Länder in Besitz genommen, welche jene deutschen Völker, die das vorige abendländische Kaiserthum überschwemmten und zerstörten, verlassen hatten. Und so entstanden die Reiche Rußland, Pohlen, Preußen und andere. In Rußland wurde zuerst berühmt, ein gewisser Rurik, von dem das Land den Namen bekommen haben soll. Er sowohl, als seine Nachkommen, führten anfänglich nur den Titel der Großfürsten. Lange nach ihm ward Wolodimir der Große sehr mäch-

mächtig. Er theilte aber das Reich unter seine zwölf Söhne, wodurch es in viele blutige Kriege verwickelt und so sehr zerrüttet wurde, daß es am Ende ein Raub der Tartarn ward, die es gegen zweyhundert Jahre in ihrer Gewalt behielten, bis Iwan Basilowitsch dies beschwerliche Joch abschüttelte, die Tartarn überwand, ihr Land nebst ganz Siberien sich unterwürfig machte, das russische Reich völlig wieder vereinigte, und nunmehr den Titel eines Zaars und Selbstherrschers aller Reußen annahm. Nach seinem Tode entstanden aufs Neue viele innerliche Unruhen, denen aber Michael Feodorowitsch, ein Fürst aus dem Hause Romanow, und Stammvater der jetzt noch regierenden russischen Monarchen, ein glückliches Ende machte. Unter seinen Nachfolgern ist insonderheit Peter Alexiewitsch, den man auch Peter den Ersten, und mit Recht den Großen nennt, berühmt. Er brachte sein Reich in den blühenden Zustand, in welchem man es jetzt täglich steigen siehet, eroberte Liefland und die benachbarten Provinzen, erbauete die Stadt St. Petersburg, wohin er seine Residenz verlegte, und nahm den Titel eines Kaisers an. Seine Gemahlin, Katharina die Erste, folgte ihm in der Regierung. Nach ihr regierte nur kurze Zeit Peter der Zweyte. Darauf erhielt Anna die Krone. Nach ihr folgte Elisabeth, darauf Peter der Dritte, nach dessen Tode Katharina die Zweyte, mit Recht die Große genannt, hierauf Paul der Erste, der aber nur vier Jahre und vier Monate regieret hat, und jetzo sein von allen Unterthanen fast angebeteter Sohn Alexander der Erste, dessen weise und gnädige Regierung der Allerhöchste bis zu den entferntesten Zeiten zum Glück und Heil dieser weitläuftigen Staaten erhalten wolle!

Andere

Andere Slaven veranlaßten die Gründung des pohlnischen Reichs, dessen Beherrscher Anfangs nur Herzöge hießen, und darunter einer Namens Piast der Erste gewesen seyn soll. Von seinen Nachfolgern nahm schon Boleslaus den königlichen Titel an, der aber in der Folge wieder aufgehoben wurde, bis ihn Premislaus aufs Neue behauptete, der sich 1295 feyerlich zum Könige krönen ließ. Einige Zeit darnach heirathete Jagello, ein Herzog von Litthauen, die pohlnische Königin Hedwig, und wurde selbst König von Pohlen unter dem Namen Uladislaus der Zweyte. Er vereinigte darauf sein Herzogthum Litthauen mit Pohlen. Diese Vereinigung aber wurde nachher zu verschiedenenmalen wieder gestöret, und erhielt nicht eher ihre Festigkeit und Dauer, als unter Sigismundus Augustus. Mit diesem starb aber auch der Jagellonische Stamm aus, und nun wurde Pohlen ein völliges Wahlreich, das ist ein solches Reich, welches seine Könige willkührlich wählet und wo keine Erbfolge mehr Statt hat; weswegen man auch anfing, es eine Republik zu nennen. Diese Veränderung aber gereichte Pohlen keinesweges zum Vortheil, sondern bewirkte vielmehr dessen nachherige Schwäche und Verfall. Seine letzten Könige sind gewesen: Augustus der Zweyte, ein Kurfürst von Sachsen; Augustus der Dritte, dessen Sohn; und Stanislaus Augustus, ein geborner Graf Ponjatowski, der bis 1794 regieret, aber viele Zerrüttungen seines Reichs und am Ende gar dessen völligen Untergang erlebt hat. Denn nicht nur schon einige Jahre vorher wurden beträchtliche Stücke von Pohlen abgerissen, sondern es wurde zuletzt das ganze noch übrige Königreich erobert, und von den Mächten Rußland, Oesterreich und Preußen, indem sie es unter sich theilten, auf ewig in Besitz genommen.

Sta-

Stanislaus zog in der Folge nach St. Petersburg, und starb daselbst 1798.

Das uns benachbarte Preußen war anfänglich nur mit gesetzlosen und rohen Völkern besetzt, deren Herkunft man mit Gewißheit nicht zu bestimmen weiß, und die mit den Pohlen in fast beständigen Kriegen lebten. Weswegen auch diese sich endlich genöthigt sahen, die deutschen Ordensritter wider sie zu Hülfe zu rufen. Dies waren Leute, die aus schwärmerischer und falscher Andacht sich mit einander verbunden, und es sich zur Pflicht gemacht hatten, heidnische Völker durch Gewalt der Waffen zu Christen zu machen. Sie kamen auch und bemächtigten sich nach einem funfzigjährigen Widerstande des ganzen Landes, worin ihre Ordensmeister über zweyhundert Jahre regierten. Dann aber geschahe es, daß die Preußen solcher Regierung überdrüßig wurden, und ein Theil derselben sich Pohlen unterwarf, der Ordensmeister hingegen mit dem andern Theile zufrieden bleiben mußte, welches er als ein weltlicher Herzog von Pohlen zum Lehn *) behielt. Unter seinen Nachfolgern aber bekam der Herzog Friedrich Wilhelm 1657 die völlige Souveränität, das ist, er wurde ganz unabhängig und sein eigener Herr, und sein Sohn Friedrich der Erste fügte 1700 aus eigner Gewalt die königliche Würde hinzu. Seitdem ist Preußen immer ein Königreich geblieben, und hat unter seinem kürzlich verstorbenen Könige, Friedrich dem Zweyten, durch Wiederforderung des vormals verlornen Theils von Preußen einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Ihm folgte Friedrich Wilhelm

*) Lehn ist ein Land, das man von einem andern Herrn bekommt, den man für seinen Oberherrn erkennen, und dem man dafür gewisse Dienste im Kriege leisten muß. So ist auch Kurland ein Lehn von Pohlen gewesen.

helm der Zweyte, und der jetzt regierende König heißt Friedrich Wilhelm der Dritte, der aber in dem letzten Kriege wider die Franzosen einen großen Theil seiner Länder eingebüßt hat.

So waren auch unsere Nachbarn jenseit der Ostsee, die Schweden sowohl, als die Dänen und Norweger, vormals sehr wilde und rohe, aber dabey immer streitbare und tapfere Völker, die mit den Deutschen einerley Abkunft gehabt, welches zum Theil noch ihre Sprache beweiset. Von undenklichen Zeiten her haben sich diese in dem Besitz ihres Vaterlandes ununterbrochen behauptet, wohl aber bisweilen fürchterliche Streifereyen aus demselben in andere Länder unternommen. Wie denn die Normänner von da her England, Frankreich, und sogar Italien, auf das Schrecklichste heimgesucht, und ganze Provinzen darin sich unterwürfig gemacht haben. Sie waren nicht immer getrennte und unter eigenen Königen stehende Völker, sondern oftmals hat nur ein einziger über sie geherrscht, welches zuletzt auch von Christian dem Zweyten, von dessen Stamm die jetzigen Könige von Dännemark herkommen, geschehen ist, der wirklich alle drey Reiche, Schweden, Norwegen und Dännemark, zusammen besessen hat. Aber schon zu seiner Zeit riß sich Schweden gänzlich los, und erwählte sich einen eigenen König, in der Person Gustavs Erichson, aus dem Hause Wasa, wornach es nie wieder mit Dännemark vereiniget worden. Unter dieses Gustavs Nachkommen ist vorzüglich Gustav Adolph berühmt geworden, der größte König, den Schweden je gehabt. Nach ihm erlangte Karl der Eilfte eine unumschränkte Gewalt, oder die Souveränität über das Land, die aber nach dem Tode seines Sohnes Karl des Zwölften wieder aufgehoben ward. Doch der letzt verstorbene König,

Gustav

Gustav der Dritte, hat solche auf gewisse Weise zum Heil seiner Unterthanen weislich wieder einzuführen gewußt. Sein Sohn, Gustav Adolph, verlor in einem unglücklichen Kriege ganz Finnland und seine deutschen Besitzlichkeiten, legte darauf 1809 die Krone nieder, und hatte seinen Oheim, Karl den Dreyzehnten, zum Nachfolger, der den 29sten Junii 1809 gekrönt wurde.

Unser geliebtes Vaterland dagegen, Kurland, und mit demselben Liefland, lebte vormals, von so kriegerischen und mächtigen Nachbarn umgeben, in der sorglosesten Unabhängigkeit, wiewohl es auch ihre Kriegsruthen öfters genug mag gefühlt haben. Die alten Einwohner desselben waren eben so, wie ihre Nachbarn, und wie die mehresten Völker derselben Zeit, äußerst roh und unwissend, und man weiß nicht einmal zuverlässig, ob sie ihre eigene Könige gehabt haben. Bis endlich 1158 eine Gesellschaft von Kaufleuten aus Bremen, auf ihrer Seereise nach Schweden, von widrigen Winden und Stürmen genöthigt, in die Mündung der Düna einliefen, woselbst sie mit den Landeseinwohnern, die dort Liewen hießen, einen Handel anfingen. Sie wiederholten diesen Handel, weil sie ihn einträglich fanden, einige Jahre. Darauf legten sie an der Düna ein Vorrathshaus an, worin sie ihre erhandelten Waaren absetzten, und das die Liewen Ukskull nannten. Aus diesem Hause wurde mit der Zeit eine Festung, in welche sich verschiedene wohnhaft niederließen. Endlich holte man auch einen Augustiner-Mönch aus Deutschland, mit Namen Meinhard, der sich Mühe gab, die dasigen Heiden zu bekehren. Weil aber dies Bekehrungswerk nicht so gut von statten gehen wollte, als man wünschte, so verfiel man auf den damals allgemein beliebten Einfall, einen geist-

 lichen

lichen Ritterorden zu errichten, der, nach Art des deutschen Ritterordens, sich beeifern sollte, das, was nicht mit Gutem Christ werden wollte, durch die Schärfe des Schwerdts dahin zu bewegen. Das geschah, und der Orden der Schwerdtbrüder wurde 1205 gestiftet, dessen erster Ordensmeister Vinno, oder Vinand von Rohrbach, hieß. Ihr Stifter war ein Bischof Albrecht, denn man hatte damals schon einen Bischof, auch war schon eine Kirche erbaut, welche auf Kerkholm, einer Insel in der Düna, stand. Kurz vorher, 1200, hatte dieser Bischof angefangen die Stadt Riga zu erbauen. Der Orden aber wurde nach fünf und dreyßig Jahren, vermuthlich weil er sich zu schwach fand, mit dem deutschen Orden, der damals Preußen schon inne hatte, vereinigt, nannte sich jetzt den Kreuzritter-Orden, und vollzog in dieser Vereinigung sein Gelübde so tapfer, daß er endlich das ganze Liev- und Kurland siegreich eroberte und bekehrte. Nachher wurden mehrere Bischofthümer und zu Riga gar ein Erzbisthum errichtet, man erbauete Städte und Schlösser, die alle theils den Bischöfen, theils dem Orden unterworfen wurden, und theilte das ganze übrige eroberte Land unter sich, welches man nachher an verschiedene Weltliche von Adel verlehnte.

So wurde Kurland und Lievland ein ordentlich beherrschtes Land, und in dieser Verfassung blieb es über dreyhundert Jahre, bis 1561, während welcher Zeit es manche Händel zwischen den Bischöfen und dem Orden, und insonderheit viele verderbliche Kriege mit den Nachbarn, aber auch manche ruhige und glückliche Zeiten erlebt hatte, wie z. E. unter dem Ordensmeister Walther von Plettenberg, der seine Regierung durch einen funfzigjährigen Frieden und durch viele andere sein Land beglückende Thaten auszeichnete.

Nach

Nach Verfließung dieses funfzigjährigen Friedens aber kam nunmehr der Krieg, und mit demselben alles nur ersinnliche Elend, Jammer und Schrecken, über unser verwöhntes Vaterland mit Haufen, welches der russische Zaar Iwan Basilowitsch darin überall verbreitete, wodurch nicht nur das Land sehr entvölkert, sondern vorzüglich der Orden so geschwächt wurde, daß der letzte Ordensmeister, Gotthard Kettler, sich genöthigt sahe, seine Zuflucht zu Pohlen zu nehmen, und, nach Art der preußischen Herzöge, mit dem Könige Sigismundus Augustus den Vertrag zu schließen, daß Pohlen ganz Liefland zu ewigen Zeiten erb- und eigenthümlich behalten, er aber Kurland und Semgallen, als ein weltlicher Herzog, von Pohlen zu Lehn nehmen, jedoch für sich und seine Nachkommen erblich besitzen sollte.

Auf diese Art nahm die Herrschaft der Kreuzritter ein Ende, und Kurland wurde von Liefland auf immer getrennt, und hatte von nun an seine eigene Herzöge, die sich als Vasallen von der damals schon errichteten Republik Pohlen ansehen mußten. Liefland ward einige Zeit darnach, nämlich 1660, vom Könige von Schweden, Karl Gustav, erobert und zu einer schwedischen Provinz gemacht; 1709 aber wiederum vom russischen Kaiser, Peter dem Ersten, den Schweden weggenommen, und dem russischen Reiche einverleibet, in welchem Zustande es noch bis jetzt ununterbrochen Friede und Wohlseyn genießt. Der erste Herzog von Kurland hingegen, Gotthard, brachte nicht nur unser Vaterland mit Hülfe Pohlens völlig zur Ruhe, sondern machte auch viele herrliche Anstalten zum Wohl desselben, begabte das Land mit heilsamen Gesetzen und Privilegien, erbaute einige siebenzig Kirchen, errichtete und fundirte sehr viele Pastorathe und

Schu-

Schulen, legte die Stadt Bauske an, und wurde überhaupt der Schöpfer und Stifter unsers ganzen nachfolgenden Glücks und Wohlergehns, wofür uns ewig sein Andenken im Segen bleiben müsse! Er hinterließ zwey Söhne, Friedrich und Wilhelm, die sich in das Herzogthum theilten, und wovon der erstere Semgallen und darin Mitau zu seiner Residenz behielt; der andere aber Kurland nahm und zu Goldingen residirte. Die Regierung des letztern aber währte nicht lange, weil er, einiger Versehen wegen, von Pohlen abgesetzt und des Lehns verlustig erklärt wurde, wodurch Friedrich wieder das ganze Herzogthum in Besitz bekam, welcher auch Neustädtchen erbaute, so nachher von dessen nachgelassenen Wittwe Friedrichsstadt genannt wurde. Nach seinem Tode kam der Sohn seines Bruders Wilhelm, weil er selbst keine männlichen Erben mehr lebend hatte, zur Regierung. Dies war Herzog Jakobus, der Jakobstadt erbauet hat, und zu dessen Zeiten Kurland im größten Flore gestanden; denn er war vorzüglich darauf bedacht, es durch den Handel zu bereichern, weswegen er nicht nur selbst eigene Schiffe gehalten, sondern auch, zum Besten seiner Unterthanen, verschiedene Handlungsverträge mit Frankreich und England geschlossen, und andere vortheilhafte Anstalten mehr getroffen hat. Er besaß auch die Insel Tabago in Amerika, und war mit des Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm des Großen, Schwester verheirathet. Ihm widerfuhr aber 1658, zur Zeit des Krieges, den der König von Schweden, Karl Gustav, mit Pohlen führte, das Unglück, daß er, auf Befehl dieses Königs, mit seinem ganzen fürstlichen Hause, in der Nacht unversehens gefangen genommen und nach Narva geführt wurde, von wo er erst nach geschlossenem Frieden 1660 zurück-

zurückkommen konnte. Er starb 1682, und sein Sohn, Friedrich Kasimir, bestieg nach ihm den Fürstenstuhl, welcher bis 1698 lebte, und nur einen fünfjährigen Prinzen, Friedrich Wilhelm, hinterließ. Diesen nahm seine Mutter mit nach Deutschland, um ihn daselbst zu erziehen, und sein Vaterbruder, Ferdinand, führte indeß als Vormund im Lande die Regierung. Als Friedrich Wilhelm das regierungsfähige Alter erreicht hatte, begab er sich selbst 1710 nach Kurland, und heirathete zu St. Petersburg die russisch-kaiserliche Prinzessin Anna, starb aber noch auf der Rückreise 1711. Seine verwittwete junge Gemahlin kam darauf nach Mitau, und Ferdinand ward, jedoch nach vielen Streitigkeiten, regierender Herzog, empfing aber erst 1731 das Lehn, nachdem schon die Herzogin Anna 1730 Kaiserin von Rußland geworden war.

Bey seinem Tode, der 1737 erfolgte, starb mit ihm zugleich der Kettlerische Fürstenstamm völlig aus, und die kurischen Stände wählten sich nunmehr, in der Person des Grafen und russisch-kaiserlichen Oberkammerherrn, Ernst Johann von Biron, einen neuen Herzog, der, nachdem er 1740 von der Kaiserin Anna, bey ihrem Ableben, zum Regenten von Rußland ernannt worden, bald darauf von seinen Feinden gestürzt, und nach Jareslow in die Gefangenschaft gesetzt wurde, wodurch das Herzogthum einige Jahre nicht nur ohne Herzog blieb, sondern sogar von Rußland in Sequester *) behalten wurde. Bis endlich 1758 die Landesstände, mit Genehmigung Rußlands und der Republik Pohlen, einen andern Herzog wählten,

*) Das heißt, die herzoglichen Güter wurden gleichsam zu Pfand genommen, für die großen Geldforderungen, die man an den Herzog machte.

ten, nämlich den königlich-pohlnischen und churfächsischen Prinzen Karl, der auch 1759 das Lehn empfing und das Herzogthum wirklich in Besitz nahm, aber 1763 wieder räumen mußte, weil Ernst Johann nicht nur in Freyheit kam, sondern auch, mit Hülfe der russischen Kaiserin Katharina der Zweyten, sein Recht auf Kurland behauptete, und als ein rechtmäßiger Herzog seinen Einzug feyerlich in Mitau hielt. Er legte darauf 1769 die Regierung nieder, und übergab sie seinem ältesten Prinzen Peter, starb aber 1772. Dieser Herzog Peter hat uns ein noch nicht genug erkanntes Geschenk mit dem vortrefflich eingerichteten akademischen Gymnasio gemacht, welches er 1772 zu Mitau stiftete. Seine Regierung aber währte nur bis zur gänzlichen Auflösung Pohlens, davon Kurland bisher ein Lehn gewesen war, auf dessen Besitz er nunmehr für gut hielt, Verzicht zu thun. Unser dadurch verwaistes Vaterland hingegen unterwarf sich dem mächtigen Schutze und weisen Zepter der großen Beherrscherin Rußlands, Katharina der Zweyten, die auch die Großmuth hatte, solches 1795 ihren Staaten einzuverleiben und für eine Provinz derselben auf immer zu erklären. Von der Zeit an sind wir nun beglückte Mitgenossen des Ruhms und der Wohlfahrt dieser großen Monarchie; Herzog Peter aber zog nach seinem erkauften Fürstenthum Sagan in Schlesien, wo er 1800 starb.

Kurzgefaßte Religionsgeschichte.

Gott ist allerdings unendlich anbetens- verehrens- und hochachtungswürdig; denn ist er nicht der über alles erhabene, der allmächtige, allweise und allgütige Schöpfer, Herr und Regierer der ganzen Welt? Wer kann die Größe, Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit seiner göttlichen Werke, wer die Welt, und alles was darinnen ist, aufmerksam betrachten, ohne mit Erstaunen und tiefster Ehrfurcht zu bekennen: Herr! du bist würdig, zu nehmen Dank und Preis und Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit! Aber daß Gott Anbetung und Verehrung von seinen vernünftigen Geschöpfen so dringend fordere, daß er sie ihnen zu einem unverbrüchlichen Gesetz gemacht, und ihnen sogar eine eigene und besondere Art dieser Anbetung und Verehrung, bey Verlust ihrer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit, vorgeschrieben haben sollte, das läßt sich von Gott nicht denken, ohne ihn zu erniedrigen. Und dennoch hat es Menschen gegeben und giebt dergleichen noch jetzt, die sich nicht scheuen, ihre Religion lediglich dafür anzusehen. Nein, nicht Ehrgeiz, sondern Liebe und Güte hat ihn bewogen, uns eine Religion zu geben. Und unsere Religion ist nichts anders, als eine göttliche Vorschrift und Anweisung, wie wir zeitlich und ewig glücklich werden sollen; und wenn die Verehrung Gottes *) darin gelehret wird, so geschieht das

*) Die doch nur in Liebe, Vertrauen und Gehorsam, nicht aber in Kniebeugen und Anbeten bestehen soll.

das nur deswegen, weil diese Verehrung gleichfalls ein Mittel zu unserer Glückseligkeit ist. Eigentlich sollte also auch nur eine einzige Religion in der Welt zu finden seyn. Es giebt aber deren, leider! fast so viele, als es Länder und Reiche in der Welt giebt. Da hat man nämlich Christen, Juden, Türken, Heiden, und von diesen wieder unzählige Unterarten: Lutheraner, Reformirten, Katholiken, Armenianer, Quäker, Mennonisten, Sozinianer und viele mehrere, welches alles Religionssekten sind, die bisweilen himmelweit in ihren Lehren, Vorschriften und Gebräuchen von einander abgehen. Was von diesen zu halten, und woher sie entstanden, wollen wir jetzt so kurz als möglich anmerken.

Als Gott das erste Paar Menschen geschaffen hatte, gab er ihnen sogleich eine Anweisung zur Glückseligkeit. Denn was sind jene Worte anders: Du sollt essen von allerley Bäumen im Garten, aber von dem Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses sollt du nicht essen, denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben; wie, nach dem Bericht Mosis, Gott zu Adam und Eva geredet haben soll. Das war also ihre Religion, die freylich noch sehr einfach war, aber nach dem damaligen Zustande ihrer Bedürfnisse und Einsichten auch nicht anders seyn konnte. Sobald sie aber diese göttliche Anweisung übertraten, und dadurch den Grund zu ihrem nachherigen Sündenelende wirklich legten, fügte Gott noch mehrere hinzu, und machte ihnen auch den Trost bekannt, daß er beschlossen habe, sie erlösen zu lassen. Nachher hat er vermuthlich von Zeit zu Zeit solchen Unterricht bey ihnen fortgesetzt, denn man siehet schon die Söhne Adams, Kain und Abel, opfern, welches sie doch wohl nicht so leicht aus eigener Erfindung gethan

hätten,

hätten, sondern das ihnen von Gott muß angewiesen worden seyn. Die Worte Mosis: Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen, und zog sie ihnen an; scheinen auch solches zu bestätigen. Denn diese Felle sind doch wohl von getödteten Thieren, und was hindert uns zu glauben, daß Gott ihnen befohlen habe, diese Thiere zu opfern.

So war die Religion der ersten Menschen beschaffen, die unmittelbar von Gott kam, da er zuweilen ihnen erschien*) und sie belehrte. Als sie aber anfingen sich merklich zu vermehren, hörte dieser unmittelbare Unterricht Gottes auf, und er bestellte gewisse Personen, die in seinem Namen predigen mußten. Ein solcher Prediger, und vielleicht der erste in der Welt, war Enos um das Jahr 236, und nach ihm die übrigen Patriarchen bis auf Noah. Diejenigen nun, die sich durch diese Prediger belehren ließen, nennt die Schrift Kinder Gottes, und die andern nur Kinder der Menschen. Ein unüberwindlicher Hang aber zur Zügellosigkeit machte, daß von den erstern, kurz vor der Sündfluth, außer Noah und seinen Söhnen, keiner mehr übrig war, weswegen auch Gott dies unartige und boshafte Menschengeschlecht in der Sündfluth umkommen ließ.

Nach der Sündfluth erschien Gott dem Noah, der mit seinen Söhnen und deren Weibern allein beym Leben erhalten worden, und vermehrte seine Religion durch neue Lehren, die auch Noah seinen Nachkommen getreulich beybrachte. Es währte aber nicht lange, besonders als die Menschen anfingen sich zu zerstreuen, und

*) Daß Gott den Menschen erscheinen könne, wenn er es wolle, wird wohl keiner bezweifeln; und daß er es in jenen uralten Zeiten wirklich gethan habe, erzählt die Bibel, der wir es aus Ehrfurcht glauben. Jetzt geschieht das niemals mehr.

und in verschiedenen von einander entlegenen Gegenden zu wohnen, so artete diese Religion in Aberglauben und Thorheit aus. Man vergaß allmählig den lebendigen Gott, und verfiel am Ende, da man doch ohne Begriff von einem Gott nicht seyn konnte, auf den Unsinn, Sonne, Mond und Sterne, große Steine, Bäume, Thiere und andere wunderbar scheinende Dinge, ja, auch außerordentliche und wohlthätige Menschen, für Götter zu halten, die man anbetete, und durch Altäre und Opfer verehrte. So entstand die Abgötterey, eine Religion, die die Menschen sich selbst erdachten, und nach ihren Lüsten und thörigten Einfällen willkührlich einrichteten. Die wahre von Gott selbst gelehrte und geoffenbarte Religion wurde dadurch immer mehr und mehr verdrängt, und nur hin und wieder bey sehr wenigen Menschen erhalten; wiewohl auch diese sie oft genug durch Aberglauben verunstalteten.

Unter solchen seltenen Anbetern des wahren Gottes ist in der Bibel besonders Abraham merkwürdig. Diesem Stamm- und Urvater der Juden erschien Gott im Jahre der Welt 2082, befahl ihm in das Land Kanaan*) zu ziehen, ermahnte ihn zur Frömmigkeit, und gab ihm die Verheißung, daß in seinem Samen (das ist: in seinen Nachkommen) alle Geschlechter der Erde sollten gesegnet werden, welches doch wohl unfehlbar eine, obgleich noch dunkle, Verkündigung des aus seinen Nachkommen entspringenden Erlösers der Menschen gewesen ist. Gott machte auch nachher mit ihm einen Bund zur Bestätigung solcher Verheißung, und

*) Ein Land, welches in Asien am mittelländischen Meere gelegen, und jetzt unter türkischer Botmäßigkeit ist. Es hieß nachher das gelobte Land, das jüdische Land, und zuletzt Palästina.

und befahl ihm, zum Zeichen desselben, sich und alle seine Nachkommen männlichen Geschlechts zu beschneiden. Seinem Sohne Isaak und Großsohne Jakob wiederholte Gott diese Verheißung, und fügte es darnach durch mancherley Umstände, daß Jakob, der auch den Namen Israel bekommen hatte, mit seinen zwölf Söhnen und übrigen Kindern und Kindeskindern, an der Zahl siebenzig, von Kanaan aus nach Egypten reisen mußte, wo sie sich erstaunlich vermehrten und über zweyhundert Jahre wohnen blieben. Dies sind die sogenannten Kinder Israel, oder Juden, deren Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag in der ganzen Welt zerstreut vorhanden sind.

In Egypten lebten die Juden Anfangs ruhig, sie nährten sich von der Viehzucht, und blieben der Religion ihrer Väter so ziemlich getreu. Aber mit der Zeit vergaßen auch sie, durch die greuliche Abgötterey der Egypter angesteckt und verführet, des wahren Gottes, so daß ihre Religion fast gänzlich erlosch, vorzüglich zuletzt, da sie von den egyptischen Königen, die damals Pharao genannt wurden, erstaunlich gedrängt, verfolgt und zu den härtesten Arbeiten gezwungen wurden. Dieser Verfall der Nachkommen Abrahams jammerte Gott. Deswegen erweckte er 2500 einen jüdischen Mann, mit Namen Moses, der sie aus Egypten führen, und nachdem er sie aus der Knechtschaft erlöset hatte, in der Religion des wahren Gottes wieder unterrichten mußte. Er war an dem Hofe des Königs Pharao in allen damals erfundenen gelehrten Kenntnissen und Wissenschaften erzogen, hatte aber, weil er im Eifer über die unmenschliche Bedrückung seiner Stammbrüder einen Egypter erschlagen, das Land verlassen müssen, und wohnte in Midian. Daselbst erschien ihm Gott, und befahl ihm, wieder nach Egypten

ten zu gehen, und von Pharao die Loslassung der Israeliten zu verlangen. Weil nun Pharao, aus Beysorge durch den Verlust einer so großen Menge Volks sein Land zu entvölkern, in diese Loslassung nicht willigen wollte, so verrichtete Moses, auf Befehl Gottes, zehn nie gesehene, erstaunliche Thaten, die die Bibel Wunder nennt, und die beweisen sollten, daß ihn Gott gesandt habe. Das letzte von diesen Wundern bestand darin, daß in ganz Egypten alle Erstgeborne in einer Nacht starben, nur von den Kindern Israel starb kein Einziger, so wie es ihnen Gott durch Mosen hatte versichern lassen, unter der Bedingung, daß ein jeder Hausvater von ihnen ein Lamm schlachten, ganz braten und mit den Seinigen verzehren, mit dem Blute desselben aber seine Thürpfosten bestreichen sollte. Eine Handlung, die nachher, unter dem Namen des Osterlammes, ein wichtiger Religionsgebrauch bey den Juden ward und verblieb.

Dieses allgemeine Sterben erregte allgemeine Verzweiflung, und Pharao trieb nunmehr selbst die Juden aus seinem Lande, die auch unverzüglich, sechshunderttausend Mann stark, ohne Weiber und Kinder, auszogen, und von Mosen durch Arabien nach Kanaan geführet wurden. Sie kamen aber nicht sogleich dahin, obgleich Kanaan eben nicht weit von Egypten entfernt war. Sondern es gefiel Gott, sie vierzig Jahre lang unterwegs aufzuhalten, in welcher Zeit er vorzüglich ihre nachherige Religion vollkommen gründete. Denn als sie zu dem Berge Sinai in der Wüste Arabiens gekommen waren, erschien Gott dem ganzen daselbst versammelten Volke auf das Feyerlichste, forderte Mosen vor aller Augen zu sich auf den Berg, unterredete sich mit ihm laut, und gab ihm nicht nur die Tafeln der zehn Gebote, sondern verordnete auch allerley

Reli-

Religionsgebräuche, den Bau der Stiftshütte *), die Bestellung der Priesterschaft und mehrere andere heilsame Einrichtungen und Gesetze, wodurch die Juden nunmehr ein regelmäßig eingerichtetes Volk wurden, deren Religion Ordnung, Weisheit und Festigkeit hatte, in so weit es nämlich nach der damaligen Beschaffenheit der Zeit, der Umstände, des menschlichen Erkenntnisses und ihrer Bedürfnisse, nöthig und möglich war, wobey immer der Begriff von einem kommenden Erlöser der Menschen obwaltete, den man bald darauf anfing den Messias, das heißt: einen Gesalbten, zu nennen. Moses mußte auch dieses alles zu einer ewigen Richtschnur für die Nachwelt aufschreiben, woraus die fünf Bücher Moses entstanden sind, die wir noch in der Bibel haben, und worin das bisher Erzählte weitläuftiger ausgeführt steht.

Dies war also die weltbekannte Religion der Juden, die von den Kirchenlehrern die rechtgläubige des alten Testaments oder des alten Bundes genannt wird, weil sie eigentlich nach dem Willen Gottes, nur in der alten Zeit, bis zur Ankunft des Messias währen und eine Gültigkeit haben sollte. Dagegen lebten die andern Völker des Erdbodens entweder in der äußersten Blindheit und Unwissenheit, oder sie waren dem Aberglauben und der unsinnigsten Abgötterey ergeben. Man hatte sich nämlich allerley Götzenbilder geschnitzt, und brachte ihnen nicht nur Thiere, sondern auch Menschen, und manche Eltern sogar ihre Kinder zum Opfer. Man verfiel auf Zauberey und Geisterbeschwörung; man wollte aus allerley Zeichen, aus dem Geschrey der Vögel,

*) Dies war ein Gebäude, darin der jüdische Gottesdienst abgewartet werden mußte, und welches die Juden auf ihrem Zuge mit sich führten, und, wo sie still lagen, aufschlagen mußten.

Vögel, aus dem Eingeweide der Opferthiere zukünftige Dinge weissagen; man fing an, sich vor Gespenstern und Erscheinungen zu fürchten; und dabey erdichtete man sich eine so ungeheure Menge von Göttern, von guten und bösen Geistern, von Engeln und Teufeln, denen man eine Wirkung auf die Welt zuschrieb, daß fast kein Baum, kein Stein und kein Thier war, worin man nicht irgend eine solche Gottheit zu finden glaubte. Das kam daher, der menschliche Verstand war noch in seiner Kindheit, und Künste und Wissenschaften waren noch zu unvollkommen, als daß man den Betrug der Pfaffen, die jene Thorheiten zu ihrem Vortheile erfanden, hätte entdecken und Wahrheit von Lügen gehörig unterscheiden können.

Voll solchen Unsinns war insonderheit Egypten, wo ihn die Griechen lernten, die nachher wieder Lehrmeister der Römer wurden, so daß zuletzt die ganze Welt damit bethöret ward, wobey Jedermann, nach seinen Begierden, sich allen Lastern ungestraft ergab. Am allerärgsten unter allen aber müssen es doch wohl die Kananiter gemacht haben, deren Land die Juden unter Josua, der nach dem Tode Mosis ihr Anführer geworden war, eroberten, und als ein Eigenthum in Besitz nahmen; denn Gott hatte ihnen dies nicht nur erlaubt, sondern zugleich befohlen, alle Kananiter auszurotten. Indessen waren die Juden nicht viel besser. Ihre Religion, so vortrefflich sie auch war, und so sehr sich Gott in den Vorschriften derselben, so viel es nur immer mit seiner Wahrheit bestehen konnte, bis zu ihren irrigen Begriffen, herunter gelassen hatte, war doch nicht vermögend, sie von ihrem Aberglauben und von dem Hange zur Abgötterey, den sie in Egypten eingesogen hatten, völlig zu heilen. Sie fielen einmal über das andere in den Unsinn der Heiden zurück,

und

und opferten todten Götzen, hauptsächlich zur Zeit ihrer Könige. Weswegen auch Gott genöthigt war, sie oft mit fürchterlichen Strafen heim zu suchen, und zuletzt gar ihrem Reiche ein Ende zu machen, ihren Tempel *) zu zerstören, und sie selbst siebenzig Jahre lang mit der babylonischen Gefangenschaft zu züchtigen. Er hatte ihnen dies durch seine Propheten vorher androhen lassen, die er von Zeit zu Zeit unter sie gesandt, und die dies böse und halsstarrige Volk warnen, ihnen ihre Thorheiten vorhalten, und sie zur Buße und Besserung ermahnen mußten. Eine Gnade, die er ihnen auch noch zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft erwies, da er sie zugleich mit der Verheißung der nunmehr baldigen Ankunft des Messias trösten ließ, welchen die Propheten jetzt anfingen so deutlich zu beschreiben, daß es beynahe unmöglich ward, ihn bey seiner Ankunft zu verkennen. Wir haben die Schriften der meisten von diesen Propheten noch in der Bibel, in welchen das Geschlecht des Messias, die Zeit und der Ort seiner Geburt, sein Amt, seine Verrichtungen und seine Schicksale, zum voraus verkündigt stehen, und wo beynahe deutlich gesagt wird, daß er kommen würde, nicht nur die Welt von ihren Sünden zu erlösen, sondern auch, die bisherige jüdische Religion gänzlich aufzuheben, und an deren Stelle eine neue, dem aufgeklärteren menschlichen Verstande mehr angemessene, Religion zu lehren und einzuführen.

Diese Ermahnungen und Verheißungen der Propheten, verbunden mit dem Drucke, den die Juden in der Gefangenschaft erlitten, wirkten denn endlich einen wahren

*) Ein großes Gebäude in der Hauptstadt des jüdischen Landes, welches, anstatt der vormaligen Stiftshütte, zum Gottesdienste und zum Opfern bestimmt war.

wahren Abscheu wieder die Abgötterey in ihnen. Und als sie Gott in ihr Land zurückführte, wo sie einen neuen Tempel bauten, findet man nicht mehr, daß sie je sich derselben wieder schuldig gemacht hätten, sie verfielen aber in einen andern entgegengesetzten Fehler. Sie wurden nunmehr gar zu fromm, und fingen an, ihre Religion durch Menschensatzungen und selbsterwählte Heiligkeit zu verunstalten. Es entstanden Religionsstreitigkeiten und Sekten unter ihnen, als: Phariſäer, Saducäer, Essäer und mehrere, davon eine immer frömmer, als die andere, seyn wollte. In der That aber bestand diese ihre Frömmigkeit nur in äußerlichen Religionsübungen und Andächteleyen, wobey sich ihr Herz alle Laster und Ungerechtigkeiten erlaubte, so daß das Verderben der jüdischen Nation jetzt aufs Höchste stieg. Ueberdem war auch ihre Staats- und Regierungsverfassung nicht die beste. Sie hatten keine Könige mehr, und Gott ließ sie bald von einem, bald von dem andern Nachbarn bekriegen, und unters Joch werfen; bis zuletzt die Römer sie überwanden, und ihr Land zu einer römischen Provinz machten, worüber sie einen heidnischen Landpfleger oder Gouverneur setzten. Nun waren die Juden aufs Aeußerste gebracht, und da indeß die von den Propheten bezeichnete Zeit des Messias heranrückte, und die Juden, durch ihre Religionsstreitigkeiten verführt, sich denselben als einen weltlichen König und Erlöser vorstellten, so wurde ihr Verlangen nach ihm jetzt brennend heiß. Und siehe, endlich erbarmte sich Gott, und sandte denselben in die Welt. Er kam aber nicht in königlicher Gestalt und Hoheit, sondern niedrig und arm. Und deswegen wollten ihn die Juden nicht erkennen, sondern verachteten und verwarfen ihn.

Er ward zu Bethlehem, einer kleinen Stadt in Judäa,

Judäa, um das Jahr 3983 von einer armen jüdischen Jungfrau geboren, die Maria hieß und aus dem Stamme Davids war. Seine Geburt wurde von Gott durch manche wundervolle Begebenheit verherrlicht, woraus die Welt erkennen sollte, daß dies Kind kein gewöhnliches Menschenkind, sondern etwas ganz Außerordentliches und Heiliges sey. Seine Mutter war eine Jungfrau, und nur mit Joseph, einem Zimmermann, verlobt. Ihr hatte es Gott in einer Erscheinung bekannt gemacht, daß sie durch ein göttliches Wunder gebären sollte, dabey hatte er ihr befehlen lassen, daß sie ihr Kind Jesus, das heißt: einen Seligmacher, nennen sollte. Als nun Jesus geboren war, erfolgte wiederum eine göttliche Erscheinung, die einigen Hirten auf dem Felde den Bericht ertheilte, daß jetzt der Heiland geboren sey. Diese Hirten kamen nach Bethlehem und verkündigten, was sie gesehen und gehört hatten, der ganzen Stadt. Bald darauf kamen auch einige Gelehrte und fromme Männer aus Arabien, die dort in ihrem Lande eine andere Erscheinung gehabt hatten, und suchten den neugebornen König der Juden. Dies alles machte Anfangs ein nicht geringes Aufsehen, welches aber bald verschwand, weil Jesus in der Folge ohne Geräusch auferzogen wurde und bis ins dreyßigste Jahr stille lebte.

Nunmehr aber fing er an, sich als den verheißenen Messias und Erlöser der Welt öffentlich zu zeigen. Er ging zu Johannes, der, auf göttlichen Befehl, ein halbes Jahr vorher in der Gegend des Jordans*) predigte, und die Juden ermahnte, ihren Messias zu empfangen, und ließ sich von ihm taufen. Alsdann wandelte er in ganz Judäa umher, lehrte und predigte allent-

*) Das war ein Fluß im jüdischen Lande.

allenthalben unermüdet, und that die größten und herrlichsten Wunder, wodurch er bewies, daß er der Messias sey, den Gott habe senden wollen. Der Hauptinhalt seiner Lehre war: alle Welt sollte an ihn glauben, von nun an alle Sünden verabscheuen und meiden, und sich ganz der Tugend ergeben. Dabey entdeckte und tadelte er, ohne Ansehen der Person, die zeither verübten Laster und Ungerechtigkeiten der Juden, und besonders die Heucheley der Pharisäer, auf das Eifrigste, wodurch er sich diese bald zu seinen abgesagten Feinden machte. Er bekam aber auch viele Anhänger und Freunde, welche die Göttlichkeit seiner Lehre und Wunderwerke erkannten, und ihn für ihren Erlöser willig annahmen. Darunter waren hauptsächlich siebenzig, die ihm allenthalben nachfolgten und sich seine Jünger oder Schüler nannten. Er erwählte auch andere zwölfe, die er eines ganz besondern Vertrauens würdigte, und vorzüglich unterrichtete, weil er sie zu Lehrern der Welt nach seinem Tode bestimmt hatte. Sie wurden nachgehends Apostel genannt, und ihre Namen sind: Petrus, Andreas, Jakobus Zebedäi Sohn, Johannes, Philippus, Bartholomäus, Thomas, Matthäus, Jakobus Alphäi Sohn, Taddäus, Simon, und Judas Ischarioth, welcher letztere aber ihn an die Juden verrieth und aus Verzweiflung darüber sich erhenkte, weswegen nachher in seine Stelle Matthias erwählt wurde.

Als nun Jesus so drey Jahre lang und darüber sein messianisches Lehramt treulich verwaltet hatte, konnten es seine Feinde nicht länger ausstehn, daß er im ganzen Lande ein so großes Aufsehen machte, und die Zahl seiner Anhänger und Gläubigen zusehens anwuchs. Sie verfielen deshalb auf den ruchlosen Einfall, ihn aus dem Wege zu räumen, und wo möglich,

als einen Aufwiegler und Missethäter, zu tödten. In der Absicht versuchten sie allerley Ränke und Künste der Arglist, aber vergebens, weil die göttliche Weisheit Jesu sie alle vereitelte. Endlich erkauften sie einen Jünger desselben, den oben genannten Judas Ischarioth, daß er ihnen seinen nächtlichen Aufenthalt entdecken mußte, und weil Jesus nunmehr für die Welt als ihr Erlöser leiden und sterben wollte, so ließ er sich freywillig von ihnen gefangen nehmen. Mit großem Frohlocken schleppten sie ihn nun vor ihren hohen Rath, der ihn auch ohne Umstände noch in derselben Nacht zum Tode verurtheilte. Weil aber die Juden unter der Bothmäßigkeit der Römer kein Todesurtheil mehr vollziehen durften, so führten sie ihn zu dem römischen Gouverneur, der damals Ponzius Pilatus hieß, und baten denselben, ihn hinrichten zu lassen. Pilatus aber, der die Unschuld Jesu kannte, und wohl wußte, daß die Juden nur aus Haß und Bosheit ihn getödtet wissen wollten, weigerte sich, es zu thun, und versuchte allerley Mittel, ihn zu retten. Es war aber alles umsonst, denn die Juden wurden nur noch erbitterter, fingen an ihn auf das Heftigste zu verklagen, und bald dieses, bald jenes Verbrechen ihm Schuld zu geben. Sie lärmten, sie schrien, sie forderten so ergrimmt: kreuzige, kreuzige ihn, daß Pilatus endlich, aus Furcht vor einem Aufruhr, sich genöthigt sahe, ihnen nachzugeben, und in seine Kreuzigung zu willigen, wobey er aber öffentlich bezeugte, daß er ihn unschuldig befunden habe.

Jesus wurde darauf, weil er ein Jude war, nach Art der Sklaven*), zuerst erbärmlich mit Ruthen gestri-

*) Die Kreuzigung war bey den Römern eine Todesstrafe des verworfensten Pöbels und der Sklaven, wobey diese allemal vorher, nach unserer Sprache zu reden, den Staubbesen bekamen.

strichen, und dann außerhalb der Stadt, auf dem gewöhnlichen Gerichtplatze, zwischen zwey Uebelthätern, die man bey dieser Gelegenheit mit hinrichtete, an ein Kreuz genagelt, überdem aber theils von den erbosten Juden, theils von den muthwilligen und mitleidslosen Soldaten, sowohl vor als bey der Hinrichtung, auf das Empfindlichste verspottet, gelästert und beleidiget. Denn sie spien ihm ins Angesicht, schlugen ihn mit Fäusten, hängten ihm aus Spott, weil er sich für einen König der Juden ausgegeben hätte, einen purpurrothen Mantel um, setzten ihm eine Krone von Dornen aufs Haupt, und gaben ihm ein Rohr statt des Zepters in die Hand, wobey sie sich vor ihm, als vor einem Könige, demüthigten, dann aber das Rohr nahmen und ihn damit schlugen, und so auf vielerley Art ihren grausamen Muthwillen an ihm verübten. Ja, die Juden lästerten und verspotteten ihn noch, als er schon blutend am Kreuze hing, indem sie sich in ihrer teuflischen Seele freuten, daß sie ihre Absicht, ihn zu tödten, erreicht hatten; bis endlich Jesus, aus Mattigkeit und Ohnmacht, gegen Abend am Kreuze seinen Geist aufgab.

Ein so jammervolles und trauriges Ende nahm der beste, größeste und heiligste aller Menschen, Jesus, den Gott selbst durch die herrlichsten Wunder für seinen Sohn erkläret, und zum Erlöser des menschlichen Geschlechts in die Welt gesandt hatte, auf den schon die Väter sehnlich gewartet hatten, und der jetzt, nach so vielen gnädigen Verheißungen Gottes, gekommen war, und bis an den letzten Hauch seines Lebens unermüdet gesucht hatte, das Heil der Menschen durch Lehre und Wohlthun zu befördern. Sein Leiden und Tod aber kam nicht von ungefähr; sondern dies war, nebst seiner Lehre, eben das Mittel, wodurch, nach dem

dem Rath Gottes, die sündigen Menschen erlöset werden mußten: denn Jesus litt für sie und um ihretwillen, wie solches die Propheten längst vorher verkündiget und angezeigt hatten. Er wußte auch selbst sein Schicksal zum voraus, und hatte es seinen Jüngern oft genug vorher gesagt; besonders, kurz vor dem Eintritte seiner Leiden. Denn da kam er noch den Abend vorher mit seinen Jüngern nach Jerusalem *), um daselbst in ihrer Gesellschaft, weil es eben Ostern war, das Osterlamm zu essen. Bey der Tafel war seine göttliche Seele voll von Todesgedanken, und die väterliche Liebe, mit welcher er seine Jünger liebte, bewog ihn, von nichts anderm, als von seinem jetzt bevorstehenden Ende mit ihnen zu reden. Er tröstete sie; er gab ihnen die liebreichsten Ermahnungen zur Treue und zur Standhaftigkeit im Glauben an ihn; er versicherte sie des Beystandes und der Liebe seines himmlischen Vaters; er versprach ihnen dabey nach seinem Tode den unmittelbaren Beystand des Geistes Gottes, der sie auf eine außerordentliche Art mit dem nöthigen Muthe, mit allen erforderlichen Kenntnissen, und sogar mit der Kraft, Kranke gesund zu machen und andere große Thaten zu thun, versehen würde, damit sie ihr Lehramt mit erwünschtem Fortgange und Segen führen möchten. Nach diesem allen stiftete er zu ihrem Troste, und zum Troste aller derer, die durch ihre Lehre inskünftige bis an der Welt Ende an ihn, als an ihren Erlöser, glauben würden, ein feyerliches Gedächtnißmahl seines Leidens und Todes, indem er Brod nahm, und es, nachdem er darüber gebetet hatte, ihnen zu essen gab, mit der Bedeutung, daß sie dabey an seinen Leib gedenken sollten, der eben jetzt getödtet werden würde;

*) Die Hauptstadt des jüdischen Landes.

würde; auch nahm er einen Becher Wein, betete gleichfalls darüber, und ließ alle davon trinken zur Erinnerung seines Blutes, das er nun bald zur Vergebung der Sünden vergießen wolle. Dabey befahl er, daß sie und alle Gläubigen diese Gedächtnißzeremonie beybehalten und, zur Befestigung ihres Glaubens an ihn, oft wiederholen sollten *), zuletzt betete er noch für sie und für alle seine künftigen Anhänger in den rührendsten Ausdrücken; und nachdem er so feyerlich Abschied genommen hatte, ging er willig und muthig den mörderischen Händen seiner Feinde und dem gewissen Tode entgegen.

Als Jesus am Kreuze gestorben war, nahmen ihn noch denselben Abend zween seiner Freunde, Joseph und Nikodemus, mit Vorwissen des römischen Gouverneurs, vom Kreuze, und begruben ihn in Josephs Grab. Gott aber konnte seinen Sohn nicht im Tode bleiben und verwesen lassen, er wollte auch beweisen, daß dieser gekreuzigte Jesus kein Betrüger gewesen, wofür ihn die Juden so gerne ausgegeben hätten, sondern daß er wirklich der Messias sey, den er in die Welt zu senden versprochen hatte, deswegen erweckte er ihn wieder vom Tode, und Jesus stieg lebendig und siegreich aus dem Grabe hervor, ließ sich darauf noch vierzig Tage lang zu verschiedenenmalen von seinen Jüngern sehen, wiederholte gegen sie seine Ermahnungen zur Treue, und sein Versprechen, den heiligen Geist zu senden; befahl ihnen noch zuletzt, in alle Welt zu gehen, alle Völker zu lehren, und alle, die an ihn glauben und seine Lehre annehmen würden, zu taufen

in

*) Dies ist das heilige Abendmahl, welches die Christen noch bis auf den heutigen Tag, zum Gedächtniß ihres für sie gekreuzigten Erlösers, feyern.

in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und fuhr endlich vor aller Augen sichtbar gen Himmel, woselbst er jetzt, zur Belohnung seiner messianischen Treue, von Gott, seinem Vater, erhöhet, über alles mit göttlicher Hoheit, Macht und Herrlichkeit herrschet und regieret in Ewigkeit. Wie solches alles in der Geschichte der vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes mit mehrerem angezeiget und gelehret ist.

Zwölf Tage darauf, als eben die Juden ihr Pfingstfest feyerten, erfuhren die Jünger die Wahrheit der Verheißung ihres verherrlichten Meisters. Sie empfingen den heiligen Geist, das heißt, sie wurden von Gott mit den zu ihrem Lehramte nöthigen Erkenntnissen und Wundergaben, auf eine ganz außerordentlich wundervolle Art, öffentlich ausgerüstet und erfüllet. Denn es entstand in dem Hause, wo sie versammlet waren, plötzlich ein Erdbeben mit gewaltigem Sturm und Gewitter, dessen herabfahrende Blitze einen jeden der Jünger Jesu berührte, worauf sie sogleich anfingen in allerley Sprachen ganz laut und ungescheut zu predigen, daß der gekreuzigte und auferstandene Jesus der Messias sey, dessen Lehre Jedermann annehmen und befolgen müsse. Ihre Predigten, von Wundern begleitet, waren auch so wirksam und überzeugend, daß noch an demselben Tage beynahe dreytausend Seelen zum Glauben an Jesum bekehret und getaufet wurden.

Von nun an wurde die Verkündigung und Ausbreitung der Religion Jesu eine Hauptbeschäftigung dieser Jünger. Nicht nur seine zwölf Vertraute, die nun Apostel hießen, sondern auch die übrigen siebenzig Jünger, gingen Anfangs in Judäa und nachher weiter in aller Welt umher, so wie es ihnen ihr Meister

ster befohlen hatte, und lehrten so unermüdet und mit so glücklichem Erfolge, daß bald ganz Judäa und alle herumliegende Länder mit Gläubigen angefüllt waren. Man bekehrte aber nicht bloß Juden, auch Heiden nahmen die Lehre Jesu an und ließen sich taufen. Insonderheit als ein jüdischer Mann, Namens Saul, sich zu den Aposteln gesellte, und eben so, wie sie, zu lehren anfing. Dieser war Anfangs ein großer Verfolger der Gläubigen; er wurde aber von Gott durch ein außerordentliches Wunder bekehret. Denn als er eben von Jerusalem, wo er schon viele Gläubigen seiner Wuth aufgeopfert hatte, nach Damaskus*) mit Vollmachtsbriefen vom jüdischen Rathe zu reisen, im Begriff war, um daselbst ebenfalls alles, was die Lehre Jesu bekannte, aufzusuchen und gefangen zu nehmen, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, daß er zur Erde stürzte, und eine Stimme rief ihm zu: Saul, Saul, was verfolgst du mich, ich bin Jesus, den du verfolgest. Von der Stunde an ging er blind nach Damaskus, und ließ sich daselbst taufen, wurde auch wieder sehend, und predigte nun mit so großem Eifer die Religion Jesu, daß er weit mehr, als die übrigen Apostel, zu ihrer Ausbreitung beytrug. Er predigte aber vorzüglich den Heiden, und legte viele Gemeinen unter ihnen an, schrieb auch viele Briefe an sie, davon wir noch vierzehn in der Bibel aufbehalten haben, die voll der herrlichsten Lehren sind. Seinen Namen Saul aber legte er ab, und hieß nunmehr Paulus.

Einen solchen gesegneten Anfang nahm die so göttliche als wohlthätige und vortreffliche Religion Jesu, deren

*) Eine große Stadt außerhalb Judäa, wo aber viele Juden wohnten.

deren Bekenner sich sehr bald Christen nannten, von dem griechischen Worte Christus, welches eben das bedeutet, als das hebräische Messias, daher ist auch Jesus Christus eben so viel, als Jesus der Messias. Die alte Religion der Juden aber, die bisher der gütige Gott aus Herablassung zu seinen unmündigen und unverständigen Menschenkindern, die noch zu sinnlich waren, um vernunftmäßiger unterrichtet werden zu können, ihnen gleichsam nur erlaubt hatte, hörte nunmehr auf, eine ihm gefällige Religion zu seyn, so wie es die Propheten vorher verkündiget und Jesus selbst gesaget hatte. Gott bezeugte auch sichtbar sein Mißfallen an derselben dadurch, daß er ungefähr vierzig Jahre nach der Himmelfahrt Jesu und zwey und siebenzig Jahre nach seiner Geburt den jüdischen Staat durch die Römer vertilgen ließ. Denn diese zerstörten und verbrannten Jerusalem und den Tempel darin, auch viele andere jüdische Städte, ermordeten viele hunderttausend Juden, und zerstreueten die übrigen in die ganze Welt, in welcher Zerstreuung sie noch bis auf den heutigen Tag leben.

Die Christen hingegen vermehrten sich von Tage zu Tage, und wurden in ein paar hundert Jahren so häufig, daß im ganzen römischen Reiche, und selbst bey den benachbarten wilden Völkern, manche heidnische Tempel leer standen, und die römischen Kaiser anfingen für ihre Sicherheit besorgt zu seyn: denn sie hielten die Christen für eine Sekte der ohne Aufhören wider sie rebellirenden Juden. Das kam daher, weil sowohl Jesus, als seine Apostel, Anfangs viele Nachsicht brauchen mußten, und nicht so gar strenge auf die Abschaffung der jüdischen Religionsgebräuche dringen konnten. Weswegen denn die meisten Christen, besonders diejenigen, welche von Geburt Juden gewesen waren,

waren, ihre alten Zeremonien, die jüdischen Feste, den Sabbath und die Beschneidung beybehielten. Allein zu ihrem größten Schaden: denn die Kaiser wurden hiedurch hintergangen, und begegneten Christen und Juden auf gleiche Weise. Ja sie gaben sogar zu verschiedenenmalen die strengsten Befehle, die Christen auszurotten, und durch Marter und Tod von ihrem Glauben abwendig zu machen. Wodurch denn sehr viele elend ums Leben kamen, oder doch gezwungen wurden, ihr Vaterland sammt Haab und Gut zu verlassen, und theils in die Wälder und Gebirge, theils in andere Länder zu fliehen. Man zählet zehn solcher großen und allgemeinen Verfolgungen der Christen; aber auch außerdem hatten die Christen sowohl von den Juden, die immer ihre abgesagten Feinde blieben, als auch von den Heiden, hin und wieder vieles zu leiden. Das ließ Gott aus Weisheit zu, denn dadurch wurden die Christen nicht nur in ihrem Glauben geprüfet und geläutert, sondern auch genöthiget, sich zu zerstreuen, und an aller Welt Ende die christliche Religion bekannt zu machen. Es wurden auch viele, die vielleicht sonst nie an die christliche Religion gedacht hätten, dadurch bewogen, sie anzunehmen, indem die bewundernswürdige Standhaftigkeit, mit welcher die Gemarterten ihrem Glauben getreu blieben, sie reizte, solchen zu prüfen und kennen zu lernen. Weit entfernt also, daß die Christen dadurch vertilget wurden, so nahm ihre Zahl vielmehr erstaunend zu, und am Ende ward sogar selbst ein römischer Kaiser, Namens Konstantin der Große, ein Christ. Das geschah im Jahre 312 nach Christi Geburt, von welcher Zeit an die christliche Religion nunmehr die herrschende wurde, die heidnische aber sich gänzlich zum Untergange neigte.

Man

Man muß aber nicht denken, daß damals schon die Religion der Christen ganz vollkommen rein und ohne alle Mängel gewesen. O nein, das war unmöglich, denn sie fing ja nur erst an, und stand in ihrer Kindheit. Dazu kam noch, daß, wie gesagt, ihre Stifter noch nicht alle jüdische Gebräuche abzuschaffen für zuträglich gefunden hatten; überdem behielten auch die getauften Heiden noch manches von ihrem alten Aberglauben bey, und Juden sowohl, als Heiden, fingen bald an, die Nachsicht Jesu und seiner Apostel zu mißbrauchen, und ein Jeder von ihnen seine Gebräuche und abergläubige Meinungen für Religionswahrheiten auszugeben, woraus denn Streitigkeiten und am Ende allerley Spaltungen, Sekten und Ketzereyen entstanden, deren erstaunlich viele sind. Der Anfang dazu wurde schon zu der Apostel Zeiten gemacht, wie wir das aus Pauli Briefen ersehen können, der heftig dawider eifert. Allein nach ihnen ward es noch weit ärger. Man verfiel auf die abgeschmacktesten Einfälle, und zur Zeit der Verfolgungen auf Schwärmerey und selbst erdachte Aeußerungen der Frömmigkeit. Denn viele, die in die Wälder geflohen waren, thaten ein Gelübde, Zeitlebens so in der Einsamkeit zu bleiben, um daselbst ungestört in einem fort beten, fasten und sich kasteyen (das heißt eigentlich: sich selbst peinigen) zu können; woraus denn Einsiedler und Mönche*) wurden. Andere bekamen vor denen, die des Glaubens wegen zu Tode gemartert waren, und die man Märtyrer hieß, eine solche übertriebene Ehr-

*) Einsiedler wohnen ganz einzeln in abgelegenen Wüsteneyen. Mönche aber sperren sich in Gesellschaft in Klöster ein, um daselbst abgesondert von allen andern Menschen andächtig zu seyn.

Ehrfurcht, daß sie nicht nur sie selbst, sondern auch alle ihre Sachen, und insonderheit ihre Gebein- und Gräber, für außerordentlich heilig hielten, und häufig dahin gingen, um zu beten; woraus mit der Zeit die Anbetung der Heiligen entstanden ist. Ueberdem gab es unter den Christen auch viele gelehrte Leute und Philosophen mancherley Art, die sich erdreusteten, über die Religion allerhand vorwitzige Fragen aufzuwerfen, und sie nach ihrem Eigendünkel zu entscheiden. Sie waren mit den einfachen Lehren Jesu und seiner Apostel nicht zufrieden, sondern künstelten daran. Da sie sich für Weise hielten, wurden sie Thoren. Das bewiesen sie insonderheit, als sie die Natur Gottes und Jesu Christi auszugrübeln suchten. Denn da sagte einer: Jesus sey ein bloßer Mensch, der andere: er sey Gott und seine Mutter eine Gottesgebärerin, wobey sie eine uneingeschränkte Ehrfurcht vor Maria bezeigten. Wieder andere behaupteten: der Vater allein sey wahrer Gott, der Sohn hingegen zwar nicht Gott, aber doch ein so erhabenes Wesen, das zunächst in seiner Würde an Gott gränzet; und der heilige Geist sey geringer als der Sohn. Dagegen wiedersprachen ihnen andere und behaupteten: es sey zwar nur ein Gott, aber drey Personen: Vater, Sohn und heiliger Geist, alle gleiches Wesens und gleicher Würde. Manche leugneten auch die Person des heiligen Geistes ganz, und sagten: er sey nur eine Kraft Gottes. Eben so vernünftelten sehr viele auch über die Taufe und das Abendmahl, über die Vergebung der Sünden, über die Natur des Menschen, und über viele andere Religionsgegenstände. Und so hecken sie denn am Ende eine ungeheure Menge von Lehren aus, davon kein Wort in der Bibel stand, und die nur aus ihrem verwirrten Gehirne entsprangen; wobey sie sich aufs Heftigste

tigste zankten, von einander trennten, und wechselsweise einander verfolgten.

Das geschah vorzüglich, als selbst die Kaiser Christen geworden waren. Denn da verschrieben diese einmal über das andere allgemeine Versammlungen der Bischöfe, die man Konzilien nannte, um jene Streitigkeiten beyzulegen. Aber sie verfehlten immer ihren Zweck. Die Konzilien eigneten sich eine besondere Authorität zu, setzten eigenmächtig fest, was man glauben sollte, und verdammten die Widerspenstigen mit den fürchterlichsten Flüchen zur Landesverweisung, zu Marter und Tod, wodurch denn die Erbitterung nur um so viel größer wurde, und doch ein Jeder bey seiner Meinung blieb. Sehet, so fehlet der menschliche Verstand, wenn er klüger als Gottes Wort seyn will. Hätten die Menschen in tiefster Ehrfurcht gegen Gott einfältig geglaubet, was Jesus und seine Apostel sie gelehret haben, ohne über Nebendinge zu grübeln, so wären sie auf solche Thorheiten nicht verfallen. Klüger hätten sie gethan, wenn sie sich bemühet hätten, den Aberglauben auszurotten, der nun erschrecklich um sich griff, und immer stärker wurde. Die heidnische Furcht vor Gespenstern und Zauberey plagte fast alle Menschen; man glaubte aber, sich durch das Zeichen des Kreuzes davor zu sichern; ja, man erdachte in dieser Absicht sogar allerley Thorheiten: Weihwasser, geweihete Lichter und Kleider, Reliquien*) und andere. Die Wunder Jesu und seiner Apostel hatten längst aufgehöret, aber man glaubte noch immer Wunder zu sehen, und hielt oft die natürlichsten Dinge für solche. Die thörigte Meinung der Juden und Heiden, daß die

böfen

*) Reliquien sind Stückchen Knochen oder Lappen von Kleidern und andere Ueberbleibsel der sogenannten Heiligen.

bösen Geister und die abgeschiedenen Seelen der Menschen auf Erden herumwandelten und ihr Werk trieben, verführte Jedermann, an Erscheinungen, an Besitzungen und andere solche läppische Dinge zu glauben. Und so wurde die weiseste, herrlichste und vollkommenste aller Religionen, die christliche, von Tage zu Tage mehr verunstaltet und in Unsinn verwandelt. Hauptsächlich zu der Zeit, als das römische Reich von den wilden Völkern: den Vandalen, Gothen, Hunnen, Longobarden, Franken und andern, bekrieget, verwüstet und zerstöret wurde. Denn da verdrängte, gänzliche Unwissenheit, Blindheit und Aberglauben alles vernünftige Denken. Alle Wissenschaften verloren sich, und Laster und Wildheit traten in ihre Stelle.

Nicht weniger verfiel der Priester- und Lehrstand in ein gänzliches Verderben. Die Bischöfe, die zur Zeit der Apostel nichts als Lehrer und Wächter der Gemeinen gewesen waren, ließen sich durch Stolz verleiten, über sie zu herrschen, und sich immer mehr und mehr zu erheben. Ja, zur Zeit der christlichen Kaiser suchten sie gar regierende Herren zu werden. Dieses gelang vorzüglich den Bischöfen zu Rom. Sie wollten durchaus über die ganze Christenheit herrschen, und sie wußten auch durch allerley List und Ränke es so zu machen, daß sie ihre Absicht erreichten. Anfänglich nannten sie sich nur Patriarchen, zuletzt aber Päpste, und die Kaiser waren nachsichtig genug, ihnen diesen Ehrgeiz zu erlauben. Ja, Aberglauben und übertriebene Frömmigkeit und Andächteley verleitete diese sogar, sich selbst unter ihre Herrschaft zu demüthigen. Denn die Päpste gaben vor, sie wären Christi Statthalter, und hätten von Gott die Vollmacht, selig zu machen oder zu verdammen, wen sie nur wollten, auch nach eigener Willkühr die Religionslehren zu bestimmen; dabey

wäre

wäre ihnen von Gott die ganze Welt übergeben worden, und alles müßte ihren Befehlen und Verordnungen blindlings gehorchen, weil sie in nichts irren könnten. Was für Unheil aus diesem Vorgeben in der Welt entstanden ist, kann man sich leicht vorstellen.

Unter solchem schrecklichen Verfall seufzete die christliche Kirche und Religion, leider! eine sehr lange Zeit. Mittlerweile aber hatte sich noch eine andere Religion in Asien ausgebreitet. Mahomed, ein vom Christenthume abgefallener Schwärmer *) in Arabien, hatte es sich um das Jahr 622 einfallen lassen, eine besondere Religion zu stiften. Er nahm deswegen seine wenigen und verwirrten Kenntnisse von den jüdischen und christlichen Lehrmeinungen zusammen, dichtete noch neue Einfälle hinzu, und gab vor, Gott selbst hätte sie ihm offenbaret, und ihn als einen Propheten in die Welt gesandt, um die Menschen, die durch so verschiedene Religionsstreitigkeiten irre geführt würden, zu rechte zu weisen. Er bekam auch bald Anhang und Beyfall, denn damals konnte ein jeder Schwärmer auf Beyfall rechnen. Aber nicht zufrieden mit Lehre und Unterricht, griff er zu den Waffen, und bemühete sich, seine Religion mit Feuer und Schwerdt auszubreiten. Es gelang ihm auch, daß er in Kurzem ganz Arabien sich unterwürfig und seiner Religion geneigt machte. Seine Nachfolger vollführten diesen Entwurf treulich, und mit der Zeit war der größte Theil von Asien und eine große Strecke in Afrika mahomedanisch. Als nachher die Türken in Europa eindrangen und dem morgenländischen Kaiserthume

*) Schwärmer nennt man diejenigen, welche die Forderungen der Religion und ihre Beobachtung übertreiben, und sich alsdann frömmer und heiliger dünken als andere Menschen.

1827.

thume ein Ende machten, nistete sich die mahomedanische Religion auch da ein.

Hingegen fuhren die Christen fort, sich täglich zu verschlimmern, so daß das Verderben ihrer Religion aufs Höchste stieg, bis endlich 1517 ein Augustinermönch, der zugleich Professor und Doktor zu Wittenberg*) war, mit Namen Martin Luther, unter Gottes Beystand und Segen, demselben ein Ende machen konnte. Schon lange vorher, um das Jahr 1096, hatten die Bischöfe des morgenländischen Kaiserthums sich den Päpsten zu Rom widersetzt. Dies bewirkte nun jene große Trennung, durch welche die christliche Kirche in die abendländische und morgenländische zerfiel. Wovon jene sich nachher die römisch-katholische und diese die griechische Kirche nannte, welcher die Russen noch bis jetzt zugethan sind. Außerdem aber waren auch selbst unter den Katholiken einige fromme Männer aufgetreten, die die päpstliche Tyranney verabscheuten, und öffentlich dawider eiferten. Aber es bekam ihnen gemeiniglich sehr schlecht; denn sie mußten entweder widerrufen, oder wurden als Ketzer hingerichtet; wie denn noch hundert Jahre vor Luther Johann Huß und Hieronymus von Prag zu Costnitz, einer Stadt in Deutschland, lebendig verbrannt wurden.

Doch Luther war glücklicher. Gott, der aus Erbarmen über die Menschen ihn zum Verbesserer und Wiederhersteller seiner Religion ausersehen hatte, erhielt ihn wunderbar. Er hatte fleißig die Bibel gelesen und sich Gottes Wort bekannt gemacht. Da fand er denn, daß unzählige Dinge, welche die Katholiken für Christenthum ausgaben, von Gott nicht befohlen, son-

*) Eine Universität im Königreich Sachsen.

sondern lediglich eigenwillige Verordnungen der Päpste wären. Doch hütete er sich vorsichtiglich, laut davon zu reden; bis ein Dominikanermönch, Johann Tezel, den der Papst mit mehrern andern nach Deutschland gesandt hatte, um daselbst durch schriftliche Ertheilung der Sündenvergebung, welche man Ablaßbriefe nannte, Geld zusammen zu schaffen, *) anfing, in Sachsen seinen Ablaßkram auszulegen, und auf die unanständigste Art von der Welt, wie ein Marktschreyer, Vergebung der Sünden allen Leuten zu Kauf auszubieten. Dies war gar zu arg, als daß der durch Gottes Wort so erleuchtete Luther schweigen konnte. Er predigte und schrieb dawider, und bekam bald Anhänger, die auf seine Seite traten. Tezel vertheidigte sich. Und nun ging es an ein Disputiren, worin Luther am Ende die ganze katholische Religion und selbst den Papst angriff, aber auch so offenbar die Wahrheit sagte, und aus Gottes Wort bewies, daß in Kurzem ganze Länder sie einsahen und annahmen, die katholische Religion ablegten, dem Papste den Gehorsam aufkündigten, und von nun an nur nach der Anweisung Luthers Christen seyn wollten. Das geschah in einem großen Theile von Deutschland, hier in Kurland und Lievland, auch in Preußen und in einem großen Theile von Pohlen und Ungarn, in Schweden, Dännemark, und an mehrern Orten. Der Papst wurde außer sich vor Zorn, aber er konnte Luthern nichts thun; denn der Churfürst von Sachsen und viele andere regierende Herren hatten ihn in Schutz genommen, und Gott gab Gnade, daß Luther nicht nur seine Religionsreinigung ruhig erlebte, sondern auch un-

*) Denn man verkaufte die Ablaßbriefe für baar Geld an Jedermann.

ungekränkt starb, nachdem er vorher 1530 zu Augsburg, einer Reichsstadt Deutschlands, sein Glaubensbekenntniß öffentlich übergeben hatte. Er war 1483 den 10ten November zu Eisleben geboren, heirathete Anna von Bohren, eine gewesene Nonne, und starb ebenfalls zu Eisleben 1546 den 13ten Februar.

Gleich darauf, als Luther anfing, wider den Ablaßkram in Wittenberg zu predigen, thaten dies gleichfalls zwey fromme und gelehrte Männer in einer andern Gegend von Deutschland, nämlich in der Schweiz. Sie hießen: Zwinglius und Calvinus. Auch diese fanden großen Beyfall, und bekamen bald Anhang nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England. Gern hätten sie sich völlig mit Luthern vereinigt, weil sie einerley Beruf und Absicht hatten, nämlich die Welt von dem päpstlichen Aberglauben zu befreyen. Aber eine unglückliche Verschiedenheit in ihren Meinungen, und besonders in der Lehre vom heiligen Abendmahle, verhinderte sie daran. Sie kamen zwar mit Luthern zu einer Unterredung zusammen, aber sie wurden nicht einig, und trennten sich nur noch mehr. Und von der Zeit an wurden die sogenannten Zwinglianer*) und Lutheraner erklärte Feinde. Ein Umstand, der der allgemeinen guten Aufnahme der Glaubensverbesserung viel Schaden brachte.

Indessen wurde doch die christliche Welt jetzt um ein Großes aufgeklärter, und selbst die Katholiken lernten sich schämen, und waren genöthigt, viele abergläubige Religionsmeinungen und Mißbräuche unter sich abzuschaffen. Die Lutheraner aber und Reformirten dienten Gott ohne allen päpstlichen Zwang nach der Vorschrift

*) Die man auch Calviner oder Reformirte nennt.

schrift Jesu und seiner Apostel, so wie nämlich Luther, Zwinglin und Calvin solche die Christen gelehret hatten. Aber diese würdigen Männer konnten doch damals noch nicht sogleich alles von Grunde aus in Ordnung bringen. Es blieb noch mancher abergläubige Unrath auszufegen übrig, und den hätten billig ihre Nachfolger im Lehramte ausfegen sollen. Aber man war mit dem zufrieden, was bereits geschehen war. Man stritt sich noch immer unnützer Weise mit den Katholiken und mit einander selbst, und behauptete fest, was Luther oder Calvin gelehret hatten, ohne weiter darüber gehörig und ohne Vorurtheil in Gottes Wort nachzuforschen. Es entstanden wohl neue Sekten, aber das waren mehrentheils nur Schwärmer: Karlstädter, Mennoniſten, Quäker, Pietisten, Herrnhuter und andere, deren Einsicht in die Schriften des göttlichen Worts nicht weit her war. Die Vernünftigsten waren noch die Sozinianer, nur daß auch sie auf Abwege geriethen. Bis endlich vor etwa vierzig Jahren gelehrte Männer, durch den Spott der Freygeister*) genöthiget, aus ihrem Schlummer erwachten, und mit Hintansetzung aller schädlichen Religionsstreitigkeiten anfingen, die Bibel und die darin enthaltenen Vorschriften Jesu und seiner Apostel besser zu studiren, wodurch denn viele Religionsmeinungen, die wir bisher aufs Eifrigste vertheidigt haben, sehr zu wanken beginnen, und manche schon als Irrthum gestürzet sind. Es ist gewiß, daß eine solche fromme Bemühung, unter dem Beystande Gottes, unsere Religion in kurzer Zeit von allen Schlacken völlig reinigen werde; nur

*) Das sind Leute, die die Religion und ihre Mängel lächerlich machen.

nur müssen wir Geduld haben, und unter Gebet und Flehen zu Gott alle Vorurtheile bey Seite setzen. Nicht der blinde Glaube, sondern ein vernünftiges Christenthum ist Gott angenehm. Und nicht die steife Anhänglichkeit an veraltete hergebrachte Religionsmeinungen, sondern die treue Ausübung der Lehren Jesu macht selig.

Summarische Uebersicht der Lehren Jesu und seiner Apostel.

Wir haben aus der Religionsgeschichte ersehen, daß Jesus von Gott gesandt war, die bisherige unvollkommene Religion der Juden zu verbessern, und die übrige Welt, die damals in dem schändlichsten Aberglauben und die thörigtste Abgötterey versunken war, eines Bessern zu belehren, hauptsächlich aber die Juden sowohl, als die Heiden, von ihren Sünden, in denen sie allzumal, wie die heilige Schrift redet, todt waren, und von den unglücklichen Folgen derselben, zu befreyen und zu erlösen. 1 Tim. 1, 15.

1) Das Erste und Wichtigste also, was Jesus in dieser Absicht die Welt lehrte und nach seinem Tode durch die Apostel lehren ließ, war der rechte und wahre Begriff von Gott. Die Heiden dachten sich viele Götter, und die Juden, deren Religion zwar nur einen einzigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, zu glauben und anzubeten befahl, kannten ihn doch nur als einen starken, eifrigen Gott, der sogar die Sünde der Väter an den Kindern heimsuche, und wie ein verzehrend

zehrend Feuer alle diejenigen ohne Mitleid vertilge, die sich erdreisteten, seine Gebote zu übertreten. 2. B. Mos. 20, 5., 5. B. Mos. 4, 24. Diesen schaudervollen Begriff hatte Moses auf Befehl Gottes den Juden deswegen beybringen müssen, weil es ein hartnäckiges, böses Volk war, das nicht anders, als durch fürchterliche Drohungen von Lastern und von der damals überall herrschenden Neigung zur Abgötterey abgehalten werden konnte. Jesus und seine Apostel hingegen schildern uns Gott als die Liebe selbst, als unsern zärtlichsten Vater, 1. Joh. 4, 16., Matth. 23, 9., Ephes. 3, 15., der nur unser zeitliches und ewiges Glück will, und deswegen befohlen hat, daß wir tugendhaft seyn und uns vor Lastern hüten sollen, damit wir so glücklich werden können als möglich ist, und als es seine göttliche Liebe wünschet, denn ohne Tugend und Unsträflichkeit ist es unmöglich, zeitlich und ewig glücklich zu seyn. Sie fordern deswegen auch alle Menschen auf, Gott als ihren Vater von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben und ihm gehorsam zu seyn, Mark. 12, 30., im übrigen aber, was ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt anbelangt, sich gänzlich auf seine väterliche Güte zu verlassen, und in allen Vorfällen des Lebens ihm kindlich zu vertrauen. 1. Pet. 5, 7.

2) Weil aber die Menschen eingeschränkte Geschöpfe sind, die leicht irren und fehlen können, auch viele darunter durch eine fehlerhafte Erziehung verdorben, oder durch Verführung gereizet, oder aus Leichtsinn und Uebereilung oftmals sehr schwer sündigen, und sich mit Lastern besudeln, so war dies die zweyte Hauptlehre Jesu und seiner Apostel: daß, so voll Liebe und Gnade auch Gott sey, er dennoch das Laster strafen müsse, Röm. 2, 8. 9., wenn gleich nicht als ein

schreck-

schrecklicher, eifriger Gott, so doch als ein guter und gerechter Vater, der seine ungerathenen Kinder züchtigen muß, damit sie sich bessern und dem Unglücke, das sie durch ihre Laster sich selbst bereiten, entgehen mögen; daß aber, wenn nun diese bösen und ungehorsamen Kinder in sich gehen, ihre verübten Bosheiten bereuen, und sich Mühe geben, solche forthin nicht mehr zu begehen, sondern sich ernstlich bessern, Gott sogleich bereit sey, ihnen väterlich zu vergeben und die angedrohete Strafe aus Gnaden zu erlassen. Luk. 15, ganzes Kapitel. Die Juden, und selbst die Heiden, hatten freylich wohl auch einige Hoffnung zu solcher Sündenvergebung, aber die Heiden waren gewohnt, ihre erzürnten Götter durch Opfer zu versöhnen, und die Juden, denen Moses um ihres Herzens Härtigkeit willen, und wegen ihrer unüberwindlichen Neigung zur Abgötterey, ebenfalls dergleichen Versöhnopfer angewiesen hatte, setzten ihr ganzes Vertrauen darauf, ohne sich weiter viel um wahre Besserung zu bekümmern, indem sie sich einbildeten, den vermeinten Grimm ihres fürchterlich zürnenden Gottes damit vollkommen zu besänftigen und für ihre Sünde genug zu thun. Mich. 6, 6-8. Dieses schädliche Vorurtheil, welches schon lange vorher die Propheten bestritten hatten, Jes. 1, 11., suchte nun Jesus und seine Apostel gänzlich auszurotten, indem sie versicherten, daß Gott kein Opfer und Kälberblut mehr verlange, Matth. 9, 13., noch vielweniger dadurch versöhnet werden könne, sondern daß er das Leiden, Sterben und Blutvergießen seines Sohnes Jesu Christi von nun an als ein solches Versöhnopfer ansehen, es zum Lösegeld für die Sünden aller Menschen annehmen, und denen gnädigst vergeben wolle, die, mit Hintansetzung aller übrigen Opfer und jüdischen Versöhnungsmittel, an Jesum glauben,

ben, und ihr sündliches, böses Leben, aufrichtig bessern würden. Ebr. 9, 12-28., 1. Joh. 1, 7.

3) Ein eben so schädliches Vorurtheil der Juden sowohl, als der Heiden, war auch dieses, daß sie sich Gott als einen weltlichen Beherrscher gedachten, der eben so, wie diese, einen glänzenden Hofstaat unterhielte, der aus Engeln bestünde, und sich von ihren Unterthanen, den Menschen, sklavisch bedienen ließe, welchen Frohndienst sie in Beten, Fasten, Rauchwerk, Opfergaben, Festtagen und andere kirchliche Dinge setzten, und daß Gott schrecklich zürne, wenn irgend Jemand sich unterfinge, eines von diesen gottesdienstlichen Beweisen der Unterthänigkeit muthwillig zu verabsäumen. Zum Theil hatte auch wirklich Moses durch seine Zeremonielgesetze die Juden veranlasset, so irrig von Gott zu denken, welches aber deswegen geschehen war, weil die Juden anders nicht, als nur auf diese Art, von dem Dienste der falschen Götter zurückgehalten werden konnten. Aber Jesus und vorzüglich seine Apostel lehrten, daß die Zeit dieses Irrglaubens nunmehr vorbey sey, in welcher Gott mit großer Geduld getragen habe die Schwachheit seiner unverständigen Kinder, Ap. Gesch. 17, 30.; daß er zwar der anbetungswürdigste, und ein unendlich erhabener Gott sey, den wir nicht demüthig genug verehren könnten, dem wir aber durch nichts zu dienen, noch das Geringste zu geben vermögend wären, als lediglich Liebe und Gehorsam und ein kindliches Vertrauen, wodurch allein wir unsere Ehrfurcht ihm zu bezeigen schuldig wären. Zwar wäre es wohl auch unsere Pflicht, Gott für alles zu danken, Kol. 4, 2., und dankbar ihn und seine Güte durch Lob und Preis zu verherrlichen, ingleichen unser Vertrauen zu seiner Vaterliebe dadurch an den Tag zu legen, daß wir in allem Anliegen, und insonderheit

derheit zur Zeit der Noth, Hülfe, Beystand, Errettung und Gnade für uns und für Andere kindlich von ihm erbitten, Matth. 7, 7. 8., 1 Tim. 2, 1-3.; aber wir sollten doch ja nicht meinen, daß Gott dies Betragen als einen Frohndienst strenge und gebieterisch von uns fordere, und dessen Unterlassung mit fürchterlichen Strafen ahnde: sondern er rathe und ermahne uns nur dazu, lediglich um unser selbst willen, weil das Gebet uns glücklich mache, unsere Liebe zu Gott, unsere Hoffnung auf seine Hülfe, unsere gläubige Ergebung in seinen Fügungen, und folglich unsere eigene Zufriedenheit und Seelenruhe in allen Umständen des Lebens stärke und unumstößlich befestige. Wir finden daher auch nicht, daß das neue Testament, worin Jesu und der Apostel Lehren verzeichnet stehen, uns mehr als das Gebet empfiehlet, und wenn wir zwar darin auch ermahnet werden, andächtig zusammen zu kommen, Ebr. 10, 24. 25., so sind uns doch weder Festtage, noch andere kirchliche Zeremonien bestimmt vorgeschrieben worden, sondern diese hat die christliche Nachwelt selbst aus eigenem Triebe, in gutgemeinter Absicht, theils aus dem Judenthume beybehalten, theils abgeändert, und sie sind in so fern heilsam und untadelich, als wir darin Gelegenheit haben, uns einander durch Gottes Wort zu erbauen, und unsern Eifer in der Tugend und Gottseligkeit zu stärken. Den Gebrauch der heiligen Stiftungen, der Taufe und des Abendmahls, hat freylich Jesus ausdrücklich geboten, Matth. 28, 19., 1. Kor. 11, 23-25., aber nicht um damit Gott zu dienen, oder welches eine eben so irrige und schädliche Meinung ist, um dadurch selig zu werden; sondern um dadurch eine desto größere Verbindlichkeit und Aufmunterung zu erlangen, so viel als möglich immer mehr und mehr von Sünden und Uebelthaten

thaten abzustehen, und tugendhaft, nach Jesu Beyspiele, zu leben. Uns also, und nicht Gott, geschehet ein wahrer und wesentlicher Dienst dadurch; und man kann daraus ersehen, wie sehr diejenigen Christen wenigstens fehlen, falls nicht vorsätzlich Gott lästern, die noch immer auf eine heidnische, oder doch jüdische Art, mit Beten, Singen, Kirchengehen, Predigthören und Lesen, Taufen und Kommuniziren, Gott einen Dienst leisten, oder wohl gar ihre Bosheiten dadurch, daß sie diese Dinge beobachten, bey ihm wieder gut machen wollen.

Hauptsächlich lehrte viertens Jesus und seine Apostel, daß es aller Christen unverletzlichste Pflicht sey, alle Menschen wie sich selbst zu lieben, Matth. 22, 39., Joh. 13, 34. 35., Röm. 13, 8., und allen Menschen, so viel nur in unsern Kräften stehet, diese Liebe thätig zu erweisen, so daß wir gegen Jedermann, er sey wer er wolle, Christ oder Jude oder Heide, ja sogar selbst gegen unsere Feinde, die uns kränken und beleidigen, ein immer liebreiches, freundliches und gütiges Betragen äußern, und so oft wir Gelegenheit dazu haben, ihre Wohlfahrt befördern helfen, Matth. 5, 44., Röm. 12, 20., besonders den Dürftigen und Nothleidenden ungesäumt beystehen, und übrigens in allen Fällen dienstfertig, sanftmüthig, geduldig, versöhnlich, barmherzig, demüthig und so vollkommen gut seyn sollen, wie Gott, unser Vater, gut ist. Dagegen sollen wir uns sorgfältig hüten, Keinem, auch nicht dem Geringsten, und selbst dem ärgsten Feinde, nicht Unrecht zu thun, Keinen zu kränken, noch auf irgend eine Art zu beleidigen, weder durch Spott, noch Verläumdung, noch Stolz, noch Neid, noch Haabsucht, noch Schadenfreude, noch leichtsinnige Beschädigung an seiner Ehre, Vermögen

oder

oder Gesundheit u. s. w., und zwar dergestalt, daß es schon Sünde ist, wenn wir dergleichen Vergehungen gutwillig von Andern geschehen lassen, und nicht hindern, falls wir es hindern und abwenden können. Dies war eine von den Hauptuntugenden der damaligen jüdischen Nation. Sie hasseten alle Völker um sich her, die nicht Juden waren, mit eingewurzeltem Hasse. Indem sie sich all in für Lieblinge Gottes hielten, glaubten sie keinem Andern, als bloß ihren Glaubensgenossen, Liebe und Liebesdienste schuldig zu seyn; und wenn sie diese aus der Acht gelassen hatten, so erkannten sie das wohl für Sünde, aber alle Andere zu übervortheilen, zu betrügen, zu beleidigen, zu verfolgen und aufs Aeußerste zu drücken, hielten sie nicht nur für erlaubt, sondern, leider! gar für gottgefällig. Joh. 16, 2. Welcher Unsinn! Gott liebt ja alle Menschen, auch alsdann noch, wenn sie irren und fehlen, wie seine Kinder, Ephes. 3, 15., Matth. 5, 45., und unter allerley Volk; wer ihn fürchtet und recht thut, der ist angenehm, er sey von welcher Nation oder Glauben er wolle. Ap. Gesch. 10, 35.

Die fünfte Hauptlehre, womit Jesus und seine Apostel die Welt beglückten, war die Lehre von der Unsterblichkeit unserer Seele, und von einem ewigen Leben nach dem Tode. Die Juden schienen entweder gar keine, aber doch sehr dunkele Begriffe davon gehabt zu haben, indem Moses alle Belohnungen ihres tugendhaften Betragens nur auf zeitliche Vortheile eingeschränkt hatte, 5. B. Mos. 28, 1-14.; und die Heiden waren darin wenigstens eben so ungewiß. Jesus aber lehrte ganz deutlich und bestimmt, daß unsere Seele nicht sterben könne, daß selbst unsere Leiber wieder auferstehen werden, und daß uns ein allgemeines letztes Gericht bevorstehe, Matth. 10, 28., Joh. 5, 27-29., 2. Kor.

2. Kor. 4, 14., da ein Jeder empfangen werde, was er in diesem Leben für seine Thaten verdient habe: Gutes und die ewige Seligkeit der, der Gutes gethan; Böses hingegen und die Verdammniß der, der Böses gethan hat. 2. Kor. 5, 10. Er ermahnte dabey alle Menschen, so zu leben, daß sie dereinst vor seinem Richterstuhle, auf welchem er nach Gottes Rathschluß erscheinen würde, bestehen könnten, und hier durch gute Thaten, durch Tugend und Unsträflichkeit zu trachten nach dem ewigen Leben. Röm. 2, 7.

Alle übrige Lehren der christlichen Religion hängen mit diesen Hauptlehren zusammen, und sind so lange ächte und wahre Lehren Jesu und seiner Apostel, als sie damit zusammenhängen. Was diese Probe nicht aushält, ist lauter Menschentand und Thorheit, falls nicht schädlicher Irrthum und gottlose Lüge. Davor uns Gott bewahren wolle! Amen!

Kurzer Inhalt der Lehren Jesu und seiner Apostel, in Fragen und Antworten entworfen.

1) Was ist nun die christliche Religion?

Eine Lehre oder Unterweisung Jesu und seiner Apostel, wie wir zeitlich und ewig, das heißt: in diesem und in dem zukünftigen Leben nach dem Tode, glücklich werden können.

2) Giebt

2) Giebt es auch ein Leben nach dem Tode? Wir sterben ja alle, werden begraben und verwesen im Grabe?

Nur unser Körper stirbt, wird begraben und verweset. Unsere Seele hingegen kann nicht sterben, sie lebet in Ewigkeit; dies hat uns Jesus versichert. Matth. 10, 28.

3) Was muß ich nun lernen, um hier in diesem und dort in jenem ewigen Leben glücklich zu seyn?

Vor allen Dingen muß ich lernen die Pflichten kennen und erfüllen, die mir Jesus und seine Apostel zu der Absicht vorgeschrieben haben.

4) Woraus lerne ich das?

Aus dem neuen Testamente, worin die Nachrichten von dem Leben Jesu und die Lehren der Apostel verzeichnet stehen.

5) Was lehren diese von Gott?

Daß er unser Vater ist, der uns liebet und uns gern allesammt zeitlich und ewig glücklich machen will, den aber nur glücklich machen kann, der sich der Tugend befleißiget.

6) Wer ist denn dieser Gott?

Der Schöpfer Himmels und der Erden; ein allmächtiges, allweises, allgütiges, ewiges, heiliges, anbetenswürdiges Wesen, dessen innere Beschaffenheit wir nicht begreifen, und dessen Daseyn wir nur aus seinen Werken erkennen, nämlich aus der Schöpfung und Regierung der Welt. Röm. 1, 20. Weil er unsichtbar und ein Geist ist, eben so wie unsere Seele, die wir gleichfalls nicht sehen, noch was sie eigentlich ist, begreifen können.

7) Wie

7) Wie beweiset dieser erhabene und unbegreifliche Gott an uns seine Vaterliebe?

Nicht nur dadurch, daß er uns erschaffen, und uns eine vernünftige Seele in einem gesunden Körper, der zu allen Verrichtungen geschickt ist, gegeben hat; sondern auch dadurch, daß er uns ernähret, erhält, vor allem Uebel entweder bewahret, oder es uns doch überstehen hilft, uns zum Gutseyn ermahnet, unser Gebet, wenn es uns heilsam ist, erhöret, und uns unsere bereueten Fehler gern vergiebet, hauptsächlich aber dadurch, daß er seinen Sohn uns zum Erlöser in die Welt gesandt hat. Joh. 3, 16.

8) Wie können und sollen wir ihm solche Vaterliebe vergelten?

Durch kindliche Gegenliebe und Ehrfurcht; durch willigen Gehorsam gegen seine väterlichen Befehle; und durch ein festes Vertrauen in Trübsal, Noth und Tod, vermöge dessen wir geduldig und getrost auf seine Hülfe harren, und immer überzeugt bleiben, daß er uns nicht verlassen, sondern alles zu unserm Besten lenken werde.

9) Was lehren uns die Schriften des neuen Testaments von Jesu, dem Sohne Gottes?

Daß ihn Gott, sein Vater, in die Welt gesandt habe, uns Sünder selig zu machen. 1. Tim. 1, 15.

10) Wie hat Jesus das gethan?

Einmal, indem er uns gelehret hat, die Sünde verabscheuen und tugendhaft seyn; und dann zweytens, da er für uns litte und starb.

11) Wenn hat er das gethan?

Vor nicht völlig zweytausend Jahren, da er Mensch geboren ward, drey und dreyßig Jahre als Mensch lebte,

lebte, drey Jahre umherging, lehrte und predigte, und durch Wunderthaten sich als Gottes Gesandten erwies, am Ende aber sich kreuzigen, tödten und begraben ließ.

12) Blieb Jesus so todt im Grabe?

Nein, den dritten Tag nach seinem Tode ist er lebendig wieder aus dem Grabe auferstanden, und darauf nach vierzig Tagen zu seinem Vater, der ihn gesandt hatte, zurückgegangen, von wannen er einst sichtbar wiederkommen wird zum Gerichte über die Welt.

13) Was sind wir Jesu für alles das schuldig?

Ihn gläubig als unsern Erlöser und Seligmacher anzunehmen und zu verehren, und von ganzem Herzen dankbar zu lieben.

14) Wenn thun wir dieses recht?

Wenn wir gern und mit allem Fleiße seine Lehren befolgen. Joh. 14, 21.

15) Welches ist der Hauptinhalt der Lehren Jesu?

Meide das Böse und lebe tugendhaft.

16) Welches ist das Böse, so wir, nach Jesu Ermahnung und Lehre, meiden sollen?

1) Alles, wodurch wir unsere Ehrfurcht vor Gott verletzen, es sey durch leichtsinniges Reden, oder durch falsches Schwören, Aberglauben und desgleichen.

2) Alles, wodurch wir uns selbst schaden, als: Unkeuschheit, Völlerey, Trägheit, Verschwendung, Verwegenheit und desgleichen.

3) Alles, wodurch wir andere Menschen um und neben uns kränken oder beschädigen, als: Zorn, Rachgierde, Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Betrug, Stolz, Ver-

Verläumdung, Lügen, Diebstahl, Zank, Mord und desgleichen.

17) Welche Tugenden dagegen sollen wir, nach Jesu Verlangen und Befehl, ausüben?

1) Gegen Gott sollen wir die tiefste Ehrfurcht beweisen, ihn als unsern Vater lieben, und vertrauungsvoll in allen Vorfällen des Lebens uns auf ihn verlassen.

2) Uns selbst sollen wir so glücklich zu machen suchen, als es möglich ist, und deswegen fleißig arbeiten, das Erworbene vernünftig anwenden und zu Rathe halten, für unsere Gesundheit und Leben sorgsam wachen, und vorzüglich unsere Seele durch aufmerksames Hören und Lesen des göttlichen Wortes, durch fleißiges Beten, und durch den Gebrauch der heiligen Stiftungen Jesu, zur Tugend geneigt machen und darin befestigen.

3) Alle Menschen sollen wir lieben wie uns selbst, so daß wir uns gegen Jedermann, ohne Unterschied, freundlich, gütig, dienstfertig, wohlthätig, barmherzig beweisen, und allen nicht nur Gutes wünschen, sondern auch thun.

18) Wie werden diejenigen genannt, die diese Lehren Jesu befolgen?

Christen. Joh. 15, 14.

19) Warum heißen sie Christen?

Weil sie alsdann auf das Deutlichste beweisen, daß sie Jesu Christo angehören und wahrhaftig an ihn glauben, das heißt: ihn für den von Gott gesandten Erlöser der Welt erkennen, von dessen Lehren sie überzeugt sind, daß man ohne Befolgung derselben nicht selig werden könne.

20) Sind denn das keine Christen, die die Lehren Jesu leichtsinnig zurücksetzen und dreist thun, was ihnen einfällt und gelüstet?

Nein, eigentlich nicht, denn sie beweisen ja, daß sie Christo nicht angehören. Joh. 10, 26. 27. Und wenn sie dessen ungeachtet sich Christen nennen, so verlästern sie nur seine allerheiligste Religion. Matth. 7, 21-23. Röm. 2, 23.

21) Sie sind aber getauft; wird denn etwa zu einem Christen nicht ebenfalls erfordert, daß er getauft werde?

Allerdings, weil Jesus es befohlen hat. Matth. 28, 19. Aber die Taufe allein macht keinen wahren Christen. Sie verpflichtet uns nur, an Jesum zu glauben und christlich zu leben. Wer das nicht thut, dem dienet die Taufe zu nichts. Mark. 16, 16.

22) Müssen auch alle Christen zum heiligen Abendmahle gehen?

Ja, denn dies hat nicht nur Jesus gleichfalls befohlen, Matth. 26, 26. 27., sondern wir feyern auch dadurch das dankbare Andenken seiner Liebe, die er uns leidend und sterbend am Kreuze erwiesen hat, welches unstreitig unsere Pflicht ist. Ueberdem dient uns das heilige Abendmahl zu einem Unterpfande der Gnade Gottes durch Jesum, und zur kräftigen Aufmunterung, aus Liebe zu Jesu heilig und unsträflich zu wandeln.

23) Aber ist es denn auch eben so nothwendig zu beichten?

Die Beichte ist von Jesu nicht befohlen, sondern nur ein alter ehrwürdiger Kirchengebrauch, der aber nicht zur Sicherheit gemißbraucht werden muß.

24) Wie geschiehet ein solcher Mißbrauch mit der Beichte?

Wenn man die Bekehrung von Sünden nur ins Beichten setzet, und glaubet, daß alle unsere Sünden ver-

vergeben sind, sobald wir gebeichtet und die Absolution empfangen haben, wir mögen übrigens unser Leben bessern, oder nicht.

25) Ist aber die Beichte nicht eine heilsame Vorbereitung zum würdigen Genuß des heiligen Abendmahls?

Die Beichte selbst nicht; wohl aber die aufrichtige Prüfung unseres bisher geführten Lebenswandels, und der ernstliche und feste Vorsatz, da, wo wir gefehlt haben, uns zu bessern. 1. Kor. 11, 28.

26) Wie wird eine solche Prüfung unsers Lebens recht angestellet?

1) Wenn wir an alles das, was wir gedacht, geredet oder gethan haben, sorgfältig zurückdenken und wohl erwägen, ob es den Vorschriften Jesu und seiner Apostel gemäß, und folglich recht gut gewesen sey, oder nicht.

2) Wenn wir ernstlich untersuchen, ob wir nicht Pflichten, die uns obliegen, versäumet, noch das Gute, so wir hätten thun können und sollen, leichtsinnig unterlassen haben. Jak. 4, 17.

27) Was gehöret zum Vorsatze der Lebensbesserung?

1) Daß wir nicht nur die Fehler und Sünden, so wir begangen haben, reuvoll und demüthig Gott abbitten, sondern ihm auch angeloben, sie niemals wieder zu begehen.

2) Daß wir das Unrecht, das wir Andern zugefügt haben, so viel möglich ist, zu ersetzen suchen, und unsern Beleidigern herzlich vergeben.

28) Ist nun hiemit die ganze Vorbereitung zum würdigen Genuß des Abendmahls Jesu schon vollendet?

Nein, sondern es gehöret noch dazu, daß wir uns auch der Liebe Gottes des Vaters, der Jesum zu unserm

serm Heile gesandt hat, und der Liebe Jesu, unseres Heilandes, der für uns litte und starb, erinnern, sie wohl erwägen und sie dankbar loben und preisen. 1. Kor. 11, 26.

29) Warum gehen die Christen zur Kirche und feyern Sonn- und Festtage.

Um sich alsdann durch Anhörung und Betrachtung des göttlichen Wortes zu unterrichten, und durch gemeinschaftliches Beten und Singen, so wie durch andächtige Beywohnung der heiligen Stiftungen Jesu, einander im Glauben und in dem Tugendeifer zu stärken. Ebr. 10, 24. 25. Wer aber damit Gott einen Dienst zu leisten sich einbildet, und bey allen Untugenden sich dennoch für fromm hält, wenn er nur diesen vermeintlichen Gottesdienst fleißig abwartet, der entehret Gott, und betrüget sich sehr. Jak. 1, 27.

30) Wenn wir nun alle Lehren und Befehle Jesu treulich beobachten, dürfen wir alsdann auch gewiß seyn, selig zu werden?

Allerdings; denn erstlich hat Jesus, der uns von Gott zum Erlöser und Seligmacher gesandt worden, und als ein solcher Leiden und Tod für uns übernommen hat, es uns fest versichert, und solche Versicherung mit seinem Tode und seiner Auferstehung besiegelt. Joh. 8, 15., Matth. 25, 34-36.

Zweytens ist es auch offenbar, daß Gott, der nicht ungerecht seyn kann, den Tugendhaften und treuen Anhänger Jesu eben so gewiß mit der Seligkeit belohnen muß, als es ihm nothwendig ist, den Lasterhaften, wenn er sich nicht bekehret, zu bestrafen. Röm 2, 6-8.

Drittens sehen wir auch schon in diesem Leben, wie ruhig, zufrieden und glücklich, selbst in den traurigsten

sten Verfassungen, ein Mensch seyn kann, und sehr oft ist, wenn nur sein Gewissen ihm keine vorsätzliche Uebelthat vorrücket, und er seine Pflichten gegen Gott und Menschen als Christ getreulich erfüllet hat; wie sollte einem solchen denn wohl die ewige Seligkeit entgehen können?

32) Wir sind aber leider alle ohnmächtige Menschen, denen das Vermögen fehlet, Jesu Lehren und Befehle vollkommen zu erfüllen?

Dies ist nur eine leere Entschuldigung, mit der sehr viele ihre muthwilligen Unartigkeiten zu beschönigen meinen. Aber sie betrügen sich, denn

Erstlich hätte Jesus ja unweise gehandelt, wenn er uns Lehren und Befehle gegeben hätte, die zu beobachten wir nicht im Stande wären.

Zweytens nennet ja Jesus selbst die Beobachtung seiner Vorschriften leicht. Matth. 11, 30., 1. Joh. 5, 3.

Drittens hat er uns auch dabey die Hülfe des Geistes Gottes versichert. Und es ist gewiß: so wie Gott zu allen unsern irdischen Verrichtungen Segen und Gedeihen giebt, so thut er dieses auch vorzüglich alsdann, wenn wir uns aufrichtig bestreben, nach Jesu Vorschrift und Beyspiel, fromm und tugendhaft zu seyn.

Und dann viertens: sollen wir dessen ungeachtet aus Irrthum oder Unwissenheit, wider unsern Willen, von einem Fehler übereilet werden, so hat Gott mit solchen wahren Schwachheitssünden liebreich Geduld, und vergiebt sie uns; nur müssen wir uns ihnen nicht leichtsinnig überlassen, sondern sorgfältig davor hüten. Ephes. 5, 15., Gal. 5, 24.

32) Will

32) Will Gott auch grobe Laster und Bosheitssünden vergeben?

Ja, auch die allergröbsten Verbrechen vergiebt Gott aus Gnaden um Jesu willen; jedoch einzig und allein nur auf den Fall, wenn der Lasterhafte seine verübten Bosheiten herzlich bereuet, und sie nimmer wieder thut, sondern forthin aufrichtig sein Leben bessert.

33) Was ist zu solcher Besserung hauptsächlich erforderlich?

1) Daß wir wohl merken, zu welchen Lastern wir uns bisher gewöhnet gehabt, und welche Untugenden wir vorzüglich an uns haben.

2) Daß wir forthin alle Gelegenheiten, Verführungen und Reize dazu sorgfältig fliehen und meiden.

3) Daß wir mit Vorsatz, so oft wir können, gerade das Gegentheil davon thun, und dieses desto öfterer wiederholen, je saurer es uns geworden ist.

4) Daß wir nie vergessen, Gott um den Beystand seines heiligen Geistes zu bitten, durch dessen Unterstützung und Hülfe wir in unserm Besserungskampfe glücklich seyn, und zuverlässig siegen werden.

5) Daß wir ja nicht sicher werden und uns schon für tugendhaft halten, wenn wir etwa eine Zeitlang glücklich genug gewesen wären, die alten Fehler zu vermeiden.

Endlich 6) daß, falls ein unversehener Umstand uns hinrisse, wieder einmal nach alter Weise zu sündigen, wir alsdann beyleibe nicht uns zu entschuldigen suchen, sondern vielmehr die Strenge der Wachsamkeit über uns verdoppeln.

34) Werden wir aber alsdann auch sicherlich uns bessern, und unsere Laster ablegen?

O ja! nur müssen wir nicht verzweifeln, wenn es uns nicht sobald gelingt. Es hält schwer, eine alte, und

und noch dazu böse Gewohnheit abzulegen. Aber stete Aufmerksamkeit und Uebung hilft am Ende gewiß. Kann doch ein Jeder durch Fleiß, Mühe und Uebung ein Gelehrter und ein großer Musikus werden, warum nicht auch tugendhaft und ein guter Christ?

35) Wenn aber ein Lasterhafter sich erst auf dem Todtenbette bekehret, kann er auch alsdann noch Vergebung hoffen?

Schwerlich; denn ist es wohl zu vermuthen, daß der heilige und gerechte Gott einen Menschen, der sein ganzes Leben hindurch ungescheut lasterhaft und gottlos gewesen ist, um so weniger Augenblicke willen, in denen er seine Bosheiten bereuet, eben so leicht selig machen könne und wolle, als den guten Menschen, der immer beeifert gewesen ist, fromm zu seyn, oder der sich doch vollkommen gebessert hat.

Zweytens kann ja ein solcher Mensch sich nicht mehr bessern, welches doch nothwendig ist.

36) Wie hat denn aber der Schächer am Kreuze von Jesu die Versicherung erhalten können: Heute wirst du mit mir im Paradiese, das ist: in der Seligkeit seyn? Luk. 23, 43.

Dieser Schächer war ja kein Bösewicht, das siehet man aus seinen Reden am Kreuze. Er kann vielmehr ein recht frommer Mann gewesen seyn, der nur das Unglück gehabt hat, Jemanden umzubringen weswegen er auch seine zeitliche Strafe litte.

37) Wenn aber ein Sünder noch vor seinem Ende sich das Verdienst Jesu gläubig zueignet, wird er alsdann nicht selig? es heißt ja: daß Alle, die an Jesum glauben, nicht sollen verloren werden, sondern das ewige Leben haben, Joh. 3, 16., und daß wir durch den Glauben das Leben haben in Jesu Namen. Joh. 20, 31.

Allerdings macht der Glaube an Jesum selig; aber nicht ein solcher Glaube. Derjenige ruchlose Sünder,

Sünder, der bey aller Bosheit seines Herzens, und ohne Lust sich zu bessern, sich auf Jesu Verdienst beruft, und deswegen getrost Vergebung und die Seligkeit erwartet, betrügt sich schrecklich. Matth. 7, 21. Jak. 2, 14. Denn an Jesum wahrhaftig glauben, heißt: seine Religion als eine wahre und göttliche annehmen, und es ihm zutrauen, daß alles, was er gesagt, gelehret, versprochen und gethan hat, wahr, gut, heilsam und zur Seligkeit nothwendig sey; woraus denn folgt, daß wir auch eifrig uns bestreben, seine Lehren und Befehle zu vollziehen.

38) So ist denn wohl nicht anders möglich selig zu werden, als nur, in sofern man nach Jesu Vorschrift wirklich fromm und tugendhaft ist?

Allerdings; und wer also noch Sünden an sich findet, der säume ja nicht; sondern eile, sich zu bekehren, und verlasse sich nicht auf falsche Hülfsmittel, Gnade bey Gott zu erlangen. Denn der Apostel Paulus warnet ernstlich: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet (das ist: nach den bösen Lüsten seines Herzens lebet), der wird von dem Fleische das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet (das ist: nach Jesu Lehren lebet), der wird von dem Geiste das ewige Leben ernten. Gal. 6, 7. 8.

Einige

Einige Klugheits- und Vorsichtigkeitsregeln.

I. Hauptsächlich für die Jugend.

Liebe und ehre deine Eltern und sey ihnen ohne Murren gehorsam, denn das hat Gott geboten und zu belohnen versprochen. Eph. 6, 2.

Thue nichts ohne ihre Erlaubniß und ohne ihren Rath, denn dadurch wirst du am sichersten erfahren, ob es recht und gut ist, oder nicht.

Habe das unumschränkteste Vertrauen zu deinen Eltern, sie sind deine besten Freunde in der Welt; und verhehle ihnen nichts, am wenigsten deine begangenen Fehler.

Ueberhaupt lüge niemals; Lügen ist ein böses Laster, das leicht zur Gewohnheit werden kann. Eph. 4, 25.

Wenn deine Eltern dich strafen, so murre nicht, sondern danke ihnen dafür, denn sie thun es, dich dadurch zu bessern. Spr. Sal. 13, 1.

Entbehre gutwillig auch deine angenehmsten Vergnügungen, in dem Fall dir deine Eltern sie untersagen; du kannst überzeugt seyn, daß sie dazu die wichtigsten Ursachen haben, die dein Bestes beabzwecken, wenn du es auch nicht einsiehest. Am sorgfältigsten hüte dich, das, was sie dir verboten haben, doch insgeheim zu thun.

Zwey muntre Knaben empfanden eine unwiderstehliche Lust, mit des Vaters Flinte zu spielen, die an der Wand hing, und die der Vater, aus gewissen Ursachen, beständig geladen zu halten genöthigt war, weswegen er ihnen auch ihre Bitte, damit spielen zu dürfen, abschlagen mußte. Anfangs that er dies mit sanfter Vatergüte unter Vorstellung der Gefahr; als aber dies nicht helfen wollte, und sie fortfuhren ihn zu bitten, that er einen Machtspruch und verbot mit strengem Ernst, an die Flinte weiter zu denken. Hier war also kein Rath, sie mußten sich zufrieden geben, und schienen es auch wirklich zu thun. Einige Tage aber darnach unternahm der Vater eine Reise, und weil er gewohnt war, bey seinen sonst guten Kindern unverbrüchlichen Gehorsam zu finden, so hatte er, leider! nicht daran gedacht, vorher die Flinte zu verstecken. Dies bemerkten unglücklicher Weise die noch immer lüsternen Knaben, und der älteste von ihnen stieg auf einen Stuhl und langte die Flinte herunter. Da gings nun an ein Streiten und Ringen, wer von beyden die Flinte besitzen sollte, unter welchem Ringen sich denn der Hahn aufzog und — die Flinte losging, wodurch ein Bauerjunge, der diesem Streit in einiger Entfernung zugesehen hatte, auf der Stelle todtgeschossen, und der eine von den Brüdern sehr beschädigt ward, beyde aber vor Schrecken ohnmächtig zur Erde stürzten. Man kann sich vorstellen, welches Herzeleid dieser insgeheim verübte Ungehorsam in der Familie angerichtet haben werde.

In der Schule sey fleißig und beeifert, etwas zu lernen; das ist ein elender Mensch, der nichts gelernet hat.

In der Lehre oder im Dienst sieh deinen Meister oder deine Herrschaft wie deine Eltern an, indem du gegen sie die nämlichen Pflichten beobachtest.

II. Im Umgange mit Andern.

[illegible] andre Leute dir thun sollen, [illegible] du wünschest, daß man's

man's dir nicht thun möge, davor hüte dich, es Andern zu thun. Dies ist eine Vorschrift Jesu, die dich vor allen Fehltritten bewahret. Matth. 7, 12.

Sey gegen Jedermann gütig, liebreich und dienstfertig, und halte deine Zunge im Zaum, so wirst du nie Feinde haben.

Sollte aber dennoch Jemand dich anfeinden, so befolge die Lehre Jesu: Matth. 5, 44., und den Rath des Apostels: Röm. 12, 20.

Traue auch deinem besten Freunde nicht so sehr, daß du ihm alle deine Heimlichkeiten offenbarest, damit er dich nicht verrathen kann, wenn er einmal dein Feind würde.

Ueber den Tadel, er sey deines Freundes, oder anderer Leute, werde nicht empfindlich, sondern prüfe dich, ob du ihn verdienest; und verdienst du ihn, so bessere dich.

Beeifre dich, vor Gott und deinem Gewissen recht zu handeln, sey ein wahrer Christ und tugendhaft; und dann laß unbesorgt die Leute reden, was sie wollen.

Ein Kandidat der Theologie von gründlicher Gelehrsamkeit und frommen Sitten, aber dabey auch von schönem langen Wuchs und gefälligem Aussehen, war in einem Ort in Deutschland als Hauslehrer angestellt, wo er übrigens ganz fremd und unbekannt war, und wo ein preussischer Werbeoffizier sich aufhielt, der vor Begierde brannte, ihn zum Rekruten anwerben zu können. Weil dieser nun keine Hoffnung hatte, dies durch List und Ueberredung zu bewirken, so gebrauchte er Gewalt, und da ihm bekannt war, daß der König befohlen hatte, alle Taugenichtse, auch wenn sie studirt hätten, unter die Soldaten zu nehmen, so machte er seinem General weiß, daß er diesen Studenten deswegen angeworben habe, weil er ein Spieler, ein Säufer und ein durchaus unwissender und liederlicher Mensch sey. Zum Glück ließ ihn der General

neral vor sich kommen. Schon seine Figur fiel ihm auf, die nichts von Lüderlichkeit verrieth, sondern vielmehr das Gegentheil ankündigte; und als er gar mit ihm sprach, entdeckte er zu seinem Erstaunen alles an ihm, was man von einem ordentlichen, gesitteten und geschickten Menschen nur fordern kann, so daß er gänzlich zu seinem Vortheile eingenommen ward. Als er nun zugleich erfuhr, daß man ihn mit Gewalt genommen hatte, ließ er ihn sogleich von allen übrigen Rekruten absondern; erkundigte sich sowohl an dem Ort, von wo er hergekommen, als auch auf der Universität, wo er studirt hatte, nach seinem Fleiß und nach seiner Aufführung, und da er allenthalben die besten Zeugnisse bekam, und eben seine Regimentspredigerstelle offen war, sorgte er dafür, daß sie mit diesem, bey ihm so verläumdeten, Kandidaten besetzt wurde. Eine Beförderung, um welche anzuhalten der Kandidat vielleicht sonst nie Wege gefunden haben würde. So ist schon mancher, der sonst wäre vergessen geblieben, durch unverschuldete Verläumdungen bekannt geworden, und hat sein Glück gemacht.

Meide aber auch den bösen Schein, denn der hat schon manchen Unschuldigen, aber Unvorsichtigen, ins Verderben gestürzt.

III. Im Hauswesen.

Lebe mit den Deinen in Liebe und Einigkeit, und ertrage gern die Fehler eines Jeden darunter; denn bist du diese Pflicht schon allen andern Menschen schuldig, wie vielmehr denen, die dir besonders angehören, und mit denen du Lebenslang verbunden bist.

Am allerwenigsten erlaube es dir, über die Vergehungen deines Ehegatten in allen Gesellschaften zu klagen, so sehr du auch Ursach dazu haben möchtest; du besserst dadurch nichts, und beschimpfest dich nur selbst.

Sorge für die christlich gute Erziehung deiner Kinder

Kinder mit angestrengter Aufmerksamkeit, und wende alles daran, was dir nur möglich ist; dann wirst du Freude an ihnen erleben, und ihren Dank noch im Grabe erhalten; wie groß aber wird dein Lohn alsdann dafür bey Gott seyn!

Ein Dieb, der gehenkt werden sollte, erblickte auf dem Richtplatz seine Mutter, die unter den übrigen Zuschauern stand und bitterlich weinte. Er bat deswegen vom Richter sich die Erlaubniß aus, mit derselben vor seinem traurigen Ende noch ein paar Worte sprechen zu dürfen. Sie ward gerufen, und er bückte sich, als ob er ihr was ins Ohr sagen wollte, biß ihr aber ein ziemlich Stück vom Ohr ab, worauf er sprach: Das habt, Mutter, zum Dank für eure schlechte Kinderzucht. Hättet ihr in meiner Kindheit mir meine kleinen Diebereyen nicht leichtsinnig übersehen und gestattet; so hätte ich nicht größere versucht, und dürfte jetzt nicht am Galgen sterben. Wie viel lüderliche Leute würden jetzt besser seyn, wenn sie nicht so unverantwortlich schlecht wären erzogen worden. Wehe den Eltern, die daran Schuld sind!

Strafe oder schelte deine Kinder niemals, wenn du im Zorn bist, sondern warte, in dem Fall sie Bestrafung verdient haben, damit so lange, bis du kaltes Blut genug hast, sie von der Nothwendigkeit derselben zuvor überzeugen zu können. Eph. 6, 4.

Arbeite, so lange du jung, stark und gesund bist, mit Fleiß und Anstrengung, und verzehre nicht unbedachtsam Alles wieder, was du mit deiner Arbeit erwirbest, sondern sammle, damit es dir im Alter, oder wenn du krank wirst, nicht an dem Nothwendigen mangeln möge.

Sey aber auch nicht karg und filzig, denn Geiz ist die Wurzel alles Uebels, sagt der Apostel. Tim. 6, 10.

Hast du Dienstboten, so gieb ihnen den versprochenen

chenen Lohn redlich, und schilt und zanke nicht ohne alle Ursach und überall; dann kannst du Liebe, Treue und Gehorsam mit Recht von ihnen erwarten.

Mußt du aber selbst dienen, so sorge für nichts eifriger, als deiner Herrschaft Achtung und Freundschaft durch Treue, Gehorsam und Unverdrossenheit zu erwerben. Eph. 6, 5-8.

Es ist aber zur Treue nicht genug, daß du selbst nichts stiehlest, noch etwas verwahrloset; du bist schon untreu, wenn du aus Nachlässigkeit es von Andern geschehen lässest, und strafbar, wenn du alsdann die Urheber solcher bösen That verhehlest.

Gewöhne dich aber auch nicht, dein Nebengesinde heimlich anzuschwärzen; sondern wenn du klagen mußt, so thue das öffentlich, damit der Verklagte sich rechtfertigen kann.

Am allerwenigsten beplaudere deine Herrschaft, und trage nicht Alles, was sie etwa in deiner Gegenwart gethan oder gesprochen hat, sogleich in der Nachbarschaft umher; es ist nichts trauriger, als wenn man vor seinem Gesinde sich ängstlich hüten muß, und nicht einmal in seinem eigenen Hause sicher seyn kann.

IV. Um sich gesund zu erhalten.

Sey reinlich, sey mäßig, und sorge für tägliche Leibesbewegung; so wirst du lange vor Krankheit gesichert seyn, und deine Gesundheit, dies edle Geschenk der Liebe Gottes, erhalten und befestigen.

Zur Reinlichkeit aber ist nicht genug, daß du dich täglich wäschest und kämmest; auch reine Kleider, und reine, trockene, gesunde Zimmer gehören dahin, vorzüglich aber eine unverdorbene Luft.

Wie sehr eine feuchte und mit faulen Dünsten angefüllte Luft der Gesundheit schadet, erfahren wir jährlich im

im Herbst und im Frühjahr, wo denn sehr viele Menschen kränken. Auch beweisen das folgende Beyspiele:

Vor wenigen Jahren hatte ein Indianischer Monarch, der mit den Engländern in Ostindien Krieg führte, hundert und zwanzig Engländer zu Gefangenen gemacht, und war so grausam, sie allesammt in ein so kleines Zimmer einsperren zu lassen, daß sie kaum neben einander stehen konnten. Es währte keine halbe Stunde, so ward's ihnen darin unerträglich warm; sie fingen an übermäßig zu schwitzen; der Athem verging ihnen; sie bekamen erschrecklichen Durst, Herzklopfen, Beängstigung, und erstickten darauf einer nach dem andern, bis auf sehr wenige, die nahe am Loche, das ein Fenster vorstellte, gestanden, und durch die wenige da hineindringende frische Luft sich erquicket hatten.

In einem zerstörten Schlosse ward ein bisher verschütteter Keller entdeckt. Als man ihn geöffnet hatte, gingen ein paar Kerls hinein, die nicht wieder herauskamen. Man wunderte sich darüber, und schickte ihnen den dritten nach, der auch da blieb. Nun wagte es Niemand mehr, hineinzusteigen, bis nach einigen Stunden der noch immer offene Keller mehr frische Luft erhalten hatte, da man denn alle drey todt herauszog.

Säubere und fege daher deine Wohnzimmer so oft es seyn kann; halte nichts Stinkendes noch Gährendes darin, sondern öffne von Zeit zu Zeit Thüre und Fenster, damit die von mancherley Ausdünstungen und Gerüchen verdorbene Luft hinausziehe und frische hereinkomme.

Vornehmlich sey vorsichtig im Einheitzen, daß kein Ofendunst noch Kohlendampf deine Stubenluft verpeste; auch hüte dich, viel nasse Wäsche oder Kleider am heißen Ofen zu trocknen, besonders des Nachts, wo alles schläft, und die Zimmer verschlossen sind.

Auch reinliches Essen und Trinken ist zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig. Fliehe demnach als ein Gift: krepirte Fische, zumal wenn sie

schon

schon einige Tage alt sind; stinkendes Fleisch, oder solches, das von ungesundem oder gar krepirtem Vieh genommen worden; ingleichen Speisen, besonders saure, die in kupfernen oder bleyernen Gefäßen schwarz geworden, oder die lange verdeckt gestanden haben, oder verschimmelt sind. Und trinke nicht leicht verdorbenes Bier, oder unreines Wasser; denn daher sind oftmals tödtliche Krankheiten entstanden.

In einem Dorfe in Frankreich kamen einige Soldaten zu einer Bauersfrau und forderten etwas zu essen, weil sie sehr hungerte. Da sie nun nichts bey der Hand hatte, als Brod und Käse und ein wenig Sauerkohl, der ihr vom vorigen Abend übriggeblieben war, so gab sie den hin. Alle aßen, und als sie satt waren, gingen sie weiter. Es währte aber nicht lange, so fing einer nach dem andern an, zu brechen, und das ward am Ende so arg, daß manche darüber gar in Zuckungen verfielen, und die Stärkern kaum vermögend waren, den nächsten Edelhof zu erreichen, wo sie Hülfe suchten und über die Bäuerin klagten, in der Meinung, daß diese ihnen Gift beygebracht. Das Weib wurde arretirt und die Kranken dem Arzt übergeben, der sie mit Mühe rettete; das Weib hingegen war unschuldig; ihr ganzer Fehler bestand in der Unvorsichtigkeit, den Sauerkohl die Nacht hindurch in einem kupfernen Kessel aufbewahrt zu haben, wodurch er giftartig geworden war.

Der Mäßigkeit befleißige dich vor allen Dingen, nicht nur im Essen und Trinken, sondern auch in deinen Vergnügungen, und im Ausbruche der Affekten, als: Zorn, Furcht, Freude u. dgl.

Iß, was dir Gott beschereet hat, mit Dankfagung und ohne ängstliche Auswahl, nämlich so lange du gesund bist; nur nicht zu geschwinde und im Uebermaaß; die meisten Krankheiten entspringen aus einem überladenen Magen.

Unmäßiger Genuß starker Getränke verdirbt nicht nur

nur die Gesundheit des Leibes, sondern auch die der Seele, und bringt um den Gebrauch der Vernunft, um Ehre, Vermögen und Zufriedenheit. Gründe genug für jeden Vernünftigen, ihn zu verabscheuen, der zugleich als Christ die Drohung des Apostels kennt: die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben. 1. Kor. 6, 10.

Aber selbst schwache Getränke schaden, zumal eiskaltes Wasser, wenn man müde und erhitzt ist; widerstehe also deinem Durst so lange, bis du dich völlig erholt hast. Ein übereilter kalter Trunk hat schon viele ins Grab gebracht.

Auch in deinen Vergnügungen und Lustbarkeiten sey bedachtsam und weise. Unmäßige Tänze, unvorsichtiges Balgen und Ringen, unüberlegte Kurzweile haben manchen schon Gesundheit und Leben gekostet.

In Deutschland, an einem Ort, gingen drey Schuhmachergesellen bey Feyerabend auf den Boden, um da zur Lust Holz zu sägen. In der Fröhlichkeit dabey fangen sie an, einander aufzuziehen, und dieser Scherz geht in Kitzeln und Balgen über. Sie haben sich alle drey umfaßt und zerren und stoßen sich aus einer Ecke in die andere so lange, bis sie an die Luke des Bodens kommen, die mit einer dünnbretternen Thüre leicht verschlossen war. Wider diese Thüre stoßen sie im Balgen mit solcher Gewalt, daß sie aufbricht, und alle drey von oben drey Stock hoch auf die gepflasterte Gasse herunterfallen. Da dann zwey von ihnen sogleich zu Tode zerschmettert wurden, der dritte aber, der auf ihnen gelegen hatte, noch mit zerbrochenen Armen und Beinen, kaum lebendig, davon kam.

In Mitau rang vor einigen Jahren ein junger hoffnungsvoller Mensch, der eben auf die Akademie ziehen sollte, zur Lust mit einem andern, um an ihm seine Stärke zu zeigen; dieser aber drückte ihn unglücklicher Weise rücklings über einen Tisch, daß er das Rückgrad

zerbrach und in wenig Tagen elendiglich sterben mußte. Viele Freude für die Eltern!!

Bey einer überaus frohen und lustigen Gesellschaft sollte eine Magd aus dem Ofen, der in einem Kamin, in den man hineinsteigen mußte, geheitzet wurde, das Holz herausziehen, weil man besorgte, daß es zu warm werden würde. Einer von den Lustigen wollte Spaß treiben, und vermachte die Magd im Kamin, die nun durch den Rauch, der aus Mangel des Zuges auf sie eindrang, in die äußerste Gefahr kam, zu ersticken, und, weil der alberne Spaßmacher sie vergessen hatte, auch vor dem Lärmen und Jauchzen Niemand von den Uebrigen ihr Schreyen und Klopfen zu hören vermochte, gewiß erstickt wäre, wenn nicht von ungefähr Jemand im Vorbeygehen sie gehört und gerettet hätte. Indessen mußte die Magd doch diesen unzeitigen Spaß mit einer ziemlichen Krankheit bezahlen.

Nicht weniger haben Uebermaß der Affekten, als: des Zorns, der Traurigkeit, des Grams, der Furcht, des Schreckens, ja sogar der Freude, beträchtliche Zerrüttungen in der Gesundheit mancher Menschen angerichtet, und ihnen nicht selten den Tod gebracht. Hüte dich also nicht nur selbst vor ihnen, sondern auch davor, sie Andern zu verursachen, wenn du nicht Mörder deiner Brüder werden willst.

Leibesbewegung ist zur Gesundheit durchaus nothwendig; fliehe also Trägheit und Müßiggang, zu vieles Sitzen und zu langes Schlafen; denn das macht dickes, faules Blut, und erzeugt ein ganzes Heer von Krankheiten.

Die beste Bewegung macht das Arbeiten, und wir können Gott nicht genug danken, daß er uns die Arbeit zum Erwerb unsers Unterhalts nothwendig gemacht und durch seinen Apostel anbefohlen hat. 2 Thess. 3, 10-12.

Erfordert aber dein Berufsgeschäft beständiges Sitzen,

Sitzen, so unterbrich es zuweilen durch Reiten oder Gehen in freyer Luft.

V. In Krankheiten.

Gebrauche nicht sorglos Alles, was man dir anräth, sondern überlaß dich lieber der Natur, ehe du etwas verdirbst; durch unbedachtsame Quacksalbereyen hat mancher schon aus leichten Unpäßlichkeiten unheilbare Krankheiten, und aus kleinen Uebeln schrecklich große gemacht.

Vor Kurzem hatte ein deutscher Mann einen abgebrochenen Zahn, dessen übergebliebene Spitze ihm die innere Backe verletzte. Hier wäre nun das Rathsamste gewesen, auch vollends diese Spitze wegzubrechen, oder abzufeilen. Er that das aber nicht, sondern bediente sich, auf unwissender Leute Rath, verschiedener Mittel, den Schmerz zu lindern. Er nahm Franzbranntwein in den Mund, legte Kräuter und Salben auf die schmerzhafte Stelle, und vermehrte dadurch die Entzündung dergestalt, daß aus der leichten Wunde ein bösartiges Geschwür wurde, das am Ende die Backe durchfraß und in einen Krebsschaden überging, worauf alle weitere Kur unmöglich war, und ein jämmerlicher Tod erfolgte.

Besonders hüte dich vor dem so sehr gewöhnlichen Aderlassen beym Anfang einer Krankheit, es giebt viele Fälle, in denen es die Krankheit vermehrt, und wohl gar tödtlich macht, und nur sehr wenige, die aber nur ein weiser Arzt kennet, in welchen Aderlässe Nutzen stiften. So lange du aber gesund bist, ist Aderlassen gar Thorheit; es leben viele tausend Menschen ohne Aderlaß und werden alt.

Man sollte jene menschenmordenden Aderlasser, die bey geringen Leuten umherschleichen, ihre Dienste anzubieten, auch alle Andere, die ohne Bedenken bereit sind, einem Jeden, der es verlangt, die Ader zu öffnen, als wahre Landesverbrecher behandeln; sie richten oft entsetzliches Unheil an.

Zu einem Bauersmann, der ziemlich starke Kopfschmerzen hatte, kam zum Unglück ein solcher gewissenloser Afterarzt, und empfahl ihm seine Kunst, aus Begierde, ein paar Mark zu verdienen. Der Kranke war einfältig genug, sich bereden zu lassen, und jener schlug ihm die Ader in der Schläfe, nahm seinen Sechser und ging froh davon. Er hatte ihm aber die Pulsader verletzet, und kaum war nachher einer der geschicktesten Wundärzte im Stande, ihm das Leben zu retten.

Einem andern Kranken, den ein Arzt unter Händen hatte, öffnete ebenfalls ein solcher umherschleichender Aderlasser, der von ungefähr dazu gekommen war, die Ader, mit dem Versprechen, er werde ihn eher kuriren, als sein bisheriger Arzt, welches der Kranke, der gerne bald gesund werden wollte, auch glaubte. Er wurde aber darauf zusehends schlimmer und mußte ohne Rettung sterben, besonders weil der Arzt das heimliche Aderlassen nicht erfuhr.

Gieb dich auch, besonders in schweren Krankheiten, mit keinen sogenannten Hausmitteln ab, ohne den Rath eines verständigen Arztes. Von hunderten ist kaum eins ohne alle Gefahr, und schadet es nicht gleich, so kann es doch in der Folge Schaden thun. Die sichersten Hausmittel sind: Fasten, frische Luft und kühles (nicht sehr kaltes) Wasser.

Am allerwenigsten taugen die sympathetischen oder Wunderkuren, die Charaktere, Besprechungen, Einsegnungen und dergleichen; sie sind Ueberbleibsel des abgeschmacktesten Aberglaubens aus dem Heidenthum, deren sich ein Christ zu schämen hat, und Leute, die sich mit solchen Kurarten abgeben, sollten billig bestrafet werden. *)

Nimmt

*) Hier pflegt sich der Aberglaube mehrentheils mit allerley kleinen Histörchen zu vertheidigen, und den gegründeten Behauptungen einsichtsvoller Männer seine vermeinten Erfahrungen entgegen zu setzen. Es hat aber mit solchen Geschichtchen

Nimmt deine Krankheit aber zu, oder scheint sie dir sonst von Wichtigkeit und Gefahr, so eile, die Hülfe eines bekannt verständigen und gelehrten Arztes zu suchen, und warte nicht damit, bis die Wuth der Krankheit aufs Höchste gestiegen ist; es dürfte alsdann vielleicht zu spät seyn.

Ums Himmels willen aber, falls dir dein Leben und deine wahre Genesung lieb ist, vermische jenen Arzt nicht mit dem unwissenden Quacksalber; es giebt dergleichen genug im Lande, die der gemeine Mann ohne Unterschied Doktor nennt, die aber ihrer Unwissenheit und Gewissenlosigkeit wegen kaum verdienen, daß man ihnen ein Stück Vieh anvertraue. *)

Kannst du wegen Entlegenheit des Orts keinen wahrhaft gelehrten Arzt erreichen, so hast du deinen Prediger oder Herrn, der dir gewissenhaft rathen wird; und kann er das nicht, nun so überlaß dich lieber gänzlich der Natur und brauche gar nichts. Die Natur hat oft, wenn sie ungestört bleibt und durch keine fehlerhaften Kurmittel gehindert wird, Wunder gethan. **)

Bist

schichtchen und Erfahrungen eben die Bewandtniß, als mit den Erfahrungen der alten Weiber in Ansehung der Gespensterercheinungen und des Behexens. Der Einfältige höret, siehet und erfähret vieles, wo der Kluge nichts findet als Einbildung. Manche stutzigmachende Wundergeschichte würde gewiß nur Lachen erregen, wenn man sie recht untersuchen könnte.

*) Das sicherste Kennzeichen solcher unwissenden Afterärzte, Quacksalber und Betrüger ist, wenn sie für eine Kleinigkeit jede Kur übernehmen, alle Krankheiten, auch die wichtigsten, unfehlbar zu heilen versichern, und — Säufer oder Umtreiber sind. Ich begreife es nicht, wie vernünftige Leute, selbst Leute von Stande und Vermögen, es wagen können, sich solchen auffallend verdächtigen Menschen anzuvertrauen.

**) Es ist traurig, daß man hier auf dem Lande nur so entfernt aus einander recht geschickte Aerzte antrifft. Sollte nicht jeder Menschenfreund wünschen, daß auch diesem großen Uebel bald abgeholfen würde?

Bist du aber so glücklich, die Hülfe eines vernünftigen Arztes zu haben, so vertraue dich ihm auch ganz und gar. Beantworte alle seine Fragen bestimmt und ohne Rückhalt; eröffne ihm auch die kleinsten Umstände deines Befindens, und verhehle ihm selbst die Vergehungen deines vorhin geführten Lebens nicht. Er muß Alles wissen, damit er dich ganz kennen lerne.

Und dann befolge mit strengstem Gehorsam seine Verordnungen. Nimm ohne Weigerung genau nach der Vorschrift und zur angesagten Stunde die empfohlenen Arzeneyen ein, und fliehe mit äußerster Sorgfalt die Speisen, die zu genießen er untersagt hat. Es ist kaum glaublich, wie sehr eine einzige Abweichung hievon die weiseste Kur vereiteln, zum Wenigsten aufhalten kann.

Wie sehr ein unrichtiger Gebrauch der Arzeneyen oftmals schade, beweisen folgende Beyspiele:

Eine Bauersfrau hatte vom Arzt zur Heilung ihrer kranken Brust Gulardswasser empfangen, mit der Anweisung, solches mit Tüchern drüber zu schlagen, und ward davon gesund. Nach einiger Zeit ward ihr Kind krank, und zum U.glück war etwas von dem Wasser übrig geblieben. Weil es nun ihr geholfen hatte, so gedachte das einfältige Weib, es würde auch ihrem Kinde helfen, und da sie keinen äußern Schaden an demselben bemerkte, so gab sie ihm davon ein, und ließ es einen guten Schluck trinken, worauf dann das arme Kind die heftigste Bleykolik bekam, und unter grausamen Schmerzen sterben mußte.

Ein anderer einfältiger Mensch hatte verschiedene Portionen Pulver bekommen, die er alle drey Stunden einzeln einnehmen sollte. Er hatte aber eine Reise vor, und hoffte seine Genesung zu beschleunigen, wenn er alle Portionen auf einmal verschluckte. Das that er; allein es bekam ihm so schlecht, daß er beynahe darüber eine ganz andere Reise unternehmen mußte, als diejenige war, um derentwillen er seines Arztes Vorschrift übertreten hatte.

Den

Den Schaden vom Genuß verbotener Speisen erfuhr ziemlich fühlbar ein Pazient, dem Merkurialsachen zum Gebrauch verordnet, und dabey alle fette und salzige Speisen untersagt waren. Denn er ließ es sich gelüsten, eins seiner Lieblingsgerichte, nämlich gebratenen Hering, zu dem er jetzt brennenden Appetit empfand, zu essen, indem er meinte, das würde so sehr viel eben nicht schaden, und man hätte nicht nöthig, dem gar zu strengen Arzte pünktlich zu gehorsamen. Aber siehe! er bekam den Speichelfluß und andere Zufälle davon, die so schlecht waren, daß der Arzt, der zum Glück seine befriedigte Lüsternheit erfuhr, Mühe hatte, ihn wieder zurecht zu bringen, der Pazient aber viel leiden mußte.

Am allersorgfältigsten hüte dich, neben dem Arzt, auch anderer Leute Rath anzuhören und zu befolgen, so daß du zwischen seiner Kur noch anderweitige Hülfsmittel anwendest, die nicht er, sondern diese dir empfohlen haben. Es ist zum Erstaunen, welch ein Nachtheil bisweilen aus dergleichen Mischmasch von Arzeneygebrauch entstehet, und wie irre durch ihn der Arzt in seinem Verfahren gemacht wird, insonderheit wenn er heimlich geschiehet.

Dabey habe Geduld, wenn seine Arzeney dich nicht so bald gesund machet, als du es wünschest. Viele Krankheiten erfordern eine langsame, vorsichtige Kur, und oft ist es gefährlich, wenn ein Uebel schnell gehoben wird. *)

Einst ward ein venerischer Kranker vor einen Arzt gebracht. Er war so schrecklich zugerichtet, daß ihn zwey Men-

*) Dies gilt sogar von kalten Fiebern, aus deren schnellen Vertreibung tödtliche Wassersucht, Auszehrung und andere qualvolle Krankheiten zu entstehen pflegen. Besonders hüte dich, die Krätze und andere Ausschläge bloß durch äußere Anwendung von Salben und Waschwassern schnell zu heilen, die schrecklichsten Uebel, als: Blindheit, Raserey, Lähmung u. dgl., sind gemeiniglich die Folge davon.

Menschen unter den Armen führen mußten, und der Arzt an seiner vollkommenen Genesung verzweifelte, ob er gleich versprach, alle seine Kunst an ihm zu versuchen. Er konnte aber die Kur nicht sogleich vornehmen, sondern sie mußte auf einige wenige Tage verschoben werden. Als diese verflossen waren, ließ der Arzt den Kranken wieder vor sich kommen, und zu seinem Erstaunen erschien derselbe nunmehr allein, und dem Scheine nach völlig gesund. Er hatte nämlich unterdessen sich zu einem Quacksalber gewandt, und war von ihm so erstaunlich schnell kurirt worden. *) Allein es währte nicht lange, so verfiel der arme Betrogene in ein weit traurigeres Uebel. Das venerische Gift hatte sich auf die innern Theile seines Körpers geworfen und da festgesetzt. Er bekam Zuckungen und starb ohne mögliche Rettung.

VI. Bey

*) Man hört hin und wieder von mehrern solchen erstaunlichen Wunderkuren erzählen, die Bauern, Soldaten, alte Weiber, und, weiß Gott! was sonst noch für andere höchst unwissende und aus dem Hefen des menschlichen Geschlechts hergenommene Leute, an Pazienten vollendet haben sollen, deren Uebel die gelehrtesten Aerzte für unheilbar zu erklären pflegen, als: überhand genommener Krebsschaden u. dgl. Und da das Personen erzählen, denen man sonst keine vorsätzliche Unwahrheit zutrauen darf; so sieht man sich gezwungen, es als wahr gelten zu lassen, so unmöglich es auch zu seyn scheinet. Denn wo sollten wohl dergleichen Leute so ein vortreffliches, sicher wirkendes Heilmittel herhaben? Warum ist das der ganzen übrigen und gelehrten Welt unbekannt und im dicksten Dunkel verborgen? Warum giebt sich keiner von den Männern, die doch ihre ganze Lebenszeit und all ihr Vermögen darauf verwenden, um ihre medizinische Kenntniß zu bereichern, auch kein einziger von ihnen, ernstlich Mühe, selbst wenn es tausend und mehr Thaler kosten sollte, dies Mittel zu erfahren? — Fürwahr, hier steht aller Verstand stille! Entweder ist es dennoch Unwahrheit; oder die Wunderkur ist von eben der Art, wie obige, daß zwar dadurch das unheilbare Uebel auf eine Zeitlang unsichtbar gemacht, keinesweges aber wirklich gehoben wird, worauf alsdann ein weit schrecklicheres erfolget. In welchem Fall es freylich nicht werth ist, von wahren und vernünftigen Aerzten gebraucht zu werden, und die armen Kurirten höchst zu bedauern sind.

VI. Bey der Krankenpflege.

Sorge für möglichste Reinlichkeit des Kranken. Halte ihn, so lange er's leiden kann, außer dem Bette; säubere sein Lager und sein Zimmer täglich oft; gieb ihm oft ein reines, aber trockenes und an einem hellen Feuer (nicht auf Kohlen) gewärmtes Hemde, und schaffe ihm frische Luft, doch ohne Zugwind.

Heitze das Zimmer des Pazienten nicht sehr stark, und bedecke ihn nur ganz leicht; es ist ihm äußere Kälte zuträglicher als Wärme, besonders wenn er selbst Hitze hat.

Vorzüglich müssen Pockenpazienten durchaus in kühlen Zimmern liegen, und es ist wahrer Unsinn, sie am heißen Ofen, über und über bedeckt, zu betten; lieber trage sie dafür hinaus in die kalte frische Luft.

Hingegen bey Masern darf schon etwas mehr Wärme statt finden; nur sorge für reine frische Luft, z. E. durch Eröffnung eines Fensters, jedoch so, daß beyleibe kein Zugwind den Kranken berühre.

In allen hitzigen Krankheiten muß der Pazient viel trinken; nöthige ihn also dazu, so oft du kannst, und reiche ihm sein Getränk, er mag Durst haben oder nicht. Die besten Getränke für ihn sind: Gersten gekocht, und das Wasser davon mit ein wenig Honig und Weinessig versetzt; oder reines ungekochtes Wasser mit geröstetem Grobbrod, oder Wasser mit Kranichsbeeren.

Hingegen nöthige ihn durchaus nicht zum Essen; kein Pazient stirbt vor Hunger, und jeder Bissen, den ein schwerer Kranker wider Willen genießt, ist ihm Gift.

Sorge für möglichste Stille um den Kranken, besonders wenn er schwer danieder liegt. Alle Besuche sind ihm lästig und sogar schädlich; je weniger Menschen

schen er um sich hat, und je weniger mit ihm geredet wird, desto besser.

Gieb auf alle Veränderungen des Kranken, so wie auf die Wirkung der ihm beygebrachten Arzeneymittel, wohl Acht, damit du im Stande bist, dem Arzte davon bestimmte und sichere Nachricht zu geben.

Stirbt der Kranke, so hüte dich sorgfältig, ihn vor dem dritten Tage zu begraben, es sey denn, daß ein ziemlich starker Leichengeruch dich von der Gewißheit seines Todes sicher überzeugt. Man hat, leider! Beyspiele, daß ein solcher zu schnell Begrabener zuweilen wieder erwacht ist, weil er nur in starker Ohnmacht gelegen; und stelle dir das Schreckliche vor, wenn er alsdann vor Angst und Verzweiflung sich im Sarge durch deine Schuld zu Tode klopfen muß.

Sehr leicht hätte vor wenigen Jahren ein Bauer aus unserer Gegend dies schaudererregende Unglück haben können. Es war auf der Rückreise von Mitau, wohin er Holz geflößt hatte, als er nicht weit von seinem Gesinde erfuhr, daß sein Weib, mit dem er sehr gut gelebt hatte, desselben Morgens plötzlich gestorben sey. Unter jämmerlichem Geschrey eilte er sogleich zum Sarge und warf sich trostlos über die Leiche her. Die andern Gesindsleute aber zogen ihn mit Gewalt davon weg und führten ihn nach der Stube, wo er sich in stummer Betrübniß an den Ofen setzte. Nicht lange hatte er da gesessen, als er zum Schrecken aller Anwesenden erstarrt zur Erde niederfiel. Man hielt ihn für todt, und machte nun nach Bauersitte alsbald Anstalt, ihn zu entkleiden, um ihn abzuwaschen und aus der Stube nach der kalten Kleete zu bringen, indeß Andere schon geschäftig waren, einen Sarg zu besorgen. Glücklicherweise erfuhr das sein Prediger, der nicht weit vom Gesinde wohnte, und kam herbeygeeilt, als man dem vermeinten Todten eben das Hemd abziehen wollte. Das ließ nun der Prediger, wie man leicht denken kann, nicht zu, sondern sorgte, obgleich die Umstehenden meinten, daß das nur vergebliche Mühe

seyn

seyn würde, dafür, daß der freylich meist erstarrte Körper stark gerieben wurde, hielt ihm starkriechende Sachen unter die Nase, wusch ihm die Schläfe mit Essig, öffnete ihm die Ader, goß ihm etwas Essig mit Wasser in den Mund, und der scheinbare Todte kam endlich völlig wieder zu sich selbst, lebt noch und ist frisch und gesund. Wie aber, wenn nun der Prediger nichts davon erfahren, und man ihn so begraben hätte? — — O, sollten nicht die Gutsherren aufmerksamer auf ihre Leute seyn!

Zu Königsberg starb unlängst ein junges Mädchen dem Scheine nach an einem Schlagfluß. Weil das nun mitten in den Hundstagen geschah, und man sich vor Leichengeruch fürchtete, so legte man denselben Abend die vermeinte Leiche in einen Nothsarg, den man, wie gewöhnlich, mit hölzernen Nägeln ziemlich fest vernagelte und zur Kirche ins Gewölbe trug. Nach vier Tagen geschah die öffentliche Beerdigung mit einem leeren Paradesarge, und man zog zur Kirche, um da den Nothsarg in diesen hineinzulegen. Aber welch ein Anblick! der Deckel des Nothsarges war merklich in die Höhe gehoben, man öffnete den Sarg und fand die Leiche mit blutig gebissenen Händen und gekrümmt auf dem Bauche liegen, und das Gesicht schrecklich verzerrt. Sie war nämlich im Sarge erwacht, hatte sich aus Verzweiflung, daß sie nicht heraus konnte, so schrecklich zugerichtet, und war endlich erstickt. Einige Vorübergehende hatten zwey Tage vorher des Abends im Gewölbe klopfen und ein dumpfes Wimmern gehört, waren aber ängstlich davon gelaufen, weil sie es für ein Gespenst gehalten hatten. Welch eine neue schreckliche Folge dieses albernen Aberglaubens!

Geneset aber der Kranke, so daß er anfängt zu gehen und Appetit bekommt, so hüte ihn mit möglichster Sorgfalt, daß er durchaus keine schwer zu verdauende Speisen genieße, und lieber oft, als viel auf einmal esse, sein Hunger mag so groß seyn, als er wolle; auch gestatte es nicht, daß er in der Meinung, er wäre schon stark genug dazu, alsbald ermüdende Arbeiten vor-

vornehme. Sehr leicht kann dadurch ein Rückfall eintreten, an dem er sterben müßte.

VII. In andern Unglücksfällen.

Wenn einer schleunig krank wird, irre redet, wie todt in den Schlaf sinket, in Zuckungen geräth, das Gesicht, die Augen, Hände und Füße jämmerlich verdreht, oder sonst andere fürchterliche Zufälle bekommt, so sey kein solcher Thor, daß du glaubest, er sey behext worden, sondern untersuche, ob er nicht etwas Giftiges genossen habe. Es giebt viele giftige Pflanzen, deren Genuß mancherley sonderbare Erscheinungen verursachet.

Ist nun ein solches Unglück geschehen, so eile, dem Kranken viel, sehr viel, so viel als er nur bezwingen kann, Buttermilch oder andere süße Milch, und im Fall beydes nicht zur Hand wäre, laulich gewärmtes Wasser, und dazwischen Löffelvoll frisches Baumöhl, das nicht ranzig ist, trinken zu lassen, bis er sich erbricht. Will dies Erbrechen nicht bald erfolgen, so kitzele ihn mit einer Feder im Halse, und gieb ihm wieder zu trinken. Mittlerweile muß aber der Arzt schleunig herbeygeholt werden, sonst ist der Unglückliche ohne Rettung des Todes.

Den tollen Hundebiß bey Menschen und Vieh mit beschriebenen Zetteln kuriren wollen, ist die albernste Thorheit, die gedacht werden kann, und bleiben alsdann auch viele gesund, so ist zuverlässig der Hund, von dem sie gebissen worden, nicht toll gewesen. Hat aber Jemand das Unglück, den Biß von einem wirklich tollen Hunde zu erleiden, so eile, die Wunde mit recht scharfer Aschlauge zu wiederholtenmalen auszuwaschen, unausbleiblich aber den Arzt sogleich zur Hülfe zu rufen.

Hast

Hast du das Unglück, daß dir die Backe, oder Nase, oder Hände und Füße erfroren sind, so gehe beyleibe nicht an den warmen Ofen, du bereitest dir dadurch den kalten Brand; sondern reibe dich sogleich mit Schnee, oder stecke die erfrornen Glieder in Wasser, das voll Eis und Schnee ist. Sogar ganz erfrorne Menschen kann man noch retten, wenn man sie über und über in Schnee verscharret, oder in eiskaltes Wasser bis an den Hals untertauchet.

Ein Bauer hatte ein armes Kind aufgenommen und so weit erzogen, daß er es irgendwo anderwärts in Diensten geben konnte, welches er wünschte, weil er seiner Dienste nicht bedurfte. Einst, als er ein Geschäft in der Stadt hatte, und dahin fahren mußte, nahm er das Kind mit; es fror aber ganz erbärmlich, und weil das Kind schlecht bekleidet war, erfror es unterweges stockſteif. Als der Bauer das bemerkte, erschrack er, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Indessen war das Kind todt, und er mußte seine Reise fortsetzen. In dieser Verlegenheit dachte er nun bey sich selbst: todt ist einmal das Kind und begraben muß es werden; aber was werden die Leute sagen, wenn du es todt zur Stadt bringst? Er nahm es also und verscharrte es in dem nahgelegenen Gesträuche tief unter den Schnee, damit es Niemand finden sollte, und er, wenn er von der Stadt zurückgekommen seyn würde, es alsdann mit nach Hause nehmen und daselbst ordentlich begraben könnte. Das geschah, er fuhr darauf zur Stadt, verrichtete sein Geschäfte, und kehrte nach Hause zurück. Als er an den Ort kam, wo er das erfrorne Kind in den Schnee verscharret hatte, und es nun herausheben wollte, fand er den Schnee umher aus einander geworfen, und kein Kind war weder zu sehen, noch zu hören. Er suchte weinend allenthalben rund herum, weil er besorgte, daß etwa Hunde oder Wölfe seine Leiche ausgegraben und weggeschleppt haben möchten, aber nirgends war das Geringste zu finden. Weinend und schluchzend fuhr er daher nach Hause, und wie er daheim kam, erzählte er voll Betrübniß dies Unglück seinem Weibe,

Weibe, die ihn herzlich auslachte und versicherte, der Junge wäre vorgestern frisch und gesund zu Fuß nach Hause gekommen und säße jetzt hinterm warmen Ofen. War der Bauer nicht bestürzt, so wurde er's jetzt, aber er hatte nicht Ursach dazu, denn eben der Schnee, in den er den Jungen vergraben hatte, hatte allen Frost aus ihm herausgezogen, und ihn wieder lebendig gemacht.

Willst du dich vor Erfrieren sichern, so trinke ja nicht viel Branntwein, sondern lieber gewärmtes starkes Bier, und iß dich ordentlich satt. Und damit dir deine Füße nicht erfrieren, so umwinde sie unter den Strümpfen mit Papier, oder beschmiere sie mit Fett, und gehe viel.

Einen Ertrunkenen, wenn du ihn bald habhaft werden kannst, rolle beyleibe nicht, wie, leider! oft geschieht, über Fässer, oder hänge ihn bey den Füßen auf, in der Meinung, daß das verschluckte Wasser aus ihm herauslaufen solle, du tödtest ihn dadurch gewiß, falls noch Leben in ihm ist; sondern eile, ihn auszukleiden, gut abzutrocknen und mit gewärmten wollenen Decken oder Pelzen überall zu bedecken, dabey reinige ihm den Mund von allem Schlamm, und reibe ihn mit warmen wollenen Lappen allenthalben, besonders in der Herzgrube und längs dem Rückgrade. Hilft das nicht, so vergrabe ihn in warmen Pferdemist in einem warmen Stall, doch so, daß sein Gesicht frey bleibt, und laß ihn so lange liegen, bis der Arzt kommt, der ohne Anstand herbeygerufen werden muß.

Von Kohlendampf und Ofendunst, oder von böser Kellerluft Erstickte, bringe ungesäumt hinaus in die frische Luft, entkleide sie ganz nackend, und begieße sie mit eiskaltem Wasser über und über zu wiederholtenmalen bis zur Ankunft des Arztes, der das Weitere besorgen wird.

Ueberhaupt sind diese Vorschriften nur Regeln der Vor-

Vorsichtigkeit, um nichts zu versäumen, oder gar zu verderben; die eigentliche Hülfe muß man vom Arzte, oder andern verständigen Männern erwarten. Siehe auch das Noth- und Hülfsbüchlein.

Wenn du unglücklich genug bist, vom Feuer heimgesucht, und um alle das Deinige gebracht zu werden, so verzage nicht wie ein Heide, der von Gott nichts weiß, sondern bedenke, daß Glück und Unglück von Gott kommt, der nichts als unser Bestes wollen kann. Amos 3, 6.

Und dann gieb dir Mühe, den erlittenen Verlust durch verdoppelten Fleiß und Sparsamkeit im Vertrauen auf Gottes Segen allmählich zu ersetzen; es ist unbillig, auf menschliche Unterstützung allein zu rechnen, und schändlich, ja strafbar, seine Zuflucht zur Betteley zu nehmen.

VIII. In Bezug auf unsern bevorstehenden Tod.

Sterben ist kein Unglück; scheue also keinesweges den Tod selbst, wohl aber die Folgen darauf jenseits des Grabes. Phil. 1, 21., Ebr. 9, 27.

Sorge täglich dafür, zum Sterben bereit zu seyn; denn wer kann wissen, wenn, wo und wie der Tod dich überfällt. Mancher stand munter und gesund am Morgen auf, und hat den Abend doch nicht erlebt. Ps. 90, 5. 6.

Denke deshalb oft an dein Ende; dieser Gedanke wird dich zugleich vor Leichtsinn und manchen Ausschweifungen bewahren, und dich kräftigst antreiben, in guten Werken, in Tugend und Frömmigkeit zu trachten nach dem ewigen Leben. Ps. 90, 12.

So lange es aber der Vorsicht gefällt, dein Leben zu fristen, so lange hüte dich mit größter Sorgfalt vor

Allem,

Allem, was dir tödtlich werden kann, Jede Verwegenheit, jede That, die dich um Gesundheit und Leben bringt, ist ein Selbstmord.

IX. Um sich einer glücklichen Ewigkeit zu versichern.

Befolge treu und sorgfältig die Vorschriften Jesu und seiner Apostel; denn dazu ist uns Jesus von Gott gesandt worden, daß wir von ihm lernen sollten, nicht nur in diesem Leben, sondern hauptsächlich nach dem Tode glücklich zu werden. 1. Tim. 1, 15.

Aber diese Vorschriften findest du in der Bibel, forsche also darin mit Fleiß; hast du aber weder Zeit genug, noch Fähigkeit dazu, so gieb Acht auf den Unterricht deiner Lehrer, und thue Alles, was sie dir aus Gottes Wort gewissenhaft anrathen.

Bestehe dabey nicht hartnäckig auf alten von Kindesbeinen an geglaubten Meinungen; deine Seligkeit ist viel zu wichtig, als daß du sie auf bloßen Eigensinn gründen solltest, sondern laß dich belehren. Ebr. 13, 17.

Hauptsächlich befleißige dich mehr des Thuns, als des neugierigen Nachgrübelns. 2. Tim. 2, 23. Gott wird dereinst nicht fragen, was du geglaubt, sondern wie du gelebt hast. Matth. 25, 34-36., Matth. 7, 21-23.

Des

Elementarbuchs

vierter Theil,

welcher

das Schreib- und Rechenbuch enthält.

Anweisung zum nöthigsten Schreiben.

Wie unumgänglich nöthig es sey, fertig und mit Verstand und Ueberlegung lesen zu können, wenn man als ein guter Christ und ehrlicher Mann in der Welt leben, und nicht durch gänzliche Unwissenheit sein zeitliches und ewiges Glück versäumen will, das wird ein Jeder aus dem Bisherigen zur Genüge ersehen und zum Theil gefühlet haben. Aber eben so nöthig, und einem rechtschaffenen Manne unentbehrlich, ist auch Schreiben, wenigstens deutsch Schreiben. Es giebt tausend Fälle und Umstände, in welchen man in Verlegenheit geräth, und sich blindlings auf die Ehrlichkeit anderer Leute verlassen muß, welches doch sehr mißlich ist, wenn man nicht selbst schreiben, noch Geschriebenes lesen kann. Aus der Ursache bemühe man sich, die Buchstaben und Vorschriften, welche auf nachstehenden Seiten, zu der Absicht, mit Schreibschrift gedruckt worden, so lange nachzuschreiben, bis man die Fertigkeit erlangt hat, sie ohne Vorschrift eben so gut zu machen. Nachgehends soll auch der einfachste und unentbehrlichste Unterricht in der Rechtschreibung und im Briefschreiben gegeben werden.

Buchstaben zum Nachschreiben.

a b c d e f g h i k l m n o p q
r s s t u v w x y z.

d dt f ff h ch i j k ck l ll s ss st ß sch t tt
z tz th aa ä au ay ee ei eu ey ie ö ü.

am bm dm em fm gm hm im km lm
om pm qm rm sm tm um vm wm
xm ym zm aam äm aym dtm eim
eem eum eym ffm iem ckm llm ssm
ßm stm schm öm thm ttm üm tzm.

ma mb md me mf mg mh mi mk ml
mo mp mq mr ms mf mt mu mv mw
mx my mz mä may mei mey mff
mie mck mö mss mst msch mth mü mtz.

mag gar wer dir von nur taub träg
sehr heut ihm wohl süß kahl sack rasch
warm steif freud quitt mund schwarz.

A B C D E F G H I K L M N
O P Q R S St T U V W X Y Z.

Am Bm Cm Chm Dm Em Fm Gm Hm
Im Km Lm Nm Om Pm Qm Rm Sm
Stm Tm Um Vm Wm Xm Ym Zm.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 100. 1000.

Vorschrift zum Zusammenschreiben.

Gott ist die Liebe, dies ist eine Wahrheit, die mehr Beweise für sich hat, als Sterne am Himmel und Sandkörner am Ufer des Meeres sind, die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückseligkeitsfähige Wesen im Himmel und auf Erden beweiset und ewig beweisen wird. Gott ist die Liebe, er will allen seinen Geschöpfen wohl; will, daß sie alle glückselig seyn, freuet sich ihrer Glückseligkeit, befördert dieselbe unaufhörlich auf alle mögliche Art und Weise, und findet in der Beförderung derselben seine eigene höchste Glückseligkeit. Das, o Mensch, das rufet dir die ganze Natur, und insbesondere deine eigene, die menschliche Natur; das rufet dir die Religion und das Christenthum mit lauter, unverhörbarer Stimme zu. Oeffne nur deine Augen, sieh dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und sieh, ob du nicht allenthalben die deutlichsten Spuren des Wohlwollens, der väterlichen Fürsorge und Liebe Gottes findest.

Regeln zum Rechtschreiben.

I. Wie du aussprichst, so buchstabire auch.

Anmerk. Diese Regel gilt nicht überall. Es giebt Buchstaben, deren Aussprache beynahe gleich lautet, und bey denen es doch nicht einerley ist, welcher von ihnen geschrieben wird, als: f und v, j und g, d und t, ä und e, ö und e, äu und ei, ü und ie. Auch das e wird sehr verschiedentlich ausgesprochen. Diese Schwierigkeit erleichtert folgende Regel:

II. Schreibe fleißig gedruckte Sachen ab, und gieb auf jedes Wort wohl Achtung, wie es buchstabiret worden.

III. Wenn du zweifelhaft bist, ob du ö oder e, ä oder e, äu oder ei, ü oder ie schreiben sollst, so untersuche, ob das Wort, das du schreiben willst, nicht von einem andern Worte herkomme. Hat dann dies andere Wort ein o, so schreibe dein Wort mit ö, nicht mit e; hat es a, so schreibe ä, nicht e; hat es au, schreibe äu, nicht ei; hat es u, so schreibe ü, nicht ie. Z. E. Thörigt kommt her von Thor. Väterlich kommt her von Vater. Gesäubert kommt her von Sauber. Füße kommt her von Fuß, Küsse von Kuß.

IV. Zu Anfange eines Wortes schreibe niemals ck oder tz, sondern immer k oder z; ck und tz wird nur in der Mitte oder am Ende gebraucht, wenn vorher einer von diesen Buchstaben: a e i o u y au äu ä ei ie oder ö stehet, als: Katze, Zickel.

V. Das lange ſ muß niemals am Ende, und das kleine s niemals zu Anfange eines Wortes geschrieben werden. Es ist also ein großer Fehler so zu schreiben: unſ, waſ, sünder, seyn.

VI. Mit großen Buchstaben zu Anfange schreibe:

1) Alle Namen ohne Unterschied, als: Mitau, Rußland, Peter, Anna.

2) Alle

2) Alle diejenigen Wörter, vor welchen du das Wörtchen ein oder eine, imgleichen viel oder viele vorsetzen kannst, als: ein Mensch, eine Frau, ein Haus, eine Gabel, ein Raum, eine Tugend, viel Roggen, viele Leute.

3) Alle Wörter, mit welchen du etwas zu schreiben anfängst.

4) Auch jedesmal, wenn ein Punkt gewesen, mußt du wieder mit einem großen Buchstaben anfangen.

VII. Wenn du am Ende einer Zeile ein Wort nicht völlig ausschreiben kannst, weil der Raum mangelt, so theile es so, wie du zu buchstabiren gelernet hast, als: mensch-lich, ta-pfer, Ge-lehr-sam-keit.

VIII. Beobachte im Schreiben deine Gedanken, und unterscheide sie zum wenigsten genau durch Komma und Punkt. Das Komma setze, wenn dein Gedanke zwar schon verständlich, aber noch nicht geendigt ist, und einen Punkt setze, wenn du ihn völlig geschlossen hast. Frägst du, so setze das Zeichen ? und bey einem Ausruf das Zeichen !

Unentbehrlicher Unterricht im Briefschreiben.

Ein Brief soll den Mangel der mündlichen Unterredung ersetzen; er muß daher nichts mehr enthalten, als was man dem Andern sagen würde, wenn man persönlich bey ihm wäre.

Aus der Ursache fange deinen Brief gerade mit der Sache selbst an, von der du reden willst. Hast du um etwas zu bitten, so bitte ohne Umschweife; mußt du etwas melden, oder hast du worüber zu klagen, so thue es ohne lange Vorrede und mit wenig Worten. Die kürzesten Briefe sind die besten.

Die

Die Anfangsworte: Gott zum Gruß! oder: Alles Liebes und Gutes zuvor! u. dgl.; womit noch manchmal Briefe angefangen werden, sind nicht mehr im Gebrauch und fallen ins Lächerliche.

Bediene dich, so viel möglich, keiner französischen oder lateinischen Ausdrücke, als: Courage, Gratulation, inkommodiren, charmant, u. s. w. Deutsche Briefe muß man deutsch schreiben, und schreibst du die ausländischen Wörter falsch, so erregst du nur Mitleiden, oder wirst zum Gelächter.

Künstele nicht ängstlich an deinem Vortrage; so natürlich, wie du reden würdest, mußt du auch schreiben; nur sorge für Deutlichkeit und vernünftigen Zusammenhang, damit man dich verstehen kann.

Entwirf deinen Brief vorher auf ein besonderes Stück Papier, und schreibe deine Gedanken so ganz ungezwungen hin. Alsdann lies laut und aufmerksam durch, was du geschrieben hast, auf daß du erfahrest, ob Alles verständlich sey, und ob du nicht hin und wieder ein Wort ausgelassen, oder gar etwas Nöthiges vergessen habest; und dann bessere das, und schreib Alles ins Reine.

Nimm aber dazu kein bloßes Flick Papier, sondern einen halben Bogen, der in Quart zusammen gebogen worden, damit du deinen Brief fest zusammenlegen und gut versiegeln kannst. Daß das Papier gerade beschnitten seyn muß, verstehet sich von selbst.

Mit Titulaturen gieb dich nicht ab; einem Manne von deinem Stande darf man's nicht verargen, wenn er aus Unbekanntschaft mit den Würden und Ehrenunterscheidungen der Menschen dawider verstößt, man erwartet von dir nur Sachen, nicht Worte. Nenne die Person, an die du schreibst, so, wie du sie mündlich nennen würdest, oder zu nennen gewohnt bist.

Schreib

Schreib aber die Wörter: Sie, Ihnen, Ihr, und alle andere, womit du sie anredest, immer mit großen Anfangsbuchstaben; hingegen die Wörter: ich, mir, mich, mein, die du von dir selbst gebrauchst, immer klein.

Wenn du an Vornehmere, als du bist, schreibest, so bestelle keine Grüße, man lacht dich nur damit aus.

Deine Unterschrift bestehe bloß in deinem Namen, und wenn der, an den du schreibst, dich nicht kennt, auch in der Anzeige deines Standes und Gewerbes; ob du sein Freund, sein dienstwilliger, oder ergebenster, oder gehorsamer, oder unterthänigster Diener u. s. w. bist oder nicht, daran ist nichts gelegen, sind auch oft nur leere Worte.

Vergiß nicht den Ort, wo du geschrieben hast, auch nicht den Tag, an welchem du es gethan, und das Jahr unten im Briefe anzumerken; das ist durchaus nothwendig.

Schreibe deinen Brief so leserlich und gut, wie möglich; es ist nichts unangenehmer, als eine unleserliche, schlechte Schrift, in der man alles errathen muß, und oft nicht errathen kann.

Hast du im Schreiben dich versehen, so setze nicht ein Wort aufs andere, sondern streiche das fehlerhafte Wort mit einem feinen Strich aus, und schreib dann das rechte darüber. Kommt das aber zu oft, so schreibe deinen Brief lieber von Neuem ab. Dasselbe thue auch, wenn Dintenkleckse darauf sind.

Lege deinen Brief so zusammen, daß, wenn er versiegelt worden, man nichts davon lesen kann. Wie das geschehen kann, mußt du dir von Andern zeigen lassen.

Zum Versiegeln nimm feinen Lack; der grobe ist wohlfeiler, hält aber nicht fest, und ein damit versiegelter Brief geht leicht von selbst los.

Das schicklichste Pettschaft ist dein gestochener Name. Mit gleichviel was für einem Sinnbilde, oder gar mit Geldstücken und bunten Metallknöpfen den Lack bedrücken, giebt Veranlassung zum ungestraften Aufbrechen.

Die Aufschrift gehört für den Postmeister, daß er wisse, wohin der Brief gehen soll, und für den Postillion, daß er sehe, an wen er ihn abgeben soll. Schreibe also die Aufschrift so, wie du sie ihnen mündlich sagen würdest, und auf folgende Art:

An den
Herrn von Lilienstengel
Erbherrn auf Groß Goldanger
in
Memel.

An den
Herrn Diakonus Caspari
in
Magdeburg.

An den
Herrn Bürgermeister Knipperdolling
in
Leipzig.

An

An den
Herrn Maurermeister Gabler
in
Danzig.

An die
Frau Schneidermeisterin Zippel
in
Mitau.

Ist aber die Person, an welche dein Brief abgegeben werden soll, an dem Orte, wo sie sich aufhält, unbekannt, oder nicht lange ansäßig, so mußt du auch ihre Wohnung aufschreiben, und wenn mehrere des Namens da sind, auch ihre Taufnamen, als:

An den
Herrn Klempnergesellen
Johann Friese
gegenwärtig beym Meister
Franzmann
in
Dresden.

An
Gottfried Sigmund Bergmann
beym Schuhmacher Griffel in der Lehre
in
Goldingen.

Ob

Ob übrigens der, an den du schreibst, dein Sohn, dein vielgeliebter Vater, dein hoher Gönner u. dgl. ist oder nicht, das hat der Postmeister und Postillion nicht nöthig zu wissen.

Eben so unnütze ist es auch, den ganzen Titel mit allen Würden und Besitzlichkeiten des Mannes, der deinen Brief lesen soll, auf die Aufschrift zu setzen, oder die Wörterchen: Wohledlen, Hochedelgebornen, Hochwohlgebornen u. s. w., ängstlich beyzuschreiben. Der Postillion kann damit nichts anfangen, und verständige Leute haben sich längst über solchen Höflichkeitsüberfluß hinweggesetzt.

Ganz vergeblich aber, und oben drauf lächerlich, ist eine solche Aufschrift, wie diese: Dieses gelange an meinen lieben Sohn Fritz, zu erfragen oben im dritten Stock. Was soll der Postmeister damit? Es giebt viele Fritze in der Welt, und dabey weiß er ja nicht einmal, nach welcher Stadt er den Brief bestellen soll. So ein Brief kann nicht anders als verloren gehen.

Hast du deinen Brief auf der Post bezahlt, so schreibe darauf: Postfrey, damit der Empfänger ihn nicht noch einmal bezahlen darf.

Wenn du Geld, oder Banknoten, oder auch eine Sache, die einen bestimmten Werth hat, mit einem Briefe oder in demselben verschicken willst, so mußt du selbst persönlich den Brief und das Geld unversiegelt aufs Posthaus bringen, damit es der Postmeister sehen könne; falls du aber dies selbst zu thun nicht nahe genug bist, so mußt du einen Andern auf Stempelpapier dazu bevollmächtigen. Dies ist jetzt Kaiserliche Verordnung.

Bist du an einem fremden Ort, wo du Briefe erwarteſt, so melde dich ungesäumt beym Postmeister, damit

damit er dich finden kann, wenn der Brief ankommt; sonst sendet er ihn zurück.

Folgende Briefe sind Beyspiele zu obigen Regeln, und können zugleich füglich als Muster zur Nachahmung dienen.

Ein Amtsverwalter schreibt an seinen Herrn.

Gnädiger Herr!

Vor einigen Tagen kam ein rigascher Kaufmann hieher, der auf tausend Lof Roggen einen Kaufvertrag schließen wollte, mit dem Beding, ihm denselben mit der ersten Schlittenbahn nach Riga zu liefern. Er bietet acht und dreyßig Rthlr. Albts. für die Last, und verspricht, sogleich beym Empfang zu bezahlen. Wir haben Vorrath genug und können so viel abmissen, auch halte ich den Preis für ziemlich annehmbar. Ich bitte mir darüber Ihre Befehle aus.

Sandthal,
den 20. Oktober 1803. Johann Silberfeil.

Ein Zimmermann bietet einem Edelmann seine Dienste an.

Hochwohlgeborner Herr!

Man hat mir gesagt, daß Sie einen Bau vorhaben. Falls Sie nun noch mit keinem Zimmermann versehen seyn sollten, so erlauben Sie, daß ich mich Ihnen empfehle. Ich verspreche für einen billigen Arbeitslohn gute und ungesäumte Arbeit, mit und ohne eigene Handlanger, wie Sie es befehlen werden. Bitte aber um baldige Antwort, weil ich indeß mich leicht sonst anderswo versagt haben könnte.

Ernst Drastein,
Meister des Zimmergewerks,
wohnhaft in der Poststraße.

Mitau,
den 6. Febr. 1803.

Ein

Ein Maurer schreibt an den andern.

Liebster Freund!

Bey dem Herrn von Palmzweig auf Eschekeln habe ich ein Wohngebäude zu mauern übernommen; ich brauche aber dabey einen Gehülfen, um den Bau noch diesen Sommer, wie ich versprechen müssen, zu vollenden. Deswegen wäre es mir lieb, wenn Sie nicht schon anderswo Arbeit hätten, und mir bey diesem Bau helfen könnten; auch fehlen mir noch ein paar Gesellen. Um beydes bitte ich Sie, nur muß ich bald Nachricht haben, damit ich nicht in Verlegenheit komme. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre Frau.

Tuckum,
den 7. März 1803. Herrmann Schwabe.

Ein Schuhmacher an einen Gerber.

Lieber Herr Schwager!

An Ueberbringer dieses Briefes, meinen Lehrburschen, bitte ich, zwey Decher recht gute, schwarze Kalbshäute, und eine Haut schweißgahr Sohlleder verabfolgen zu lassen. Auf kommenden Johannis will ich's mit allem Dank richtig bezahlen. Nur melden Sie mir den Preis jetzt, damit ich mich in Zeiten anschicken kann, Wort zu halten. Könnten Sie mir auch ein paar Häute Bindsohlleder zugleich mitsenden, so wäre es mir lieb. Ich empfehle mich Ihrer Freundschaft, und wünsche wohl zu leben.

Friedrichstadt,
den 10. May 1803. Elias Senfkorn.

Ein Riemer bittet um Geldvorschuß.

Hochwohlgeborner Herr!

Ich habe Gelegenheit, jetzt einen sehr vortheilhaften Lederhandel zu machen, es fehlt mir nur an dem dazu nöthigen

nöthigen Gelde. Von Ihrer Gnade gegen mich, so wie von Ihrer Güte gegen alle Menschen überzeugt, wage ich es, Sie um funfzig Reichsthaler Vorschuß zu bitten, welches Geld ich heiligst verspreche, Ihnen auf kommende Weihnachten dankbarlichst wieder zuzustellen. Sie machen mich durch diese Wohlthat in der That glücklich, indem ich alsdann nicht nur auf das Leder selbst ansehnlich vortheile, sondern auch zu den bevorstehenden Märkten viele Arbeit vorräthig anfertigen kann; und Glücklichmachen ist ja Ihre Freude. Vergeben sie mir diese dreiste Bitte, deren Erhörung mich Zeitlebens zur innigsten Erkenntlichkeit verpflichten wird.

Durben,
den 1. July 1803. Friedrich Saftgrün.

Mahnbrief an einen vergeßlichen Schuldner.

Liebster Freund!

Schon vor vierzehn Tagen war die Zeit verflossen, in welcher Sie mich zu bezahlen versprachen. Jetzt habe ich mein Geld nöthig, und kann nicht länger, als höchstens noch vierzehn Tage, darauf warten. Deshalb bitte ich sie ganz ernstlich, dafür zu sorgen, daß ich alsdann unausbleiblich befriedigt werde. Es sollte mir leid thun, wenn ich, als Ihr Freund, gezwungen würde, Sie noch einmal, und dann weit ernstlicher, als jetzt, um mein Geld zu bitten, hoffe aber, daß Sie es so weit nicht kommen lassen werden. Rechnen Sie übrigens auf meine unveränderte Dienstbeflissenheit.

Grobin,
den 12. April 1803. Jakob Friedrich Hagmann.

Bitte

Bitte um noch rückständige Bezahlung.

Hochwohlgeborner Herr!

Seit einigen Monaten bin ich, leider! ohne Arbeit und Verdienst, und habe doch täglich Geld nöthig. Verzeihen Sie also gnädigst, daß ich in dieser Verlegenheit mich erkühne, Sie um die kleine Summe zu bitten, die ich bey Ihnen noch stehen habe. Könnten Sie mir dieselbe jetzt zukommen lassen, so würden Sie mich durch solche Gewogenheit zu dem innigsten Dank verpflichten.

Doblenscher Sandkrug, den
24. May 1803. George Amboß.

Einladung zur Gevatterschaft.

Lieber Herr Vetter!

Meine Frau ist den 5. dieses Monats glücklich niedergekommen, und Gott hat mir einen muntern Jungen beschert. Morgen, als den 19., wird er in meinem Hause getaufet werden, und Sie verbinden mich zu dem innigsten Danke, wenn Sie dabey einen Taufzeugen abgeben wollen. Das ist es, warum ich Sie hiedurch bitte, indem ich Sie zugleich von meiner Freundschaft und aufrichtigen Achtung versichere.

Mitau,
den 18. Januar 1803. Franz Michael Webermann.

Eine andere Einladung an eine Predigerfrau.

Hochzuehrende Frau Pastorin!

Da ich gesonnen bin, meine neugeborne Tochter, von der meine Frau vor vier Tagen durch Gottes Gnade glücklich entbunden worden, kommenden Sonntag in der Kirche taufen zu lassen, und ich mir die Ehre wünsche, dies Kind von Ihnen zur Taufe gehal-

ten

ten zu sehen; so erlauben Sie, daß ich Sie gegenwärtig darum bitte. Sie werden mich durch diese Gefälligkeit überaus verpflichten.

Im Feldkruge nach Krons-Sussey gehörig,
den 21. Junii 1803.

George Heinrich Willehorst.

Bekanntmachung einer Verlöbniß.

Liebster Bruder!

Ich weiß, du nimmst an meiner Freude Theil; freue dich denn mit mir. Vor einigen Tagen habe ich meine älteste Tochter, Katharina Gerdrutha, einem braven Manne zur Ehe versprochen, dem Sattlermeister Wilhelm Otto Seiffart, der sich in Jakobstadt gesetzt, und da das Bürgerrecht erworben hat. Ich habe geglaubt, Dir und den Deinigen diese Nachricht schuldig zu seyn. Grüße und küsse deine Frau und Kinder von uns allen.

In der Althöffschen Mühle,
den 3. August 1803. Otto Rembrandt.

Antwort und Glückwunsch.

Liebster Bruder!

Allerdings freue ich mich über die Verlobung Deiner lieben Tochter gar sehr, und wünsche Dir und Ihr von ganzem Herzen Glück dazu. Ich kenne Ihren Bräutigam, er ist in der That, wie du schreibst, ein braver Mann, und ich hoffe, es wird Ihr die Wahl niemals gereuen. Für die brüderliche Bekanntmachung danke ich Dir, und bitte Gott, daß er es Ihr und Euch allen wohl gehen lassen möge.

Seeberg,
den 12. Aug. 1803. Dietrich Leopold Rembrandt.

Hochzeitsbrief.

Theuerester Herr Oheim!

Der 23. Tag dieses Monats ist zu dem festlichen bestimmt worden, an welchem meine Tochter mit ihrem Bräutigam unter dem Gebet und den Segenswünschen unser aller das Bündniß knüpfen soll, das sie auf ewig zu der Seinigen machet. Ihr frommer Segen wird nicht wenig zu dem Glück des neuen Ehepaars beytragen, so wie Ihre Gegenwart uns alle erfreuen wird. Aus der Ursache bitte ich Sie, uns mit den werthen Ihrigen an besagtem Tage zu besuchen, und mit einer geringen Bewirthung gütigst vorlieb zu nehmen.

Neuenburgscher Heydekrug,
den 20. Sept. 1803. Johann George Ohslieb.

Kondolenz oder Beyleidsschreiben.

Werther Herr Vetter!

Daß der Tod Ihrer lieben, braven Gattin mich herzlich betrübt habe, darf ich wohl nicht erst versichern, da Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe. Ich kenne auch die Größe ihres Verlusts und stelle mir ihr Leiden vor; aber unfähig, selbst Sie zu trösten, flehe ich zu Gott, daß er es thun möge, und daß er das Kreuz, so er nach seiner Weisheit Ihnen jetzt auferlegt hat, durch angenehmere Beweise seiner Vaterliebe Ihnen erleichtern, und Sie wiederum beglücken möge. Schonen Sie Ihre Gesundheit zum Heil Ihrer verlassenen, guten Kinder, sie und ich bitten Sie darum. Rechnen Sie auf meine nie wankende Freundschaft.

Illurt,
den 5. December 1803. Christoph Ernst Bodenrad.

Noch

Noch ein anderes und kürzeres.

Wertheste Frau Vetterin!

Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen. Aber das hat Gott gethan, der nur aus Güte den Tod Ihres lieben Mannes hat zulassen können, und auch im Wittwenstande zu beglücken weiß. Vertrauen Sie ihm nur immerdar, und weinen Sie zwar, Sie haben dazu Ursach, aber mit Schonung Ihrer Gesundheit, deren jetzt ihre Kinder so sehr bedürfen. Die Meinigen empfehlen sich Ihnen allerseits bestens.

Wenden,
den 6. November 1803. Philipp Seegrün.

Andere Arten von Schriften,

als: Miethkontrakte, Schuldscheine, Schuldverschreibungen oder Obligationen, Quittungen oder Empfangscheine und dergleichen, thut man wohl, sie nach richtigen Formularen abzufassen, weil leicht darinnen etwas versehen werden kann. In folgenden Formularen müssen die Namen, und was sonst noch, nach Beschaffenheit der Umstände, abzuändern ist, wohlbedächtig abgeändert werden.

Formular zu einem Miethvertrag.

Im untergesetzten Dato ist folgender Miethkontrakt und Vergleich zwischen uns beyden Endesunterschriebenen wohlbedächtig verabredet und geschlossen worden, nämlich:

Ich Wilhelm Anton Schminke eines Theils, vermiethe und übergebe, vom 1. September dieses jetzt

laufenden Jahres an, dem ehrsamen Schneidermeister Friedrich Gottlieb Schäferstock, als meinem künftigen Mieth- und Heuermann, mein bey der kleinen Pforte gelegenes mir eigenthümlich gehöriges Haus, nebst dabey befindlichem Viehstall, Gehöfte und Gartenraum, zur selbsteigenen Wohnung und Gebrauch, für den jährlichen Miethzins von 60 Reichsthalern in Albertus, schreibe: Sechszig Reichsthaler in Albertus, die ich halbjährig, jedesmal zu dreyßig Reichsthaler, den 1. September und den ersten April voraus bezahlt von Ihm erwarte. Wobey ich verspreche und angelobe, besagten nächsten 1. September, als an welchem Tage er einzuziehen gedenkt, alles im guten, festen, baugerechten Stand versetzet zu haben, und so forthin immer unverweigerlich zu erhalten; auch Ihn, so lange er seine Heuer richtig bezahlt, und sein übriges Versprechen ehrlich erfüllt, nicht anders, als nur höchst dringenden Falls, und dann erst nach halbjähriger Aufsage, in seinem Miethbesitz zu stören.

Ich Friedrich Gottlieb Schäferstock hingegen versichere hiedurch andern Theils, dem ehrsamen Kauf- und Handelsmann, Wilhelm Anton Schminke, für dessen Haus, Viehstall, Gehöft und Gartenstelle, bey der kleinen Pforte gelegen, so ich von Ihm, als Eigenthümer, zu meiner selbst eigenen Wohnung und Gebrauch geheuert habe, die verabredete und von mir gutwillig zugestandene jährliche Miethsumme von 60 Reichsthalern in Albertus, schreibe: Sechszig Reichsthaler in Albertus, vom 1. September dieses Jahres an, richtig und in guten vollwichtigen Albertusthalern zu bezahlen, dergestalt, daß dies, von besagtem Tage an, mit dreyßig Reichsthaler Albertus jedesmal den 1. September und den 1. April unausbleiblich geschehen soll; wobey ich Ihm zu seiner Sicherheit

cherheit all mein beweg- und unbewegliches Vermögen, das gegenwärtige sowohl, als das noch zu erwerbende, so viel dazu vonnöthen ist, ausdrücklich und ohne Vorbehalt sammt und sonders verpfände, und verspreche, sein mir zur Heuer überlassenes Eigenthum weder muthwillig zu verderben, noch auf andere Weise zu verwahrlosen, sondern, so lange ich es zum Genießbrauch besitze, als mein eigenes sorgfältig zu hüten und zu bewahren, wenn ich gleich für unvermeidliche Unglücksfälle und Schadenstände, die Gott abwenden wolle, nicht haften kann; auch kleine Reparaturen und Besserungen an Fenstern, Schlössern und Dach, die nicht über drey Reichsthaler Ausgabe verursachen, wie nicht weniger das fleißige Schornsteinfegen, auf meine Kosten selbst zu besorgen, und überhaupt Alles zu leisten, was einem guten, redlichen Miethmanne gebühret. Ueberdem versichere ich dem Herrn Eigenthümer, so lange er sein mir gethanes Versprechen richtig hält, ohne Noth nicht auszuziehen, wenn das aber geschehen müßte, ein halbes Jahr vorher Aufsage zu thun.

Urkundlich ist dieser Mieth- und Heuerkontrakt zweymal gleichlautend abgeschrieben, und beyde Abschriften und Exemplare von uns beyderseits eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden; wobey wir zugleich allen etwanigen Ausflüchten und listigen Vorbehalten, auch allen Rechtswohlthaten oder Regeln, sie mögen beschaffen seyn und Namen haben, wie sie wollen, als ehrliche Männer hiemit ausdrücklich entsagen.

So geschehen Mitau, den 13. Junius 1803.

(Siegel) Wilhelm Anton Schminke,
meine eigene Hand und mein Siegel.

(Siegel) Friedrich Gottlieb Schäferstock,
meine eigene Hand und mein Siegel.

Anmerk.

Anmerk. Das Papier dazu ist ein ganzer Bogen, der nicht beschnitten worden, und soll der Kontrakt zugleich gerichtliche Gültigkeit haben, so muß er auf einem Stempelbogen geschrieben seyn. Dasselbe ist auch bey folgendem Formular zu beobachten.

Formular zum Obligations-Blankat.

Obligations- und Pfandverschreibungs-Blankat, zur beliebigen Erweiterung nach den Gesetzen, gegeben von mir inwendig Unterschriebenen für mich, meine Erben und Erbnehmer, dem (Hochwohlgebornen Herrn Ewald Sebastian von Dettlof, Erbherrn der Breunhöfschen Güter,) auf die Summe von (100 Reichsthalern in Albertus, schreibe: (Ein hundert Reichsthaler in Albertus,) welches Kapital ich heute baar und in vollwichtigen Albertusthalern von demselben (zum Ankauf meines in der Schreiberstraße gelegenen Hauses) empfangen, und folglich zu meinem wahren Besten und Nutzen wohl verwendet habe, solches mit sechs pro Cent Interessen jährlich zu verzinsen, und so bald es verlangt wird, jedoch nach vorhergeschehener halbjähriger Aufsage, an Ihn, oder getreuen Inhaber dieser Obligation, baar und richtig in ebenfalls guten, vollwichtigen Albertus-Reichsthalern unfehlbar wieder zu erlegen; bey allgemeiner und besonderer Verpfändung aller meiner beweg- und unbeweglichen Haabe, und namentlich meines (zum Theil mit diesem Gelde erkauften) Wohnhauses, so viel im nicht erfolgten Zahlungsfall zur Erlegung des Kapitals, der Interessen und Unkosten vonnöthen seyn möchte; und mit ausdrücklicher Erlaubniß, sie ohne fernere Rekognition, als welche hiemit geschiehet, gehörigen Orts ingrossiren

und

und korroboriren zu lassen. Gegeben, Mitau den $\frac{12}{24}$. Juny 1803.

Anmerk. Was in diesem Formular innerhalb den Klammern ( ) stehet, wird nach Erforderniß der Umstände anders bestimmt oder weggelassen. Das Papier dazu ist ein ganzer unbeschnittener Bogen, auf dessen letzte Seite das Blankat geschrieben wird. Die Namensunterschrift und das Siegel des Schuldners kommen inwendig auf der dritten Seite etwas nach unten. Daneben muß auch ein Zeuge sich mit unterschreiben, und wenn die Obligation ein Frauenzimmer stellet, noch ein Anderer, den sie sich zum Assistenten oder Beystand erwählet hat.

Schuldscheine oder Reverse.

1) Ich Endesgenannter bekenne Kraft dieses, daß ich dem wohledlen Herrn Kaspar Weichling 24 Reichsthaler Albertus, schreibe: Vier und zwanzig Reichsthaler in Albertus, schuldig bin, die er mir baar vorgestrecket hat, und die ich ihm nächstkommenden Franciscimarkt richtig und baar zu bezahlen verspreche, wobey ich Ihm von meinem Vermögen so viel verpfände, als dazu nöthig ist. Bauske den 5. August 1803.

24 Rthlr. in Alb.

Johann Bernhard Silberstoff.

2) Bey einem Handel auf Wolle bin ich Endesbenannter dem Herrn Theodor Brandstätt, Amtmann auf Kielwerder, zwölf Reichsthaler Alberts schuldig geblieben, die ich auf bevorstehenden Michaelistag richtig

tig zu bezahlen angelobe. Kielwerder, den 15. März 1803.

12 Rthlr. in Alb. Gotthard Friedrich Volkmann.

Quittungen oder Empfangscheine.

1) Sechs Reichsthaler in Albertus, als die jährlichen Interessen meines bey dem Hochwohlgebornen Herrn von Rosenschild stehenden Kapitals von Einhundert Reichsthaler in Albertus, habe ich von demselben auf das vergangene Jahr richtig erhalten, welches ich durch gegenwärtige Quittung dankbarlichst bescheinige. Mitau, den $\frac{2}{24}$. Juny 1803.

Eberhard Lustwald.

2) Daß bey mir ein versiegelt Päckchen, bezeichnet: An den Herrn Jakob Schwärmer in Libau, zur weitern Beförderung richtig abgeliefert worden, bescheinige hiemit. Krebskrug, den 6. May 1803.

Dietrich Freymann.

Assignation oder Anweisung.

An Vorzeiger dieses beliebe der Herr Peter Simon Kästner auf diese meine Anweisung 10 Reichsthaler, sage: Zehn Reichsthaler in Albertus, auszuzahlen, und mich indeß als Schuldner gütigst anzunehmen. Hasenpoth, den 25. März 1803.

10 Rthlr. in Alb. Ferdinand Sigismund Heunisch.

Ver-

Verdeutschung einiger oft vorkommenden fremden Wörter und Ausdrücke.

Accord, Einigung, Verabredung.
Acten, gerichtliche Schriften.
Adresse, Anweisung, Ueberschrift eines Briefes.
Agio (Ahschio) oder l'agio (Lahsche), Aufgeld.
Anno, im Jahr.
Assignation, schriftliche Anweisung.
Avertissement, Nachricht, Anzeige.
Blancat, ein unterschriebenes, aber leeres Papier, zur Vollmacht oder Obligation.
Carte blanche (blangsch), eben ein solches Papier.
Capital, Hauptstuhl.
Casse, baares Geld, auch Lade dazu.
Commerz, Handel und Wandel.
Compliment, Gruß, Verbeugung, höfliche Redensart.
Condoliren, Mitleid bezeigen.
Consens, Einwilligung.
Conto, Rechnung.
Contract, schriftlicher Vertrag, Vergleich.
Copie, Abschrift.
Corroboriren, gerichtlich bekräftigen, bestätigen.
Courage (Kurahsche), Herz, Muth.
Credit, Glaube, Vertrauen im Borgen.
Creditor, Gläubiger, der Geld ausgeliehen hat.
Cultivirt, in Wissenschaften, Künsten, Sitten und Artigkeiten geübt.
Datum, Tag und Jahr, da etwas geschrieben worden.
Debitor, Schuldner.
Dito, eben dasselbe.

Et cætera, ꝛc., und so weiter.

Exemplar, eine Schrift oder Buch von den vielen, die gleichlautend abgeschrieben oder gedruckt worden.

Gage (Gahsche), Sold, Gehalt, Lohn.

Gratulation, Glückwunsch.

Hypothek, unbewegliches Unterpfand.

In folio, ist ein Bogen Papier, so wie er gewöhnlich ist, in zwey gleiche Hälften zusammengelegt.

In quarto, ist er, in der Mitte zusammengebogen, daß vier Blätter entstehen.

In octavo, ist er, zweymal zusammengebogen, daß daraus acht Blätter werden.

Incommodiren, beschwerlich fallen.

Industrie, Arbeitstrieb, Geschicklichkeit.

Infame, ehrlos, schmachverdienend.

Ingrossiren, ins Gerichtsbuch verzeichnen.

Interessen, Zinsen, Gewinnst, Nutzen.

Intrigue (Intriege), listiger Streich, heimlicher Betrug.

Item, desgleichen, eben so.

Loco Sigilli (L. S.), statt des Siegels.

Manu propria, mppr., mit eigener Hand geschrieben.

Meriten, Verdienste, löbliche Thaten.

Monopol, Alleinhandel, Alleingewerb.

Nota bene, NB., merke wohl.

Obligation, Schuldverschreibung.

Pactum, Vertrag, Vergleich.

Patron, Gönner, auch Dienstherr.

Pension (Pangsion), Zehrgeld, jährlicher Unterhalt.

Petition, Bitte, Gesuch.

Poen, Strafe.

Prä-

Pränumeration, Vorausbezahlung.
Præter propter, so ungefähr.
Privilegium, Freyheitsbrief, Vorrecht.
Pro cento, für das Hundert.
Pro et contra, für und dawider.
Prompt, bereit, schnell, genau.
Quadrat, □, Viereck.
Recognition, Widererkennung, Anerkennung der Gültigkeit.
Retour (retuhr), zurück.
Revers, Versicherungsschein.
Statuten, Land- und Stadtrechte.
Subscribiren, durch Unterschrift versichern.
Transport, Abführung, Fortschaffung.
Vacant, leer, ledig.
Vice, der eines Andern Stelle vertritt.

Kurze und einfache Anweisung zum allernöthigsten Rechnen.

Die Rechenkunst ist gleichfalls für den vernünftigen und rechtschaffenen Mann eine höchst unentbehrliche Sache. Er hat ihrer fast in allen Angelegenheiten und Geschäften seines Lebens nöthig, wenn er nicht betrogen werden, noch sich selbst irren, noch Andere verletzen will. Sie enthält aber hauptsächlich fünferley Arten von Verrichtungen in sich, als:

1) Zah-

1) Zahlen aussprechen, oder Numeriren.
2) Zusammenzählen, oder Addiren.
3) Von einander abziehen, oder Subtrahiren.
4) Vervielfältigen, oder Multipliziren.
5) Theilen, oder Dividiren.

In allen diesen Rechnungsarten soll hier, so viel als zum gemeinen Leben nöthig ist, kürzlich Anleitung gegeben werden.

I. Vom Aussprechen der Zahlen oder Numeriren.

§. 1. Schon auf der ersten Seite dieses Elementarbuchs, beym A B C ganz unten, sind unter den lateinischen Buchstaben, die als Zahlzeichen gebraucht werden, kleine Ziffern beygedruckt, die ihre Bedeutung anzeigen. I nämlich bedeutet die Zahl eins, V fünfe, X zehn, L funfzig, C hundert, D fünfhundert, M tausend. Der Gebrauch aber und das fernere Aussprechen derselben beruhet auf folgender Einrichtung: Was diesen Buchstaben zur Linken stehet, vermindert ihre Zahlbedeutung, was aber ihnen zur Rechten stehet, daß vermehret sie. Als zum Exempel V bedeutet 5, IV aber nur 4, weil ein I zur Linken stehet, VI, VII, VIII heißt 6, 7, 8, weil das I zur Rechten V um 1, 2, 3 vermehret. Eben so heißt IX nicht mehr 10, sondern nur 9, weil das I zur Linken es um eins vermindert, dagegen heißt XI, XII, XIII, 11, 12, 13. Und so ist es auch mit L, LX, LXX, LXXX heißt 60, 70, 80. Imgleichen mit C, denn CX heißt 110, CXX 120 u. s. w., CC heißt 200, CCC heißt 300, DC aber 600, DCC 700 und DCCC 800. Unsere jetzige Jahrzahl wird geschrieben: MDCCCX, und die folgende MDCCCXI.

Was

Was hingegen die Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 bedeuten, und wie sie ausgesprochen werden müssen, wenn sie entweder einzeln stehen, oder zu zwey, zu drey, und zu vier beysammen sind, wird schon bey Gelegenheit des A B C lehrens gezeiget worden seyn, und kann hier am Besten mündlich wiederholt werden.

Die ganze Sache nämlich beruhet darauf, daß die erste Ziffer (von der rechten Hand zur Linken gerechnet) nur Einheiten, die zweyte aber Zehner, die dritte Hunderte, und die vierte Tausende andeutet. Und so geht's dann immer weiter fort, wenn nämlich fünf, sechs und mehrere Ziffern beysammen sind, als: 3524637918. Da bezeichnet dann die fünfte Ziffer Zehntausende, die sechste Hunderttausende, die siebente Tausendmaltausende oder Millionen, die achte zehn Millionen, die neunte hundert Millionen, die zehnte tausend Millionen, die eilfte zehntausend Millionen, die zwölfte hunderttausend Millionen, die dreyzehnte tausendmaltausend Millionen oder eine Billion, die vierzehnte zehn Billionen, die funfzehnte hundert Billionen u. s. w.

Woraus erhellet, daß die zur Linken stehende Ziffer immer zehnmal mehr gilt, als die neben ihr zur Rechten befindliche. Da, wo das Zeichen 0, welches Nulle heißt, gesetzet worden, fehlt eine Ziffer, und da wird nichts ausgesprochen.

Zur geschwindern Uebersicht einer langen Reihe Ziffern pflegt man, wenn sie ausgesprochen werden soll, allemal der dritten einen Punkt unter, und der vierten einen andern Punkt oben über zu setzen, als: 3524637918, und alsdann zeiget immer der untere Punkt die Hunderte, und der obere Punkt die Tausende an.

an. Man spricht demnach obige Zahl also aus: dreytausend fünfhundert und vier und zwanzig Millionen, sechshundert sieben und dreyßigtausend, neunhundert und achtzehn.

Exempel zur Uebung.

Schon punktirte Zahlen.	Müssen erst punktirt werden.
92576	10000
370634	765432
6029178	9873500
54301640	85300046
347057809	150005587
1236470354	3677389996
23145062782	50123693745
574328956110	669988552233
1000000000000	3218467153164

Anmerk. Hier ist bey den punktirten Zahlen statt des zweyten Oberpunktes ein + gesetzet worden, welches im erstern Falle Million und im zweyten Billion andeutet. Man gebraucht auch oft statt der Punkte nur ein Komma, das dann zwischen der dritten und vierten Ziffer gesetzt, und durch Tausend ausgesprochen wird, als: 258,000.

§. 2. Brüche nennet man diejenigen Ziffern, welche die Theile einer Sache bezeichnen. Denn ein jedes Ding kann sowohl in zwey Hälften, als in 3, in 4, in 5, in 10, 20 und mehrere Theile eingetheilt wer-

den;

den; wie z. E. ein Thaler in zwey halbe Thaler, eine Tonne in 4 Viertel oder in 8 Achtel, ein Lof in 6 Sechstel oder Külmitte u. s. w.*) Will man nun nicht das ganze Ding, sondern nur einen solchen Theil oder mehrere solche Theile davon anmerken, so bedient man sich dazu der Brüche. Die gewöhnlichsten sind folgende:

	sprich aus:	
$\frac{1}{2}$		ein halb
$\frac{1}{3}$	— —	ein Drittel
$\frac{2}{3}$	— —	zwey Drittel
$\frac{1}{4}$	— —	ein Viertel
$\frac{3}{4}$	— —	drey Viertel
$\frac{1}{5}$	— —	ein Fünftel
$\frac{2}{5}$	— —	zwey Fünftel
$\frac{3}{5}$	— —	drey Fünftel
$\frac{4}{5}$	— —	vier Fünftel
$\frac{1}{6}$	— —	ein Sechstel
$\frac{5}{6}$	— —	fünf Sechstel
$\frac{1}{7}$	— —	ein Siebentel
$\frac{2}{7}$	— —	zwey Siebentel
$\frac{3}{7}$	— —	drey Siebentel
$\frac{4}{7}$	— —	vier Siebentel
$\frac{5}{7}$	— —	fünf Siebentel
$\frac{6}{7}$	— —	sechs Siebentel
$\frac{1}{8}$	— —	ein Achtel
$\frac{3}{8}$	— —	drey Achtel
$\frac{5}{8}$	— —	fünf Achtel
$\frac{7}{8}$	— —	sieben Achtel
$\frac{1}{9}$	— —	ein Neuntel
$\frac{3}{10}$	— —	drey Zehntel
$\frac{6}{15}$	— —	sechs Funfzehntel

Man

*) So ist ein Ort $\frac{1}{4}$ vom Thaler, weil ein Thaler 4 Oerter hat. 1 Fünfer ist $\frac{1}{16}$ Thaler, weil 1 Thlr. aus 16 Fkr. bestehet. 1 Sechser ist $\frac{1}{20}$ Thlr., weil 1 Thlr. 20 Sgr. enthält. 1 Mark ist $\frac{1}{40}$ Thlr., weil ein Thlr. 40 Mk. hat, u. s. w.

Man siehet hieraus, daß die Ziffer unter dem Striche allemal die Art der Theile, in welche ein Ding eingetheilet worden, andeutet, und also zeiget, ob es Halbe oder Viertel, oder Sechstel, oder Zehntel u. s. w. sind, sie heißt deswegen der Nenner. Die Ziffer aber über dem Striche zeiget an, wie viel man solcher Halben, oder Viertel, oder Sechstel, oder Zehntel u. s. w. hat, und wird der Zähler genannt, als: $\frac{1}{2}$ Stof, $\frac{3}{4}$ Elle.

Man findet auch dergleichen Brüche sehr oft neben ganzen Zahlen stehen, als: $3\frac{1}{2}$ Thaler, $7\frac{2}{3}$ Elle Leinwand, $29\frac{5}{6}$ Lof Roggen, $148\frac{3}{4}$ Stof Branntwein u. s. w. Diese spricht man aus: drey und ein halber Thaler, sieben und zwey Drittel Elle Leinwand; neun und zwanzig fünf Sechstel Lof Roggen; hundert und acht und vierzig drey Viertel Stof Branntwein.

So wie eine Zahl ausgesprochen wird, so muß man sie auch schreiben. Dies läßt sich aber am Besten mündlich lehren.

II. Vom Zusammenzählen oder Addiren.

1. Zusammenzählen oder Addiren nennt man die Rechnungsart, da man zu einer Zahl mehrere andere hinzuzählet, um zu wissen, wie viel sie zusammen ausmachen. Man nennt dies auch Summiren oder in eine Summe bringen. Z. E. ich habe verschiedene Dinge gekauft, als: ein Paar Hühner für 6 Ferdinge, ein halb Dutzend Milchtöpfe für 9 Frd., ein Ferkel für 7 Frd., einen Sieb für 3 Frd. und eine Wurst für 2 Frd., und will nun wissen, wie viel Geld ich überhaupt dafür ausgegeben habe. Alsdann muß ich alle Zahlen, die das Geld anzeigen, unter einander schreiben und einen Strich darunter ziehen, wie folget:

6 Frd.

6 Frd.
9 =
7 =
3 =
2 =
27 Frd.

Hierauf fange ich an zu zählen (von oben oder von unten, das ist einerley, jetzt wird von oben angefangen): 6 und 9 dazu, macht 15 Frd. — 15 und 7 dazu, macht 22 Frd. — 22 und 3 dazu, macht 25 Frd. — 25 und 2 dazu, macht 27 Frd. Weil nun keine Zahl mehr übrig ist, so schreibe ich die 27 unter den Strich, und meine Rechnung ist fertig, die mir zeiget, daß ich in allem 27 Frd. ausgegeben habe.

Ich kann aber nur Dinge von einerley Art zusammenzählen. Denn 3 Eyer und 5 Schaafe machen in Ewigkeit weder 8 Eyer, noch 8 Schaafe aus, sondern bleiben immer nur 3 Eyer und 5 Schaafe. Hieraus folgt, daß, wenn ich Zahlen habe, die aus 2, aus 3, oder mehr Ziffern bestehen, ich nur die Einheiten mit den Einheiten, die Zehner mit den Zehnern, die Hunderte mit den Hunderten u. s. w. zusammenzählen kann. Und deswegen muß ich auch sorgfältig die Einheiten schnur gerade unter die Einheiten, die Zehner gerade unter die Zehner, die Hunderte gerade unter die Hunderte u. s. w. schreiben. Als z. E. ich wollte die Zahlen: 5346. 32. 183. 5. 7. 10. 9071. zusammen addiren, so muß ich sie nicht anders unter einander schreiben, als wie folget:

5346
32
183
5
7
10
9071

Alsdann zähle ich zuvörderst die erste Reihe zusammen, in welcher die Einheiten stehen, als: 6 und 2 dazu, macht 8 — 8 und 3 dazu, macht 11 — 11 und 5 dazu, macht 16 — 16 und 7 dazu, macht 23 — (Null

bedeutet nichts), folglich 23 und 1 dazu, macht 24. Diese Zahl 24 darf ich aber nicht so ganz unter den Strich schreiben, denn sie bestehet aus zwey Ziffern, davon die zur Rechten Einheiten, die zur Linken aber Zehner anzeiget; sondern ich schreibe nur die 4 gerade unter die Einheiten, wie folget:

```
5346
 32
183
 :5
 :7
 10
9071
------
   4
```

und die 2 zähle ich mit der folgenden Reihe Ziffern zusammen, als: 2 und 4 dazu, macht 6 — 6 und 3 dazu, macht 9 — 9 und 8 dazu, macht 17 — 17 und 1 dazu, macht 18 — 18 und 7 dazu, macht 25. Von dieser Zahl 25 schreibe ich dann wieder nur die zur rechten Hand stehende 5 unter die Zehner, als:

```
5346
 :32
183
 : 5
 : 7
 :10
9071
------
  54
```

und die 2 zähle ich mit der dritten Reihe zusammen, nämlich: 2 und 3 dazu, macht 5 — 5 und 1 dazu, macht 6 — 6 und 0 dazu, bleibt 6 (weil die Null nichts bedeutet); diese 6, die nur aus einer Ziffer bestehet, schreibe ich sogleich unter den Strich unter die Hunderte, wie folget:

```
5346
 : 32
 :183
 :  5
 :  7
 : 10
9071
------
 654
```

und dann zähle ich auch zuletzt die vierte Reihe zusammen, nämlich: 5 und 9 dazu, macht 14. Weil nun diese 14 zur letzten Reihe gehöret, so schreibe ich sie ohne Bedenken so ganz, wie sie da ist, unter den Strich, wie folget:

5346

5346
32
183
5
7
10
9071
14654

und alsdann ist die Rechnung vollendet, die mir anzeiget, daß die Summe aller obigen Zahlen ausmachet: 14654.

Zur Uebung sind folgende Exempel:

Man addire 1) 43. 15. 86. 71., diese Zahlen machen zusammen: 215.

2) 18. 240. 26. 1000. 501., das ist in Allem: 1785.

3) 300. 7234. 8. 172. 5093. 7356., davon ist die Summe: 20163.

4) 12345. 6789. 123. 45678. 90. 1234. 56789., das macht aus: 123048.

5) 4320. 35750. 513823. 91367. 8210. 476. 54. 321., die Summe davon ist: 654321.

6) 273849. 847362. 516273. 8495061. 72839405. 6273849. 546576. 89999. 8000., das macht Alles zusammen: 89890374.

2. Dies waren Zahlen ohne Benennung, und ohne daß man weiß, was sie vorstellen. Soll ich aber benannte Zahlen, das ist, solche, die ein gewisses Geld, oder Maaß, oder Gewicht, oder sonst etwas Zählbares anzeigen, zusammenzählen: so muß ich alle Zahlen, die von einer Benennung sind, sorgfältig unter einander setzen. Z. E. ich habe zu verschiedenenmalen Geld ausgegeben, als: einmal 5 Thlr. 3 Sgr. und 2 Frd.; ein andermal 18 Thlr. und 3 Frd.; ferner 33 Thlr. 6 Sgr. und 3 Frd.; wiederum 2 Thlr.

 und

und 9 Sfr.; zuletzt 5 Sfr. und 1 Frd. Und nun will ich wissen, wie viel das Alles zusammen ausmachet. Da darf ich dann nicht Alles ohne Unterschied durch einander schreiben, sondern ich muß Thaler unter Thaler, Sechser unter Sechser und Ferdinge unter Ferdinge setzen, wie folget:

5 Thlr.	3 Sfr.	2 Frd.
18 =	— =	3 =
33 =	6 =	3 =
2 =	9 =	— =
— =	5 =	1 =
		1 Frd.

Hierauf zähle ich erst die Ferdinge zusammen, nämlich: 2 Frd. und 3 dazu, macht 5 Frd. — 5 und 3 dazu, macht 8 Frd. — 8 und 1 dazu, macht 9 Frd. Diese 9 Frd. sollte ich nun billig unter den Strich schreiben. Weil aber in der nächsten Reihe Sechser stehen, und 9 Frd. mehr als 1 Sechser ausmachen, indem 1 Sfr. nur 4 Frd. hat *), so muß ich erst die 9 Frd. zu Sechsern machen, und alsdann die aus ihnen entstandenen Sechser zur folgenden Reihe hinzuzählen; das aber, was an den Ferdingen übrig geblieben, unter den Strich schreiben **). Da

*) Es ist bey benannten Zahlen nothwendig, daß man sich ihren Werth und ihr Verhältniß gegen einander aus den am Ende stehenden Tabellen wohl merke.

**) Wie man am besten Ferdinge zu Sechsern machet, und überhaupt jede kleine Münze, Maaß und Gewicht in größere verwandelt, wird unten beym Dividiren gelehret werden. Bis dahin kann man sich mit folgender Methode behelfen: Man schreibet nämlich auf ein Stückchen Papier 4 Striche (||||) weil ein Sechser 4 Frd. hat, und zählet dann die gefundenen Ferdinge nach diesen Strichen hinter einander ab. So oft man beym vierten Strich im Zählen gekommen, macht man einen Punkt, und siehet nachgehends zu, wie viel Punkte da sind. Diese Punkte bedeuten Sechser, und was über dem ist, sind Ferdinge. So verfährt man auch bey

Da also nun 9 Ferdinge 2 Sſr. und 1 Frd. ausmachen, so schreibe ich den einen Ferding, der übrig ist, unter den Strich gerade unter die Ferdinge, und die 2 Sechser zähle ich in folgender Reihe zu den Sechsern hinzu, als: 2 Sſr. und 3, machen 5 Sſr. — 5 und 6 machen 11 Sſr. — 11 und 9 machen 20 Sſr. — 20 und 5 machen 25 Sſr. Diese 25 Sſr. sind wiederum mehr als 1 Thlr., nämlich 1 Thlr. und 5 Sſr.; da nun in der folgenden Reihe Thlr. vorkommen, so setze ich nur die 5 Sſr. unter die Reihe der Sechser, und den Thaler zähle ich zu den Thalern hinzu, wie folget: 1 Thlr. und 5 dazu, sind 6 Thlr. — 6 und 8 dazu, sind 14 Thlr. — 14 und 3 dazu, sind 17 Thlr. — 17 und 2 dazu, sind 19 Thlr. Weil hier aber doppelte Ziffern sind, so schreibe ich (wie oben gelehret worden) nur die 9 unter den Strich, und die 1 zähle ich zu den folgenden Zehnern, als: 1 und 1 dazu, macht 2 — 2 und 3 dazu, macht 5. Diese 5 schreibe ich bey der 9, und meine Rechnung, die alsdann fertig ist, siehet so aus:

5	Thlr.	3	Sſr.	2	Frd.
18	=	-	=	3	=
33	=	6	=	3	=
2	=	9	=	-	=
-	=	5	=	1	=
59	Thlr.	5	Sſr.	1	Frd.

wodurch ich erfahre, daß die ganze Summe von allem Gelde, was ich ausgegeben habe, 59 Thlr. 5 Sſr. und 1 Frd. beträget.

Zu

bey Sechsern, die man zu Thalern machen will. Nur daß man alsdann 20 Striche haben muß, und bey dem zwanzigsten immer einen Punkt machet, weil ein Thaler aus 20 Sſr. beſtehet. Und so auch bey andern benannten Zahlen.

Zu mehrerer Deutlichkeit folgt hier noch ein ausgeführtes Exempel. Es hat nämlich ein Schneider verschiedene Kleidungsstücke verfertiget, auch Verschiedenes dabey ausgeleget. Nun will er seine Rechnung machen, um zu wissen, wie viel ihm überhaupt für Macherlohn und Auslage an Bezahlung zukommt. Alsdann schreibet er Alles unter einander, und vorzüglich das ihm zukommende Geld mit aller Sorgfalt Thaler unter Thlr. und Ferdinge unter Frd., und ziehet einen Strich darunter, wie folget:

Nota.

Verfertiget:				
Ein Kleid, dafür Macherlohn	-	2 Thlr.	20 Frd.	
Zwey Paar Unterkleider	- -	=	48	=
Einen Mantel	- -	1 =	—	=
Zwey Nachtkamisöler	- -	=	36	=
Dabey ausgelegt:				
Drey Loth Seide, kosten	- -	=	48	=
Fünf Ellen Glanzleinwand	- -	=	25	=

Nun zählet er erst die Ferdinge zusammen, und weil hier Zahlen von 2 Ziffern vorkommen, zuvörderst die Einheiten, als: 0 und 8 macht 8 Frd. — 8 und 6 macht 14 u. s. w.; kommt heraus 27 Frd. Hievon setzet er nur die 7 unter den Strich, die 2 zählet er aber mit den Zehnern zusammen, als: 2 und 2 sind 4, 4 und 4 sind 8 u. s. w.; kommt heraus 17. Diese 17 schreibet er nun zu den vorigen 7, welches dann zusammen 177 Frd. ausmachet. Weil aber dies weit mehr als ein Thaler ist, indem ein Thaler nur 80 Frd. hat, so macht er sich 80 Striche, und zählet die 177 Frd. darnach hinter einander ab, indem

dem er jedesmal beym achtzigsten Striche einen Punkt machet, der Thlr. bedeutet. Alsdann wird er finden, daß seine 177 Frd. enthalten: 2 Thlr. und 17 Frd. Die 17 Frd. setzet er darauf (anstatt der 177 Ferdinge, als welche ausgestrichen werden müssen) unter den Strich, die gefundenen 2 Thlr. aber zählet er zur folgenden Reihe der Thaler hinzu, als: 2 und 2 macht 4, 4 und 1 macht 5 Thlr. Welche 5 Thlr. er gleichfalls unter den Strich schreibet, daß also seine ganze Forderung ist: 5 Thlr. und 17 Frd.

Exempel zur eigenen Uebung.

1) Eine Wirthin hat Talg zusammen gekauft: einmal 2 Liespfund und 6 Pfund, wieder 1 Lpfd. 15 Pfd., hernach 3 Lpfd. 17 Pfd., darauf 1 Lpfd. 2 Pfd., wiederum 1 Lpfd., zuletzt 2 Lpfd. 8 Pfd. Wie viel Talg hat sie nun beysammen? Antwort: 12 Lpfd. 8 Pfd.

2) Ein Schuhmacher hat Leder gekauft: 3 Decher schwarzes Kalbleder für 5 Thlr. 6 Sgr.; 2 Decher Bindsohlleder für 2 Thlr. 17 Sgr.; eine halbe Haut Englische Pfundsohlen für 4 Thlr. 12 Sgr.; zwey ordinäre Häute zu Sohlen für 1 Thlr. 18 Sgr., und drey Häute schwarz Saffian für 2 Thlr. Wie viel hat er in Allem dafür zu bezahlen? Antwort: 16 Thlr. 13 Sgr.

3) Ein Bedienter hat für seine Herrschaft aus der Gewürzbude genommen: 3 Lpfd. feinen weißen Zucker, kosten 12 Thaler 13 Mark; 2 Lpfd. Kaffebohnen, kosten 8 Thlr. 35 Mk.; 5 Pfd. Englischen Käse zu 25 Mk.; 12 Pfd. Rauchtaback zu 3 Thlr.; ein Rieß Holländisch Schreibpapier für 2 Thlr. 20 Mk.; zwey Buch Postpapier für 20 Mk.; einen halben Anker rothen

Wein

Wein für 3 Thlr. 30 Mk. Was kostet Alles zusammen? Antw. 31 Thlr. 23 Mk.

4) Ein Amtmann hat Roggen ausgegeben: an Pehter 5 Lof 2 Külmit, an Klahwe 12 Lf. 5 Klt., an Jahne 3 Lf. 4 Klt., an Kasche 9 Lf. 3 Klt., an Willum 7 Lf. 1 Klt., an Johse 17 Lf., an Geddert 10 Lf. 2 Klt., an Jehkab 6 Lf., an Jurre 9 Lf. 5 Klt., an Sprizze 15 Lf. 1 Klt. Wie viel sind ihm nun diese Bauern zusammen schuldig? Antw. 96 Lf. 5 Klt.

5) Ein Arrendator schickt Posten nach Riga, und hat auf dem ersten Fuder geladen: 1 Spfd. 5 Lpfd. Flachs, 3 Lpfd. 17 Pfd. Butter und 5 Schock 32 Stück Knappkäse. Auf dem zweyten Fuder 19 Lpfd. Flachs, 11 Lpfd. 8 Pfund Butter und 8 Schock Käse. Auf dem dritten Fuder 1 Spfd. 12 Lpfd. Flachs und 6 Schck. 45 St. Käse. Auf dem vierten Fuder 1 Spfd. 13 Lpfd. Flachs, und auf dem fünften Fuder 28 Lpfd. Butter und 12 Schck. Käse. Wie viel hat er in Allem weggeschickt? (NB. Dies Exempel ist eigentlich ein zusammengesetztes, und da muß ein Jedes besonders, zuerst der Flachs, dann die Butter und endlich die Käse zusammen addirt werden.) Antw. 5 Spfd. 9 Lpfd. Flachs, 43 Lpfd. 5 Pfd. Butter und 32 Schock 17 St. Käse.

6) Ein Aufkäufer hat zu verschiedenenmalen gekauft: 3 Lf. 4 Klt. Roggen für 2 Thlr. 4 Sfr. und 2 Frd., 7 Lf. 2 Klt. Gersten für 3 Thlr. 7 Sfr. 1 Frd., 12 Lpfd. Hopfen für 4 Thlr. 10 Sfr., 12 Lf. 3 Klt. Roggen für 8 Thlr. 15 Sfr., 37 Lf. 5 Klt. Gersten für 17 Thlr. 13 Sfr. und 2 Frd., 2 Lpfd. 15 Pfd. Wachs für 7 Thlr. 17 Sfr. 2 Frd., 3 Lpfd. 5 Pfd. Hopfen für 1 Thlr. 6 Sfr. 1 Frd., 23 Lf. Roggen für 12 Thlr. 13 Sfr., und 12 Pfd. Wachs für 2 Thlr.

2 Thlr. 3 Sſr. und 1 Frd. Wie viel hat er Waaren erhandelt, und was kostet ihm das Alles zusammen? (Dies Exempel ist ebenfalls zusammengesetzt, und muß also Roggen, Gerste, Hopfen, Wachs und Geld, jedes besonders abgesetzt und summiret werden.) Antw. 39 Lf. 1 Klt. Roggen, 45 Lf. 1 Klt. Gersten, 15 Lpfd. 5 Pfd. Hopfen, 3 Lpfd. 7 Pfd. Wachs. Dies Alles kostet zusammen 60 Thlr. 10 Sſr. 1 Frd.

3. Brüche zu addiren, sie mögen einzeln oder mit ganzen Zahlen zusammen stehen, hat keine große Schwierigkeit, wenn man nur nicht vergißt, daß sie Brüche sind, und deswegen keine ganzen Dinge, sondern nur Theile von ganzen Dingen anzeigen. Sind nun diese Theile einander gleich, das heißt: hat man entweder lauter Halbe, oder lauter Drittel, oder Viertel u. s. w.; so darf man nur diese Halben, oder Drittel, oder Viertel u. s. w. eben so unter einander setzen, wie die ganzen Zahlen, und sie dann zusammenzählen, als:

$\frac{1}{2}$
$\frac{1}{2}$
$\frac{1}{2}$
$1\frac{1}{2}$

Hier sind lauter Halbe; ich zähle sie deswegen ohne weitere Umstände zusammen: $\frac{1}{2}$ und noch $\frac{1}{2}$ dazu, macht $\frac{2}{2}$ — $\frac{2}{2}$ und wieder $\frac{1}{2}$ dazu, macht $\frac{3}{2}$. Das ist aber nun mehr als ein Ganzes, folglich muß ich es erst zu Ganzen machen *) und dann unter den Strich schreiben $1\frac{1}{2}$.

Zur

*) Dies geschieht vorerst eben so nach Strichen, wie oben bey Verwandelung der kleinen Münze in größere gezeiget worden. Man muß aber alsdann so viel Striche machen, als der Bruch Theile anzeiget, in welche das Ganze eingetheilet worden, als nämlich bey Halben 2 Striche, bey Dritteln 3 Striche, bey Fünfteln 5 Striche, bey Zehnteln 10 Striche u. s. w. Die Ursache davon ist, weil ein Ganzes nur aus 2 Hälften, oder aus 3 Dritteln u. s. w. bestehet.

Zur bessern Deutlichkeit noch ein Exempel:

$\frac{1}{4}$
$\frac{3}{4}$
$\frac{2}{4}$
$\frac{3}{4}$
$2\frac{1}{4}$

Weil hier lauter Viertel sind, so zähle ich sie sogleich zusammen, mache aber zuletzt die gefundenen Viertel zu Ganzen, als: $\frac{1}{4}$ und $\frac{3}{4}$ dazu, macht $\frac{4}{4}$ — $\frac{4}{4}$ und $\frac{2}{4}$ dazu, sind $\frac{6}{4}$ — $\frac{6}{4}$ und $\frac{3}{4}$ dazu, sind $\frac{9}{4}$, das ist: 2 Ganze und $\frac{1}{4}$. Diese schreibe ich also $2\frac{1}{4}$ unter den Strich.

Noch ein Exempel:

$\frac{4}{7}$
$\frac{2}{7}$
$\frac{5}{7}$
$\frac{3}{7}$
2

Hier sind lauter Siebentel, die zähle ich zusammen, als: $\frac{4}{7}$ und $\frac{2}{7}$ dazu, sind $\frac{6}{7}$ — $\frac{6}{7}$ und $\frac{5}{7}$ dazu, machen $\frac{11}{7}$ — $\frac{11}{7}$ und $\frac{3}{7}$ dazu, machen $\frac{14}{7}$. Diese $\frac{14}{7}$ mache ich zu Ganzen, so kommen 2 Ganze heraus. Diese setze ich unter den Strich.

Sind aber die Theile, welche die Brüche anzeigen, nicht gleich, das heißt: sind nicht lauter Halbe, oder Drittel, oder Viertel da, sondern habe ich Halbe, Drittel, Viertel und Fünftel durcheinander; so muß ich erst die Theile gleich machen, weil ich durchaus keine andere Dinge zusammenzählen kann, als die von einerley Art sind. Um das aber zu thun, muß ich mir merken, daß $\frac{2}{4}$ eben so viel als $\frac{1}{2}$, und $\frac{2}{6}$ eben so viel als $\frac{1}{3}$ ist. Ich kann also anstatt $\frac{1}{2}$ allemal $\frac{2}{4}$ schreiben, und anstatt $\frac{1}{3}$ allemal $\frac{2}{6}$. Wenn ich nun Halbe und Viertel, oder ein andermal Drittel und Sechstel durch einander habe, so mache ich dort alle Halben zu Vierteln, und hier alle Drittel zu Sechsteln, das heißt: ich schreibe dort anstatt $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{4}$, und hier anstatt

$\frac{1}{3}$, $\frac{2}{6}$,

$\frac{1}{3}$, $\frac{2}{6}$, und alsdann kann ich sie zusammenzählen, wie z. E.

$\frac{1}{2}$
$\frac{3}{4}$
$\frac{1}{2}$
$\frac{1}{4}$
2

Hier sind Halbe und Viertel durch einander. Darum mache ich den ersten Bruch $\frac{1}{2}$ zu $\frac{2}{4}$, und den dritten Bruch, der wieder $\frac{1}{2}$ ist, ebenfalls zu $\frac{2}{4}$, und schreibe sie, gleichviel wo, auf der Seite hin, wie hier: = $\frac{2}{4}$ alsdann habe ich lauter Viertel und kann zählen: $\frac{3}{4}$ $\frac{2}{4}$ und $\frac{3}{4}$ sind $\frac{5}{4}$, wieder $\frac{2}{4}$ dazu, sind $\frac{7}{4}$ — $\frac{7}{4}$ $\frac{2}{4}$ und $\frac{1}{4}$ macht $\frac{8}{4}$, das ist: 2 Ganze. Diese schreibe $\frac{1}{4}$ ich nun unter den Strich, und meine Rechnung ist fertig.

Zu mehrerer Deutlichkeit hier noch ein Exempel:

$\frac{1}{2}$
$\frac{5}{6}$
$\frac{2}{3}$
$\frac{1}{6}$
$2\frac{1}{6}$

Hier sind Halbe, und Sechstel und Drittel durch einander. Da muß ich nun sowohl die Halben, als die Drittel, zu Sechsteln machen (weil ich mich nach dem größten Bruche richten muß). Deswegen schreibe ich anstatt $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{6}$, denn auch $\frac{3}{6}$ ist nur $\frac{1}{2}$ *), und statt des dritten Bruchs $\frac{2}{3}$ schreibe ich $\frac{4}{6}$ (denn $\frac{1}{3}$ ist $\frac{2}{6}$, folglich $\frac{2}{3}$, $\frac{4}{6}$), alsdann habe ich lauter Sechstel; diese schreibe ich

*) Das siehet man aus folgender Tabelle:

$\frac{10}{20}$, $\frac{8}{16}$, $\frac{6}{12}$, $\frac{5}{10}$, $\frac{4}{8}$, $\frac{3}{6}$, $\frac{2}{4}$, ist jedes $\frac{1}{2}$.
$\frac{6}{18}$, $\frac{5}{15}$, $\frac{4}{12}$, $\frac{3}{9}$, $\frac{2}{6}$, — — = = $\frac{1}{3}$.
$\frac{5}{20}$, $\frac{4}{16}$, $\frac{3}{12}$, $\frac{2}{8}$, — — = = $\frac{1}{4}$.
$\frac{4}{20}$, $\frac{3}{15}$, $\frac{2}{10}$, — — = = $\frac{1}{5}$.
$\frac{3}{18}$, $\frac{2}{12}$, — — — — = = $\frac{1}{6}$.

Eine bessere Art, Brüche gleichtheilig zu machen, wird unten beym Multipliciren gelehret werden.

ich irgendwo am Rande hin, so wie hier: = $\frac{3}{6}$

$\frac{5}{6}$

und zähle nun zusammen: $\frac{3}{6}$ und $\frac{5}{6}$ sind $\frac{8}{6}$ — $\frac{8}{6}$ $\frac{4}{6}$
und $\frac{4}{6}$ sind $\frac{12}{6}$ — $\frac{12}{6}$ und $\frac{1}{6}$ sind $\frac{13}{6}$, das sind $2\frac{1}{6}$. $\frac{1}{6}$
Diese schreibe ich unter den Strich. $2\frac{1}{6}$

Selten aber stehen Brüche so allein, sondern mehrentheils sind sie mit ganzen Zahlen zusammen verbunden. Alsdann schreibe ich Brüche unter Brüche und ganze Zahlen unter Ganze, wie folget:

$2\frac{1}{3}$
$15\frac{2}{3}$
$32\frac{2}{3}$
$50\frac{2}{3}$

Hierauf zähle ich nun zuvörderst die Brüche zusammen, als: $\frac{1}{3}$ und $\frac{2}{3}$ sind $\frac{3}{3}$, noch $\frac{2}{3}$ dazu, sind $\frac{5}{3}$, das sind eigentlich $1\frac{2}{3}$. Diese $1\frac{2}{3}$ schreibe ich aber nicht sogleich unter den Strich, weil nebenbey noch 2 andere Reihen ganzer Zahlen sind, sondern ich setze nur den Bruch $\frac{2}{3}$ unten gerade unter die Brüche, und die ganze Zahl 1 zähle ich mit den Einheiten zusammen, nämlich 1 und 2 dazu, macht 3 — 3 und 5 dazu, macht 8 u. s. w., wie oben gelehret worden. Wodurch ich dann die Summe $50\frac{2}{3}$ bekomme.

Exempel zur Uebung.

1) Es hat Jemand verschiedenen Leuten Geld geliehen, dem Einen $13\frac{2}{5}$ Ort, dem Andern $9\frac{4}{5}$ Ort, dem Dritten $27\frac{1}{5}$ Ort, dem Vierten $18\frac{3}{5}$ Ort, dem Fünften $35\frac{2}{5}$ Ort. Wie viel macht es in Allem? $104\frac{2}{5}$ Ort.

2) Ein Bürger ist auf sein Haus schuldig: an A. $133\frac{1}{3}$ Thlr., an B. $61\frac{5}{9}$ Thlr., an C. $33\frac{1}{3}$ Thlr., an D. $215\frac{4}{9}$ Thlr., an E. $66\frac{2}{3}$ Thlr., an F. $112\frac{2}{9}$ Thlr., an G.

G. 350 Thlr., an H. 27⅘ Thlr. Wie groß ist nun überhaupt seine Schuld? Antw. 1000 Thlr.

3) Ein Amtmann hat Weizen dreschen lassen, und aus der Riege bekommen, den ersten Tag 7 Lof 3¼ Klt., den 2ten 8 Lof 2½ Klt., den 3ten 7 Lof 5¾ Klt., den 4ten 9 Lof, den 5ten 8 Lof 5 Klt., den 6ten 8 Lof 4½ Klt., den 7ten 7 Lof 5¼ Klt., den 8ten 8 Lof 4¾ Klt., den 9ten 10 Lof 1½ Klt. Wie viel hat er nun überhaupt erdroschen? Antw. 77 Lof 2½ Klt.

Schlußanmerkung. Aus dem, was bisher vom Zusammenzählen oder Addiren ist gelehret worden, erhellet, daß diese Rechnungsart in allen Fällen gebraucht werden muß, wo man die Frage anbringen kann: Wie viel macht das zusammen aus?

III. Vom Abziehen oder Subtrahiren.

§. 1. Wenn ich 8 Thlr. im Beutel habe, und davon 5 herausnehme, um sie Jemanden zu schenken, oder sonst wozu zu gebrauchen, so sagt man: ich habe diese 5 Thlr. von den 8 abgezogen oder subtrahirt. Man siehet aber hieraus:

1) Daß diejenige Zahl, von welcher ich eine andere abziehen oder subtrahiren will, allemal größer, oder doch wenigstens eben so groß seyn muß, als diejenige, die ich abziehen will; denn wenn ich nur 3 Thlr. im Beutel habe, kann ich unmöglich 5 Thlr. herausnehmen, wenigstens müssen doch 5 Thlr. darin seyn.

2) Daß, wenn ich von der größern Zahl eine kleinere abziehe, allemal etwas übrig bleibet. So bleiben nämlich von den obigen 8 Thlrn. noch 3 Thlr. übrig,

wenn

wenn ich 5 Thlr. davon genommen habe. Dieses Uebriggebliebene nennet man den Rest.

Man thut aber am besten, daß man, beym Rechnen selbst, allemal die größere Zahl oben, und die kleinere unten schreibet, und alsdann einen Strich vorziehet. Und da auch hier keine Zahl von der andern subtrahiret werden kann, wo sie nicht beyde von einerley Art sind *); so muß ich Zahlen, die aus 2 oder mehr Ziffern bestehen, allemal so unter einander schreiben, daß die Einheiten unter den Einheiten, die Zehner unter den Zehnern, die Hunderte unter den Hunderten u. s. w. zu stehen kommen. Z. E. ich soll 3012 von 18476 abziehen, so muß ich sie nicht anders unter einander setzen, als:

18476
3012

Alsdann ziehe ich zuerst die Einheiten, nämlich die 2 von der 6 ab, und sage: 2 von 6 abgezogen, bleibt 4 übrig **). Diese 4 schreibe ich unter den Strich gerade unter die Einheiten, als:

18476
3012
4

Darauf gehe ich zur andern Reihe, wo die Zehner sind, und sage: 1 von 7 bleibt 6 übrig. Diese 6 setze ich wieder unter den Strich, und zwar gerade unter die Zehner, wie folget:

18476
3012
64

Ferner ziehe ich nun auch die Hunderte in der dritten Reihe von einander ab, und sage: 0 (oder

*) Denn wenn ich nur kleine Steine im Beutel habe, kann ich unmöglich Geld herausnehmen.

**) Wenn das Anfangs noch etwas schwer zu begreifen seyn sollte, so mache man am Rande sechs ||||||, und lösche 2 davon aus, so werden 4 übrig bleiben.

o (oder nichts) von 4 abgezogen, bleiben alle 4 übrig. Diese 4 schreibe ich unter die Hunderte, wie folget:

18476
3012
464

Nun ziehe ich auch in der vierten Reihe die Tausende ab, als: 3 von 8 bleibt 5 übrig, und setze die 5 unter den Strich, gerade unter die Tausende, als:

18476
3012
5464

Und weil in der fünften Reihe unten keine Ziffer stehet, folglich nichts abzuziehen ist, so schreibe ich die oberste 1 ohne weitere Umstände auch unter den Strich, und meine übriggebliebene Zahl, oder der Rest, heißt 15464.

Oft aber trifft es sich, daß in der obersten Zahl hin und wieder Ziffern vorkommen, die kleiner sind, als diejenigen, die man von ihnen abziehen soll, wie z. E. hier:

360951
315648

Da ist gleich zu Anfange die untere 8 größer als die obere 1. Was fange ich da an? denn wo nur 1 ist, da kann ich ja nicht 8 abziehen; da hilft man sich mit borgen. Ich muß nämlich alsdann von der nächsten Ziffer oben zur Linken, das ist von der 5, Eins borgen, und bemerke sie mit einem Punkte, welcher Punkt anzeiget, daß die 5 Eins verloren hat, und daher um Eins kleiner geworden ist, als:

36095.1
315648

Diese Eins aber, die ich geborget habe, gilt eigentlich 10, weil jede Ziffer zur Lin-

Linken zehnmal mehr gilt, als die neben ihr stehende zur Rechten. Folglich habe ich nun 10, und die vorige 1 dazu macht 11. Jetzt kann ich ganz bequem 8 davon abziehen, und sage: 8 von 11 bleibt 3 übrig. Diese 3 setze ich unter den Strich: wie folget:

36095.1
31564 8
3

Darauf gehe ich zur folgenden Reihe. Weil hier aber die 5 eins verloren hat, welches der Punkt anzeiget, so ist sie eigentlich nicht mehr 5, sondern nur 4, und ich muß sagen: 4 von 4 bleibt nichts übrig; ich setze also eine o unten, als:

36095.1
31564 8
30 3

Nun ziehe ich auch die dritte Reihe ab: 6 von 9 bleibt 3, welche 3 ich ebenfalls unten setze. In der vierten Reihe aber ist oben gar eine Null, das ist, nichts. Da muß ich nun wieder borgen, und zwar bey der nächsten Ziffer oben zur Linken, das ist, bey der 6, welches ich mit einem Punkt bemerke, wie folget:

36.095.1
31 5648
5303

Hiedurch habe ich nun 10 erhalten, und kann abziehen: 5 von 10 bleibt 5 übrig. Diese 5 schreibe ich unten und gehe weiter zur folgenden Reihe. Weil aber hier die 6 einen Punkt hat, so heißt sie nicht mehr 6, sondern nur 5, und ich ziehe ab: 1 von 5 bleibt 4. Nachdem ich diese 4 unter den Strich geschrieben habe, wie folget:

36.095.1
31 5648
45303

So subtrahire ich auch die letzte Reihe: 3 von 3 bleibt nichts übrig, das ist o. Ich darf aber diese Null nicht mehr untersetzen, weil in der letzten Stelle zur Lin-

Linken niemals eine Null stehen kann, sondern lediglich entweder zur Rechten oder in der Mitte. Der gefundene Rest ist also 45303.

Anmerkung. Das Borgen von der nächsten Ziffer zur Linken, läßt sich freylich so am leichtesten begreifen, wenn man, wie eben gelehret worden, solches durch einen Punkt oben bemerket. Man kann aber diesen Punkt auch unten setzen, als:

36 059 1
31.564.8

Und dieses macht im Abziehen keine Aenderung. Denn auf diese Art wird der untern Ziffer Eins zugelegt, und es bleibt immer eben dasselbige übrig, ich mag der obern Ziffer Eins abnehmen, oder der untern Eins zulegen, wie z. E. 4 von 4 bleibt 0: $\overset{5.}{\underset{0}{4}}$ und 5 von 5 bleibt auch 0: $\overset{5}{\underset{0}{4.}}$ Im Rechnen selbst aber giebt es Fälle, wo die letztere Art bequemer ist, als die erste. Als z. E. ich sollte 357 von 2000 abziehen. Da finde ich oben lauter Nullen, von denen ich nichts borgen kann, weil da nichts ist. Ich thue also besser, daß ich den Punkt unten setze und dadurch die untere Ziffer um Eins vergrößere, oder wo keine ist, durch den Punkt Eins mache, als:

2000
.3.5.7
1643

Und diese letztere Art wollen wir auch in der Folge beybehalten.

Exempel zur Uebung.

Man subtrahire 1) 987654321 von 999999999, so bleibt übrig: = = = 123345678.

2) 5431794361 von 8325006731 so, ist der Rest: 2893212370.

3) 987654321 von 5678900000, alsdann bleibt übrig: = = 4691245679.

4) 456712389051 von 1234567890123, bleibt Rest: = = 777855501072.

5) Von 8000000000000 ziehe ab einmal: 97856341278, von dem Reste ziehe ich wieder ab: 986745230146, alsdann wieder: 291539842857 6, so muß zuletzt übrig bleiben: 4000000000000.

6) Addire erstlich diese Zahlen: 567890, 12345, 2345678, 8976, 900000, und von der Summe ziehe ab: 3180568, so wird übrig bleiben: 654321.

§. 2. Das Subtrahiren der benannten Zahlen geschiehet eben so, nur daß man bey dem Borgen genau Acht haben muß, was die Zahl, von welcher man borget, bedeutet. Z. E. von 125 Thlr. und 2 Sgr. will ich 37 Thlr. und 9 Sgr. ausgeben, wie viel werde ich alsdann übrig behalten? Nachdem ich die Zahlen richtig unter einander gesetzet, nämlich Thaler unter Thaler und Sechser unter Sechser, wie folget:

125 Thlr. 2 Sgr.
37 = 9 =

So fange ich zuvörderst an die Sechser von einander abzuziehen. Da sind nun gleich die untern 9 Sgr. mehr als die obern 2 Sgr., und ich muß deswegen von der nächsten Ziffer zur Linken borgen. Die bedeutet aber Thaler, folglich bekomme ich hier nicht 10, wie sonst, sondern einen ganzen Thaler, den muß ich wechseln, weil ich Sechser brauche, und alsdann habe ich 20 Sechser, die vorigen 2 Sechser dazu, machen 22 Sgr. Diese 22 Sechser schreibe ich

ich nunmehr oben in die Stelle der 2 Sechser, welche ich ausstreichen muß, wie folget:

22
125 Thlr. 2 Sgr.
37. = 9 =
13 Sgr.

Und nun kann ich abziehen: 9 Sgr. von 22 Sgr. *) bleibt 13 Sgr. Diese schreibe ich unter den Strich, und gehe darauf zu den Thalern. Weil aber hier Eins geborget, und der Punkt unten bey den 37 Thlrn. gesetzet worden, wodurch diese um Eins vermehret sind, so muß ich nun nicht sagen: 7 von 5, sondern 8 von 5 kann ich nicht (weil 5 weniger ist als 8), deswegen muß ich borgen, so bekomme ich 10; 10 und die vorige 5 dazu macht 15. Also 8 von 15 bleibt 7 übrig. Diese schreibe ich unten.

22
125 Thlr. 2 Sgr.
37. = 9 =
87 Thlr. 13 Sgr.

Ferner 3 mit einem Punkt ist 4. Also 4 von 12 bleibt 8 übrig, diese 8 setze ich gleichfalls unten; so ist der ganze Rest: 87 Thlr. 13 Sgr.

Zu besserer Deutlichkeit ist hier noch ein Exempel: Von 1000 Thlr., die ich schuldig bin, bezahle ich 533 Thlr. 5 Ffr. und 2 Frd.; wie viel bleibe ich alsdann noch schuldig? Dies schreibe ich so:

1000 Thlr. — —
533 = 5 Ffr. 2 Frd.

Nämlich die Thlr. unter Thlr., und weil oben keine Fünfer und Ferdinge sind, so mache ich nur einige Striche,

*) Es ist gut, daß man sich beym Subtrahiren benannter Zahlen angewöhnet, in den ersten Reihen die ganzen Zahlen, wenn sie nicht aus gar zu vielen Ziffern bestehen, unzerstückt abzuziehen, als: 12 von 15 oder wie hier 9 von 22.

Striche, und schreibe die 5 Ffr. und 2 Frd. darunter. Nun fange ich an, erst die Ferdinge abzuziehen, weil aber oben nichts ist, so sage ich: 2 Frd. von nichts, kann ich nicht, darum borge ich bey der nächsten Zahl, das ist bey den Fünfern, als:

		5
1000 Thlr.	—	—
533	= 5. Ffr.	2 Frd.
		3 Frd.

Hier bekomme ich einen Fünfer oder 5 Frd., diese 5 Frd. schreibe ich alsdann oben, und ziehe nun ab: 2 Frd. von 5 Frd. bleibt 3 Frd. Nachdem ich solche unter den Strich gesetzt habe, gehe ich zu den Fünfern, von welchen ich geborget habe (wie der Punkt ausweiset), und die dadurch um Eins vermehret worden. Deswegen sage ich nun: 6 Ffr. von nichts, muß ich borgen bey den Thalern. Da bekomme ich nun 1 Thlr., und weil ein Thlr. 16 Ffr. hält, so habe ich alsdann 16 Ffr., die schreibe ich oben in die leere Stelle, wie folget:

	16	5
1000 Thlr.	—	—
533.	= 5. Ffr.	2 Frd.
	10 Ffr.	3 Frd.

Nun kann ich abziehen: 6 Ffr. von 16 Ffr. bleiben 10 Ffr. übrig, die schreibe ich unten, und ziehe alsdann die Thaler ab, als: 3 mit einem Punkt ist 4; 4 von 0, muß ich borgen bey der nächsten Ziffer, deswegen setze ich bey der andern 3 auch einen Punkt, und sage: 4 von 10 bleibt 6 übrig, die schreibe ich unten,

	16	5
1000 Thlr.	—	—
5.3.3.	= 5. Ffr.	2 Frd.
466 Thlr.	10 Ffr.	3 Frd.

und sage weiter: 4 von 0 kann ich wieder nicht, und

und muß borgen, also 4 von 10 bleibt 6. Endlich 6 von 10 bleibt 4. Dies ist nun der Rest von meiner Schuld, nämlich 466 Thlr. 10 Fsr. und 3 Frd.

Exempel zur Uebung.

1) Es ist Jemand mit 9 Thlrn. und 16 Sgrn. zur Stadt gefahren, um da Verschiedenes einzukaufen; wie er zu Hause kommt findet er nur noch 3 Thlr. 10 Sgr. und 2 Frd. in seinem Beutel. Wie viel hat er nun ausgegeben? Antwort: 6 Thlr. 5 Sgr. und 2 Frd.

2) Ein Amtmann hat 420 Lof 4 Külmit Roggen in der Kleete, verkauft aber davon: einmal 142 Lof 3 Klt.; 2tens 48 Lof 2 Klt.; 3tens 90 Lof 5 Klt.; zuletzt 73 Lof 1 Klr. Wie viel muß nun noch ohne Uebermaaß in der Kleete übrig seyn? (Hier werden erst alle Ausgaben an Roggen zusammen addiret, und alsdann ihre Summe von dem gewesenen Vorrathe abgezogen.) Antwort: 65 Lof 5 Klt.

3) Es ist Jemand 1735 den 28sten April geboren, wie alt ist er nun 1785 den 2ten Januar? Da muß ich das Geburtsjahr von dem gegenwärtigen abziehen, und zwar so, daß ich erst untersuche, in wie vielsten Monate des Jahres er geboren worden, und am wie vielsten Tage des Monats. Alsdann muß ich erst die Tage, dann die Monate und zuletzt die Jahrzahlen von einander abziehen, als:

1785 — Januar den 2ten
1735 — April den 28sten

Antwort: 49 Jahre 8 Monate 4 Tage.

Hier kann ich 28 Tage nicht von 2 abziehen, ich borge also bey den Monaten, und mache unten einen Punkt. Da bekomme ich 30 Tage und 2 dazu ist 32, 28 davon abgezogen, bleiben 4 Tage. April ist der vierte Monat

Monat im Jahre; weil aber ein Punkt dabey steht, zähle ich 5. Januar ist der erste Monat, also 5 von 1 kann ich nicht, darum borge ich bey den Jahren eins, und bekomme 12 Monate, 1 dazu macht 13, also 5 von 13 macht 8 Monate. Weil bey den Jahren geborgt ist, sage ich nicht mehr 5, sondern 6 von 5 u. s. w.

4) Im Jahre 1783 den 15ten November starb ein Mann, welcher 1699 den 7ten März geboren worden; wie alt ist er gewesen?

Antwort: 84 Jahre 8 Monate 8 Tage.

§. 3. Wenn Brüche von einerley Art sind, so kann man sie leicht von einander abziehen, als: $\frac{2}{7}$ von $\frac{5}{7}$ bleiben $\frac{3}{7}$ übrig; ingleichen $\frac{1}{4}$ von $\frac{3}{4}$ bleiben $\frac{2}{4}$, das ist $\frac{1}{2}$, übrig. Sind sie aber verschieden, so muß ich sie, wie beym Addiren, in Brüche von einerley Art verwandeln, als:

$\frac{1}{2}$
$\frac{3}{8}$
$\frac{1}{8}$

Hier soll ich $\frac{3}{8}$ von $\frac{1}{2}$ abziehen. Deswegen mache ich erst $\frac{1}{2}$ zu Achtel, da bekomme ich $\frac{4}{8}$, und nun ziehe ich ab: $\frac{3}{8}$ von $\frac{4}{8}$ bleibt $\frac{1}{8}$. Stehen hingegen die Brüche bey ganzen Zahlen, und der obere Bruch, von dem ich abziehen soll, ist kleiner, als der untere; so borge ich Eins von den ganzen Zahlen, und theile dies Eine in solche Theile, als ich zum Abziehen nöthig habe, wie z. E.

$7\frac{3}{4}$
$5.\frac{7}{8}$

Von $7\frac{3}{4}$ soll ich hier $5\frac{7}{8}$ abziehen. Weil nun die Brüche nicht von einerley Art sind, so mache ich sie erst dazu, wie folget: $\frac{1}{4}$ ist $\frac{2}{8}$, daher sind $\frac{3}{4}$, $\frac{6}{8}$. Von $\frac{6}{8}$ aber kann ich noch nicht $\frac{7}{8}$ abziehen, deswegen borge ich Eins von dem Ganzen, hiedurch bekomme ich 8 Achtel, diese $\frac{8}{8}$ mit den obigen $\frac{6}{8}$ zu-

sam-

sammen, machen $\frac{14}{8}$ aus, und nun kann ich abziehen, $\frac{7}{8}$ von $\frac{14}{8}$ bleiben $\frac{7}{8}$, als:

$$\begin{array}{r} 7\ \frac{6}{8} \\ 5.\ \frac{7}{8} \\ \hline 1\ \frac{7}{8} \end{array}$$

Alsdann ziehe ich auch die Ganzen ab, nämlich 6 von 7 bleibt 1. Ist also der ganze Rest: $1\frac{7}{8}$.

Exempel zur Uebung.

1) Ein Schneider verarbeitet von $18\frac{1}{2}$ Ellen Leinwand $12\frac{3}{4}$ Ellen; wie viel muß ihm noch übrig bleiben?
Antwort: $5\frac{3}{4}$ Ellen.

2) Von einer Budenrechnung, deren Summe 62 Thlr. und 20 Mk. beträgt, bezahle ich 33 Thlr. $12\frac{1}{2}$ Mk.; wie viel bleibe ich dem Kaufmann noch schuldig?
Antwort: 29 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Mk.

IV. Vom Vervielfältigen oder Multipliziren.

§. 1. Ich vervielfältige oder multiplizire eine Zahl, wenn ich sie einigemal verdoppele, und ich multiplizire sie durch eine andere Zahl, wenn ich sie so vielmal nehme oder verdoppele, als diese andere Zahl Einheiten enthält. Z. E. wenn ich 5 Frd. so oft nehme, als die Ziffer 2 Einheiten anzeiget, das ist, zweymal, so habe ich 5 Frd. durch die 2 multipliziret, und ich bekomme alsdann 10 Frd., denn 2mal 5 ist 10. *)

Ich bekomme aber allemal 10 Frd., ich mag 5 Frd. zweymal, oder 2 Frd. fünfmal nehmen. Es ist also gleichviel, ob ich 5 durch 2, oder 2 durch 5 multi-

*) Zum Multipliziren ist unumgänglich nothwendig, daß man das Einmal Eins, sowohl vor- als rückwärts, fertig könne. Man findet es am Ende dieses Buches.

multiplizire, und beym Rechnen selbst ist es gleichgültig, welche von beyden Zahlen ich unter die andere setze. Man pflegt aber der Bequemlichkeit wegen die kleinere Zahl immer unter die größere zu schreiben, wie folget:

253
4

Hier ist es einerley, ob ich 253 durch 4, oder 4 durch 253 multiplizire; aber bequemer ist doch das Erstere.

Indessen muß ich doch auch hier, eben so wie im Addiren und Subtrahiren (nicht nur beym Untereinanderschreiben der Zahlen, sondern auch beym fernern Rechnen), sorgfältig darauf sehen, daß Einheiten unter Einheiten, Zehner unter Zehner, Hunderte unter Hunderte u. s. w. gehörig zu stehen kommen, als:

506182
41032

Darauf fange ich an, und multiplizire die ganze obere Reihe zuvörderst mit der ersten Ziffer von unten, das ist: mit den Einheiten der untern Reihe, jedoch so, daß ich damit jede Ziffer der obern Reihe einzeln multiplizire; ich sage also zuerst: 2mal 2 ist 4. Diese 4 schreibe ich unter den Strich, gerade unter die Einheiten, wie folget:

506182
41032

4

Hernach gehe ich weiter, und sage: 2mal 8 ist 16. Diese 16 aber bestehet aus zwey Ziffern, deswegen kann ich sie nicht so ganz, wie sie da ist, unter den Strich schreiben, sondern ich setze nur die zur Rechten stehende dahin, nämlich die 6, wie folget:

506182
41032

64

und die 1 behalte ich im Sinne, um sie zur folgenden hinzu zu zählen. Nun fahre ich fort und sage: 2mal 1 ist 2, die vorhin

vorhin im Sinne behaltene 1 dazu, ist 3. Diese 3 schreibe ich unten:

506182
41032

364

und sage ferner: 2mal 6 ist 12. Hier muß ich wieder nur die 2 unten schreiben, und die 1 im Sinne behalten, wie folget:

506182
41032

2364

Nun sage ich auch 2mal 0 (das ist nichts) ist 0, und 1 dazu, welches ich im Sinne behalten hatte, macht 1. Deswegen schreibe ich nun die 1 unten, als:

506182
41032

12364

und sage weiter: 2mal 5 ist 10. Weil dies aber die letzte Ziffer der oberen Reihe gewesen, so schreibe ich die erhaltene 10, so ganz wie sie ist, unter den Strich, wie folget:

506182
41032

10123364

und das Multipliziren mit der ersteren Ziffer von unten ist fertig. Hätte ich unten nun keine Ziffern mehr, das ist: hätte ich die obere Zahl 506182 bloß mit 2 multipliziren sollen, so wäre jetzt meine ganze Rechnung fertig. Weil aber 506182 hier nicht bloß mit 2, sondern mit 41032 multipliziret werden soll, so muß ich nun weiter rechnen, und auch mit der folgenden 3 multipliziren, und zwar wiederum jede einzelne Ziffer besonders der ganzen obern Reihe hindurch. Ich sage demnach jetzt: 3mal 2 (oder umgekehrt: 2mal 3, welches einerley ist) ist 6. Diese 6 schreibe ich unter die vorige Reihe Ziffern, doch nicht gerade unter die Einheiten, sondern

dern unter die Zehner, weil die Ziffer 3, mit welcher ich multipliziret habe, keine Einheiten, sondern Zehner andeutet, als:

506182
41032
1012364
46

Darauf sage ich weiter: 3mal 8 ist 24. Davon schreibe ich die 4 unten, und die 2 behalte ich im Sinne. Weiter sage ich: 3mal 1 (oder 1mal 3) ist 3, die im Sinne gehabte 2 dazu, macht 5. Diese 5 schreibe ich also unten:

506182
41032
1012364
546

Darauf sage ich: 3mal 6 ist 18, und schreibe die 8 wieder unten, die 1 aber behalte ich im Sinne.

506182
41032
1012364
8546

Ferner 3mal 0 ist 0, die 1 dazu, macht 1. Nachdem ich diese 1 unten geschrieben, sage ich: 3mal 5 ist 15. Diese 15, weil sie aus der letzten Ziffer entstanden, schreibe ich so ganz unter, und nun bin ich auch mit der Ziffer fertig.

506182
41032
1012364
1518546

Hierauf folgt unten eine Null, welche anzeiget, daß in der Stelle der Hunderte keine Ziffer vorhanden; folglich kann ich da auch nicht multipliziren, sondern muß weiter zur 1 fortgehen. Weil aber keine 1 etwas multiplizirt oder vervielfältiget, indem jede Zahl, wenn sie nur einmal genommen wird, eben so groß bleibet, als sie gewesen ist; so habe ich hier weiter nichts zu thun, als daß ich nur die obere Reihe Ziffern 506182 ganz abschreibe und unten hinsetze, jedoch muß ich alsdann mit diesem Abschreiben in der

Stelle

Stelle der Tausende anfangen, weil die 1, mit der ich multipliziren soll, Tausend bedeutet, wie folget:

506182
41032
1012364
1518546
506182

Nachdem das geschehen, nehme ich nun die letzte Ziffer der untern Zahl und multiplizire damit wiederum die ganze obere Reihe, indem ich sage: 4mal 2 (oder 2mal 4) ist 8. Diese 8 schreibe ich alsdann in die Stelle der Zehntausende unter die andern Ziffern, als:

506182
41032
1012364
1518546
506182
728

und sage weiter: 4mal 8 ist 32. Darauf schreibe ich die 2 unten, behalte die 3 im Sinne, und sage: 4mal 1 (oder 1mal 4) ist 4; die 3 dazu, macht 7. Solche schreibe ich unten, und fahre fort: 4mal 6 ist 24 u. s. w., bis auch mit dieser Ziffer die ganze obere Reihe vervielfältiget worden, wodurch ich 2024728 erhalten habe, als:

506182
41032
1012364
1518546:
506182:::
2024728::::
20769659824

Hierauf ziehe ich unter alle vier Reihen Zahlen einen Strich, und addire sie zusammen, damit ich erfahre, was Alles zusammen ausmachet. Und alsdann ist meine Rechnung fertig.

Es trifft sich aber, daß eine von beyden Zahlen (oder auch alle beyde) die ich multipliziren soll, eine oder mehrere Nullen zur Rechten bey sich stehen haben; alsdann schreibe ich sie so unter einander, daß die Nullen

Nullen vorne nachbleiben. Z. E. Ich soll 280 mit 14 multipliziren, so schreibe ich diese Zahlen dergestalt:

280
14
1120
28
3920

und setze beym Multipliziren die Nulle sogleich unter den Strich; wornach ich alsdann mit den Ziffern wirklich multiplizire, und, wie gelehret worden, fortfahre. Oder ich soll 231 durch 70 multipliziren, alsdann schreibe ich sie so:

231
70
16170

setze darauf die Nulle gleich unter den Strich, und multiplizire mit der 7. Desgleichen verfahre ich auch bey mehreren Nullen. Haben aber beyde Zahlen, sowohl die obere als die untere, Nullen, so schreibe ich die untern Nullen noch weiter nach vorne hinaus, als die obern stehen; die Ziffern aber setze ich unter die Ziffern, wie gehörig. Z. E. ich soll 13000 durch 50 multipliziren, alsdann schreibe ich sie, wie folget:

13000
5 0
0000

und setze alle 4 Nullen sogleich unten. Die Ursache davon ist, weil ich mit Nullen, die an und für sich nichts bedeuten, sondern nur leere Stellen ausfüllen, nicht multipliziren kann.

Exempel zur Uebung.

Vervielfältige die Zahl: 9876543210,

1) mit 2, so kommt heraus 19753086420.
2) — 3, — — — 29629629630.
3) — 4, — — — 39506172840.

4) mit

4) mit 5, kommt heraus 49382716050.
5) — 6, — — 59259259260.
6) — 7, — — 69135802470.
7) — 8, — — 79012345680.
8) — 9, — — 88888888890.

Ferner vervielfältige:

1) 45231 mit 21, kommen 949851.
2) 56342 — 32, — 1802944.
3) 78564 — 54, — 4242456.
4) 92786 — 76, — 7051736.
5) 34928 — 98, — 3422944.

Imgleichen:

1) 24365 mit 432, kommen 10525680.
2) 10365 — 980, — 10157700.
3) 465879 — 7564, — 3523908756.
4) 908403 — 9040, — 8211963120.
5) 587640 — 587640, — 345320769600.

§. 2. Multipliziren mit benannten Zahlen heißt: die Rechnungsart sogleich zum Gebrauch anwenden, und da giebt es denn mancherley Fälle, in welchen ich multipliziren muß. Z. E. ich habe mit 6 Tagelöhnern ein Stück Arbeit verdungen um 3 Ssr. für jeden zum Tagelohn, und wollte nun wissen, wie viel mir das alle Tage kosten wird. Alsdann muß ich ja die 3 Ssr. 6mal nehmen, weil 6 Tagelöhner sind, das ist: ich muß 3 Ssr. mit 6 multipliziren, oder, weil es bequemer ist, umgekehrt 6 mit 3 multipliziren, so kommen heraus 18 Ssr., und dies kosten sie mir zusammen täglich.

Oder ich verdiene jede Woche 5 Thlr., und wollte wissen, wieviel dies das ganze Jahr durch ausmachet. Da entsinne ich mich, daß ein Jahr 52 Wochen hat, und muß deshalb obige 5 Thlr. 52mal nehmen, daß heißt: mit 52 multipliziren, aber der Bequemlichkeit wegen

— hard

wegen kehre ich es um, und multiplizire 52 mit 5, so kommt heraus 260 Thlr., welches mein jährlicher Verdienst ist.

Oder ich habe 120 Thlr. und wollte diese in Sfr. verwechseln, oder doch wenigstens wissen, wie viel sie an Sfr. betragen. Da muß ich Acht haben, aus wie viel Sfr. ein Thlr. besteht, nämlich aus 20 Sfr., und diese 20 Sfr. 120mal nehmen, das ist: mit 120 multipliziren (oder umgekehrt 120 mit 20), so kommen 2400 Sfr. heraus. Will ich die 120 Thlr. zu Ferdinge verwandeln, so muß ich sie mit 80 multipliziren, weil ein Thlr. 80 Frd. hat. Will ich sie aber zu Fünfern machen, so multiplizire ich sie mit 16, weil ein Thlr. 16 Ffr. hat. Und so mache ich es auch mit allen andern Zahlen, sie mögen Münze, oder Maaß, oder Gewicht, oder sonst was Theilbares anzeigen. Z. E. ich schicke 48 Spfd. Flachs nach Riga, und wollte wissen, wie viel sie an Lpfdn. machen, da multiplizire ich die 48 Spfd. mit 20, weil ein Spfd. 20 Lpfd. hat, u. s. w.

Es verursachet auch keine Schwierigkeit, wenn neben solchen Zahlen von großer Bedeutung noch andere von kleinerer stehen, als z. E. ich sollte 18 Thlr. und 7 Sfr. zu Sechser machen, oder 23 Lof und 5 Klt. zu Külmite, oder 5 Spfd. und 12 Lpfd. zu lauter Liespfunden u. s. w. Alsdann mache ich in dem ersten Falle zuvörderst die 18 Thlr. zu Sechser und zähle dann am Ende die obigen 7 Sfr. dazu. Und im zweyten Falle mache ich die 23 Löfe zu Külmite und zähle dann die obigen 5 Külmite dazu. Desgleichen auch im dritten Falle mache ich erst die 5 Spfd. zu Lpfd. und zähle dann die 12 Lpfd. hinzu, wie folget:

18 Thlr.

18 Thlr. 7 Sſr.	23 Lof 5 Klt.	5 Spfd. 12 Lpfd.
20	6	20
360	138	100
7 Sſr. dazu	5 Klt. dazu	12 Lpfd. dazu
367 Sſr.	143 Klt.	112 Lpfd.

Zu mehrerer Deutlichkeit wollen wir noch ein Exempel von eben der Art anführen. Als: Ich sollte 37 Thlr. 12 Ffr. und 3 Frd. zu lauter Frd. machen. Hier ist nun dreyerley Münze, nämlich: Thaler, Fünfer und Ferdinge, daher kann ich die Thlr. nicht sogleich zu Frd. machen, weil auch Ffr. zugegen sind, sondern ich mache die 37 Thlr. zuvörderst zu Ffr., und zähle darauf die vorhandenen 12 Ffr. hinzu. Alsdann mache ich alle bekommene Ffr. zu Frd., wozu ich am Ende auch die vorhandenen 3 Frd. zähle, wie folget:

37 Thlr. 12 Ffr. 3 Frd.
16
222
37
592
obige 12 Ffr. dazu
604 Ffr. Diese Ffr. mache ich nun zu Frd. wie folget:
604 Ffr.
5
3020
obige 3 Frd. dazu
3023 Frd., so viel Ferdinge machen 37 Thlr. 12 Ffr. und 3 Frd. aus.

Etwas mehr Umstände aber macht es, wenn ich dergleichen Zahlen nicht bloß in ihre kleinste Bedeutung verwandeln, sondern mit einer andern gegebenen Zahl multipliziren soll. Als z. E.: ein Amtmann

hat

hat 15 Fuder Flachs weggesandt, und auf jedem Fuder sind akkurat 1 Spfd. 18 Lpfd. und 10 Pfd. geladen, wie viel macht das überhaupt an Flachs aus? Hier ist sichtbar, daß ich ein Spfd. 18 Lpfd. und 10 Pfd., 15mal nehmen, das ist: mit 15 multipliziren muß, weil 15 Fuder Flachs da sind. Und das thue ich auf folgende Weise: ich verwandele zuvörderst 1 Spfd. 18 Lpfd. und 10 Pfd. in lauter Pfunde, wie oben gelehret worden, und alsdann multiplizire ich alle diese Pfunde mit 15, welches die Anzahl der Fuder ist, als:

1 Spfd. 18 Lpfd. 10 Pfd.
20
20
obige 18 Lpfd. dazu.
38 Lpfd. Diese mache ich zu Pfunden;
20
760
obige 10 Pfd. dazu
770 Pfd. Nun multiplizire ich mit
15
3850
77
11550 Pfd.; so viel ist der ganze Betrag an Flachs. Weil man aber Flachs nicht gerne in Pfunden zählet, so muß ich diese 11550 Pfd. wieder in Spfd. oder Lpfd. verwandeln. Das aber geschieht durchs Dividiren, wie weiter gelehret werden soll.

Exempel zur Uebung.

1) Einer hat 357 Thlr., wie viel sind das Albertsgulden? Antw. 1071 Fl.

2) Ein

2) Ein Anderer hat 16 Lpfd. 15 Pfd. Talg vorräthig, wie viel macht das an Pfunden aus?
Antw. 335 Pfd.

3) Wenn eine Elle Leinwand 4 Sſr. kostet, was kosten dann 73 Ellen? Antw. 292 Sſr.

4) Eine Wirthin hat 24 Stück Gänse gekauft, und das Stück zu 4 Sſr. und 2 Frd. bedungen, wie viel kosten alle zusammen? Antw. 432 Frd.

5) Es läßt sich Jemand ein Dutzend (das ist: 12 Stück) silberne Löffel machen, davon jeder 4 Loth und 1 Qnt. schwer seyn soll, wie viel hat er dazu Silber nöthig? Antw. 204 Qnt.

6) Der Roggenpreis in Riga ist 14 Sſr. und 2 Frd. das Lof, wie viel wird nun eine Last Roggen (das ist: 45 Lof) kosten? Antw. 2610 Frd.

7) Einer verkauft 5 Last und 12 Lof Gersten, das Lof zu 9 Fſr., wie viel kommt ihm dafür an Geld zu?
Antw. 2268 Fſr.

8) Einer kauft 6 Lpfd. und 17 Pfd. Wachs, das Pfund zu 3 Fſr. und 4 Frd. Wie viel wird er für Alles bezahlen müssen? (NB. Hier muß ich nicht nur die 6 Lpfd. 17 Pfd. zu Pfunden, sondern auch die 3 Fſr. 4 Frd. zu lauter Ferdingen machen, und dann beydes mit einander multipliziren.) Antw. 2603 Frd.

§. 3. Brüche multiplizire ich auf eben die Art, nur daß ich am Ende sie zu Ganzen machen muß, *) wie zum Exempel:

$\frac{1}{2}$ Hier soll ich $\frac{1}{2}$ mit 2 multipliziren, das heißt:
2 2mal nehmen; dadurch bekomme ich 2 Halbe,
1 welche ein Ganzes ausmachen. (Es ist aber gleichviel ob ich $\frac{1}{2}$ durch 2, oder umgekehrt,

*) Das geschiehet eigentlich durchs Dividiren, wie weiterhin gelehret wird.

kehrt, 2 durch $\frac{1}{2}$ multiplizire.) Oder ich soll $\frac{3}{4}$ mit 6 multipliziren, das heißt: 6mal nehmen, als:

$\frac{3}{4}$ 6mal $\frac{3}{4}$ sind $\frac{18}{4}$, das ist: 4 Ganze und $\frac{2}{4}$
6 oder $\frac{1}{2}$.
$4\frac{1}{2}$

Wenn diese Brüche bey ganzen Zahlen stehen, so multiplizire ich zuvörderst die Brüche, und darnach auch die ganzen Zahlen, wie gewöhnlich, und addire am Ende Alles zusammen, als:

$165\frac{2}{5}$ Hier soll ich $165\frac{2}{5}$ mit 23 multipliziren,
23 daher nehme ich zuerst den Bruch vor,
$9\frac{1}{5}$ und sage: 23mal $\frac{2}{5}$ sind 46 Fünftel ($\frac{46}{5}$).

Diese zu Ganzen gemacht, sind 9 Ganze und $\frac{1}{5}$. Nachdem ich diese unter den Strich geschrieben, gerade unter die Einheiten, so multiplizire ich auch die Ganzen, wie folget:

$165\frac{2}{5}$
23
$9\frac{1}{5}$
495
330 Wenn nun Alles zusammen addiret worden,
$3804\frac{1}{5}$ ist die ganze Summe $3804\frac{1}{5}$.

Exempel zur Uebung.

1) Es haben 14 Kerls bey mir gearbeitet, dafür soll ich einem jeden $\frac{1}{2}$ Thaler geben; wie viel wird es in Allem ausmachen? Antw. 7 Thlr.

2) Ein Schneider, der für 5 Personen Kleider machen soll, verlangt für eine jede $6\frac{1}{2}$ Ellen Tuch; wie viel muß ich ihm überhaupt geben? Antw. $32\frac{1}{2}$ Ellen.

3) Aus $5\frac{3}{4}$ Ellen kann ein Hemd gemacht werden. Nun will ich aber ein ganz Dutzend Hemden verfertigen lassen; wie viel habe ich dazu Leinwand nöthig? Antw. 69 Ellen.

4) Ein

4) Ein Krüger hat in Zeit von einem halben Jahre 85 Anker Branntwein verschenket, und muß seinem Hofe für jedes Anker 3 Thlr. 6¾ Sgr. verschaffen; wie viel hat er also abzugeben? Antw. 283 Thlr. 13¾ Sgr.

§. 4. Hier muß annoch unserm, Seite 347 unten in der Anmerkung, beym Addiren solcher Brüche, die nicht von einerley Art sind, gethanenen Versprechen zu Folge gelehret werden, wie sie auf eine bessere Art, als durch jene unvollkommene Tabelle, gleichtheilig gemacht werden können. Da muß man aber vor allen Dingen sich merken, daß ich einen Bruch vergrößere, sobald ich dessen obere Ziffer vergrößere, als z. E. ¼ wird größer, wenn ich die obere Ziffer 1 mit 2 oder mit 3 u. s. w. multiplizire, wodurch nämlich ²/₄ oder ³/₄ herauskommt, welches doch wohl mehr als ¼ ist. Kleiner hingegen wird ein Bruch, wenn ich dessen untere Ziffer vergrößere. So wird ½ kleiner, wenn ich die untere Ziffer 2 mit 2 oder mit 3 multiplizire, alsdann nämlich kommt ¼ oder ⅙ heraus, und ¼ oder ⅙ ist doch wohl gewiß kleiner als ½. Multiplizire ich aber alle beyde Ziffern eines Bruchs (sowohl die obere, als die untere) mit einer andern Zahl, so bleibt sich der Bruch immer gleich, und er wird weder größer noch kleiner, als: ½, beyde Ziffern durch 2 multiplizirt giebt ²/₄, oder durch 3 multiplizirt giebt ³/₆, oder durch 5 giebt ⁵/₁₀, oder durch 8 giebt ⁸/₁₆ u. s. w., und alle diese Brüche: ²/₄, ³/₆, ⁵/₁₀, ⁸/₁₆, sind eben so viel als ½. Die Ursach davon ist, weil ich alsdann den Bruch durch Multiplizirung der untern Ziffer um eben so vielmal verkleinere, als ich ihn vorher durch Multiplizirung der obern Zahl vergrößert hatte.

Habe ich nun Brüche entweder zu addiren, oder zu subtrahiren, die so sehr verschiedener Art sind, daß ich sie nicht durch oben gegebene Tabelle gleichtheilig

machen kann, so darf ich nur eine Zahl finden, durch welche ich sowohl alle ihre obern, als untern Ziffern vergrößern kann. Bey zweyen Brüchen ist dies sehr leicht, bey mehrern aber etwas schwerer. Z. E. ich soll $\frac{1}{3}$ und $\frac{2}{5}$ in gleichtheilige Brüche verwandeln; alsdann darf ich nur beyde Ziffern von dem einen Bruche, nämlich von $\frac{1}{3}$, mit der untern Ziffer des andern Bruchs, das ist mit der 5, multipliziren, so kommt heraus $\frac{5}{15}$, welches eben soviel ist als $\frac{1}{3}$. Darnach muß ich beyde Ziffern des andern Bruches $\frac{2}{5}$ mit der untern Ziffer des erstern Bruches, das ist mit der 3, multipliziren, kommt heraus $\frac{6}{15}$; welches eben so viel ist als $\frac{2}{5}$. Alsdann sind beyde Brüche, $\frac{5}{15}$ und $\frac{6}{15}$, gleichtheilig, und gelten doch weder mehr, noch weniger, als $\frac{1}{3}$ und $\frac{2}{5}$.

Habe ich aber mehrere Brüche, als z. E. diese vier: $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{2}{5}$; so muß ich, um den ersten, nämlich $\frac{2}{3}$, mit den andern gleichtheilig zu machen, die untern Ziffern der übrigen drey andern Brüche, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{2}{5}$, zusammen multipliziren, und zwar dergestalt, daß ich erst die Ziffer 2 mit der 4, und was dann herauskommt, wiederum mit der 5 multiplizire, als: 2mal 4 ist 8. Diese 8 wieder 5mal, macht 40. Hier habe ich die Zahl 40 gefunden, wodurch ich den ganzen ersten Bruch $\frac{2}{3}$ (das ist: alle beyde Ziffern desselben) multipliziren muß; alsdann wird er heißen $\frac{80}{120}$, welches eben so viel ist als $\frac{2}{3}$. Hierauf verwandele ich auch den andern Bruch $\frac{1}{2}$ auf eben die Weise. Ich multiplizire nämlich die untern Ziffern der übrigen Brüche, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ und $\frac{2}{5}$, durch einander, als: 3mal 4 ist 12, 5mal 12 ist 60. Und mit dieser Zahl 60 multiplizire ich darauf beyde Ziffern des Bruchs $\frac{1}{2}$, so kommt heraus $\frac{60}{120}$, welches so viel ist als $\frac{1}{2}$. Ferner verwandele ich eben so auch den dritten

Bruch

Bruch $\frac{3}{4}$, indem ich die untern Ziffern der übrigen drey Brüche, $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{2}{5}$, durch einander multiplizire, und mit der Zahl 30, die alsdann herausgekommen ist, beyde Ziffern des Bruchs $\frac{3}{4}$ multiplizire, wodurch er als $\frac{90}{120}$ erscheint. Endlich mache ich es eben so mit dem letzten Bruche $\frac{2}{5}$, der alsdann $\frac{48}{120}$ wird. Auf diese Weise habe ich dann alle 4 Brüche, $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und $\frac{2}{5}$, in $\frac{80}{120}$, $\frac{60}{120}$, $\frac{90}{120}$ und $\frac{48}{120}$ verwandelt, und also von gleicher Art gemacht.

Exempel zur Uebung.

Man verwandele folgende Brüche in gleichartige:

1) $\frac{1}{2}$, $\frac{5}{7}$, sind — $\frac{7}{14}$, $\frac{10}{14}$.

2) $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{9}$, — $\frac{27}{36}$, $\frac{16}{36}$.

3) $\frac{7}{12}$, $\frac{11}{15}$, — $\frac{105}{180}$, $\frac{132}{180}$.

4) $\frac{2}{5}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, — $\frac{16}{40}$, $\frac{10}{40}$, $\frac{20}{40}$.

5) $\frac{3}{4}$, $\frac{2}{7}$, $\frac{3}{5}$, — $\frac{105}{140}$, $\frac{40}{140}$, $\frac{84}{140}$.

6) $\frac{1}{2}$, $\frac{5}{6}$, $\frac{2}{5}$, $\frac{2}{3}$, — $\frac{90}{180}$, $\frac{150}{180}$, $\frac{72}{180}$, $\frac{120}{180}$.

7) $\frac{5}{8}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{5}{6}$, — $\frac{600}{960}$, $\frac{720}{960}$, $\frac{192}{960}$, $\frac{800}{960}$.

8) $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{9}$, $\frac{3}{4}$, — $\frac{576}{864}$, $\frac{216}{864}$, $\frac{432}{864}$, $\frac{96}{864}$, $\frac{648}{864}$.

V. Vom Theilen oder Dividiren.

§. 1. Wenn ich 6 Thlr. in 3 gleiche Theile zerlege, und dadurch 3mal 2 Thlr. bekomme; so sagt man, daß ich 6 Thlr. mit oder durch 3 dividirt habe. Ich finde aber die 2 Thlr., woraus ein jeder von den 3 Theilen bestehet, wenn ich untersuche, wie vielmal die 3 in der 6 enthalten sey, *) das ist 2mal, denn 2mal 3 ist 6.

Aber

*) Um diese Untersuchung leicht anstellen zu können, muß ich das Einmal Eins fertig wissen, und alsdann so probiren: 1mal

Aber nicht allemal habe ich Zahlen, die sich eben so, wie diese 6, in vollkommen gleiche Theile theilen lassen, ohne daß etwas übrig bleiben sollte; als z. E. ich wollte 7 Thlr. in 3 Theile theilen, oder, welches eben so viel ist, mit 3 dividiren, so bekäme ich zwar für jeden Theil gleichfalls 2 Thlr., aber es bliebe alsdann 1 Thlr. übrig, denn 2mal 3 ist ja nur 6, ich will aber 7 Thlr. in 3 Theile theilen. Was fange ich da mit dem einen übriggebliebenen Thaler an? den muß ich alsdann in kleinere Münze verwechseln, in Sechser, oder in Marke, oder in Ferdinge, wie ich selbst will, und alsdann diese Sechser oder Marke wiederum in 3 Theile theilen (oder mit 3 dividiren), als z. E. wenn ich den übriggebliebenen Thaler in Sechser verwechsele, so bekomme ich 20 Sechser; diese in 3 Theile getheilt, erhalte ich 6 Sechser für jeden Theil, denn 3mal 6 ist 18. Es bleiben hier aber wieder 2 Sechser übrig, und diese verwechsele ich von neuem in kleinere Münze, nämlich in Ferdinge, wodurch ich 8 Ferdinge erhalte; diese in 3 Theile getheilt, macht auf jeden Theil 2 Frd. aus, wobey aber wiederum 2 Frd. übrig bleiben. Weil ich nun diese 2 Frd. nicht weiter wechseln kann, so mache ich daraus einen Bruch, das ist: ich theile sie in willkürliche 3 Theile,

1mal 3 ist 3, das ist zu wenig; 2mal 3 ist 6, das ist eben recht; also ist die 3 in der 6 zweymal enthalten. Bey andern Zahlen giebt es damit etwas mehr Umstände. Z. E. Ich will untersuchen, wie vielmal die 3 in 10 enthalten sey; da probire ich erstlich: 1mal 3 ist 3, das ist zu wenig; ferner 2mal 3 ist 6, das ist ebenfalls zu wenig; darauf 3mal 3 ist 9, das ist noch zu wenig, denn ich habe ja 10; folglich probire ich weiter: 3mal 4 ist 12, das ist schon zu viel. Da ich nun keine Zahl finden kann, die akkurat so viel als 10 ausmachet, so begnüge ich mich mit 3mal 3 ist 9, als welches der 10 am nächsten kommt, und sage: die 3 ist in der 10 dreymal enthalten; es bleibt aber 1 übrig, weil 3mal 3 nur 9 ist.

3 Theile, folglich in Drittel ein, und alsdann bekomme ich davon $\frac{2}{3}$, denn ein Ferding hat $\frac{1}{3}$, und 2 Frd. machen $\frac{6}{3}$; die $\frac{6}{3}$ wieder in 3 Theile zertheilet, geben 2 Drittel. Daß also obige 7 Thlr. in 3 vollkommen gleiche Theile getheilet, eigentlich 2 Thlr. 6 Sgr. und $2\frac{2}{3}$ Frd. ausmachen.

Ich muß aber bey dem Dividiren selbst die Zahlen ganz anders unter einander schreiben, als bisher bey den vorigen Rechnungsarten ist gelehret worden. Denn da hieß es, schreibe Einheiten unter Einheiten, Zehner unter Zehner u. s. w. Hier aber muß ich die Zahl, mit der ich dividiren will, allemal zur Linken unter die letzte Ziffer setzen (falls diese nicht kleiner ist), und alsdann vor der ersten zur Rechten einen Strich seitwärts herunterziehen; als z. E. ich sollte 982 mit 4 dividiren, so schreibe ich diese beyden Zahlen dergestalt:

982 |
4 |

Hier stehet die 4, mit welcher ich dividiren soll, unter der 9, welches die letzte Ziffer zur Linken ist;*) wäre aber die letzte Ziffer zur Linken kleiner, als die 4, womit ich dividiren soll, wie z. E. wenn ich 13205 mit 4 dividiren soll, so muß ich die 4 nicht unter die 1, sondern unter die zunächst bey ihr stehende Ziffer, das ist unter die 3, setzen, wie folget:

13205

*) Die Ursache davon ist, weil ich das Dividiren oder Theilen allemal bey den Ziffern anfangen muß, die am meisten bedeuten, folglich hier bey den Hunderten, damit, wenn etwas davon übrigbleiben sollte, ich das Uebriggebliebene hernach zu der folgenden Ziffer, das ist hier zu den Zehnern, hinzuzählen kann, um es alsdann zugleich mit den Zehnern zu theilen. Denn wenn ich die letzte Ziffer zur Linken getheilet habe, gehe ich mit meiner Zahl zu der folgenden fort, und theile auch die, u. s. w. bis an die erste zur Rechten.

13205 |
4 |

Alsdann nämlich stehet die 4 eigentlich unter 13, welches gewiß mehr ist, als 4. Nun fange ich an zu dividiren, und versuche, wie vielmal die 4 in 13 enthalten ist; deswegen probire ich nach dem Einmal Eins, 1mal 4 ist 4, das ist zu wenig; 2mal 4 ist 8, das ist auch zu wenig; ferner 3mal 4 ist 12, das ist freylich noch zu wenig, aber 4mal 4 ist 16, und das ist zu viel, daher muß ich bey 3mal 4 stehen bleiben; alsdann schreibe ich die 3, welche ich so durchs Untersuchen, wie vielmal die 4 in 13 enthalten sey, gefunden habe, hinter den vorgezogenen Strich, wie folget:

13205 | 3
4 |
12

und sage darauf: 3mal 4 ist 12. Diese 12 schreibe ich gleichviel wo unten, um sie von der obern 13 abziehen oder subtrahiren zu können, welches ich thue, indem ich sage: 12 von 13 bleibt 1 übrig. Diese 1 schreibe ich nun oben gerade über die 3, wie folget:

1 |
13205 | 3
4 |
12

Und durchstreiche darnach sowohl die 13, als die unter ihr stehende 4, zum Beweise, daß ich nunmehr diese Ziffer schon dividiret habe. Alsdann rücke ich mit meiner 4, mit der ich dividire, weiter, und schreibe sie unter die folgende 2, wie folget:

1 |
13205 | 3
44 |

welche 2 aber jetzt nicht mehr eine bloße 2, sondern in der That 12 ist. Denn von der durchstrichenen 13 ist ja noch 1 übrig geblieben, welche zehnmal

mal mehr als die 2 bedeutet, und mit der 2 verbunden 12 ausmachet. Folglich steht jetzt meine 4 eigentlich unter 12, und ich muß nunmehr untersuchen, wie vielmal diese 4 in 12 enthalten sey. Wenn ich dies durchs vorgeschlagene Probiren gethan, so werde ich finden, daß 4 in 12 3mal enthalten ist, denn 3mal 4 ist 12. Deswegen schreibe ich die gefundene 3 wieder hinter den Strich, wie folget:

```
 1
13205 | 33
 44
 12
```

und sage: 3mal 4 ist 12. Diese 12 schreibe ich unter, und ziehe sie von der obern 12 ab; weil nun hier nichts übrig bleibt, so darf ich auch nichts oben überschreiben, sondern ich streiche nur meine dividirten Ziffern durch, und rücke mit der 4 weiter zur folgenden 0, unter welche ich sie schreibe, wie folget:

```
 1
13205 | 33
 444
```

Weil aber die 0 nichts bedeutet, so kann auch die 4 kein einzigesmal in ihr enthalten seyn, das heißt, ich kann sie gar nicht theilen. Deswegen schreibe ich hinter den Strich eine 0, als:

```
 1
13205 | 330
 4444
```

durchstreiche darauf die obere Nulle, wie auch die unter der Nulle stehende 4, und rücke sie weiter unter die 5. Nun untersuche ich, wie vielmal die 4 in 5 enthalten ist, und finde nur einmal. Aus der Ursache setze ich 1 hinter den Strich, wie folget:

```
 1  1
13205 | 3301
 4444
```

sage darauf: 1mal 4 ist 4, und ziehe die 4 von der 5 ab, bleibt 1 übrig. Diese 1 schreibe ich

ich oben über die 5, und durchstreiche sowohl die 5 als die 4. Weil aber hier 1 übrig geblieben ist, welches ich nicht mehr dividiren, auch nicht einmal in kleinere Gattung verwandeln kann (weil diese Zahlen unbenannt sind), so mache ich daraus einen Bruch, das ist, ich verwandele die 1 in Viertel, indem ich hinter den gefundenen Zahlen 3301 einen Strich — ziehe, und über denselben die obere 1, unten aber die untere 4 setze, mit der ich dividiret habe, wie folget:

1 (1
13205 | 3301 1/4
4444

Alsdann ist meine Rechnung fertig, und ich sehe daraus, daß 13205 mit 4 dividirt 3301 1/4 ausmachet, oder 3301 1/4 der vierte Theil davon ist.

Wenn die Zahl, durch welche ich dividiren soll, mit einer oder mit mehrern Nullen verbunden ist, so darf ich nur die Ziffern gehörig unten schreiben; die Nullen aber muß ich unter die ersten Ziffern der obern Zahl setzen, und darauf so dividiren, wie gelehret worden. Z. E. Ich wollte 253461 mit 200 dividiren, so schreibe ich sie dergestalt:

253461
2 00

und dividire alsdann bloß mit der 2 bis an die obere 4, die übrigbleibenden 61 aber mache ich zum Bruche 61/200, daß also die ganze Zahl, die dadurch herauskommt, 1267 61/200 ist.

Bestehet aber die Zahl, womit ich dividiren soll, aus zweyen oder mehrern Ziffern, so macht es schon etwas mehr Weitläuftigkeit. Als z. E. Ich soll 83567 durch 370 dividiren, alsdann schreibe ich diese Zahlen dergestalt untereinander:

83567
37 0

die

die Ziffern 37 setze ich unter die letzten Ziffern zur Linken der obern Zahl, und die Null am Ende. Darauf untersuche ich, wie vielmal 37 in 83 enthalten ist; das ist nun freylich etwas schwer, aber ich erleichtere es mir dadurch, daß ich mit der letzten Ziffer 3 (von der unten gesetzten Zahl 37) wie gewöhnlich probire, und sage: 1mal 3 ist 3, das ist zu wenig; 2mal 3 ist 6, dies ist nun wohl ebenfalls zu wenig, denn oben ist 8; aber 3mal 3 ist 9, das ist zu viel, darum muß ich bey der 2mal 3 bleiben, und setze die 2 hinter den Strich, wie folget:

```
83567|2
37 0|
```

Alsdann muß ich mit dieser 2 die ganze untengesetzte Zahl 37 multipliziren, und sagen: 2mal 7 ist 14, die 4 davon schreibe ich unten, und behalte die 1 im Sinne, darauf sage ich auch: 2mal 3 ist 6, und 1 dazu ist 7, welche ich gleichfalls unten schreibe, wodurch ich denn 74 erhalte, diese ziehe ich von der obern Zahl 83 ab, wie folget:

```
 9
83567|2
37 0|
7.4
```

Nämlich 4 von 3 kann ich nicht, muß ich borgen bey der 7; also 4 von 13 bleibt 9. Diese 9 schreibe ich oben, und ziehe dann 7 mit einem Punkte, das ist 8, von 8 ab, bleibt nichts übrig. Darauf streiche ich alle dividirte Ziffern durch, und schreibe meine 37 weiter, doch so, daß die Ziffer 7 unter der folgenden 5, die Ziffer 3 aber unter der übriggebliebenen 9 zu stehen kommt, wie folget:

```
 9
83567|2
377 0|
 3
```

Auf diese Art stehet 37 wirklich unter 95, und ich muß untersuchen, wie vielmal

mal 37 in 95 enthalten ist. Deswegen probire ich wieder mit der 3, als: 3mal 3 ist 9; dies wäre eben recht, wenn ich aber darnach, so wie erforderlich ist, mit der 3 die ganze Zahl 37 multiplizire, so kommen 111 heraus, welches bey weitem mehr ist, als die obenstehenden 95. Deswegen darf ich bey 3mal 3 nicht bleiben, sondern muß 2mal 3 nehmen, welches weniger ausmachet. Darauf schreibe ich diese 2 wieder hinter den Strich, und multiplizire damit die ganze Zahl 37, so bekomme ich 74. Wenn ich diese irgendwo unten hingeschrieben habe, so ziehe ich sie von 95 ab, als:

```
  2
  ~~9~~1
  ~~835~~67 | 22
  ~~377~~ 0 |
  ~~3~~
  ~~74~~
```

4 von 5 bleibt 1. Diese 1 schreibe ich oben über die 5. Ferner: 7 von 9 bleibt 2. Diese 2 schreibe ich oben über die 9, und streiche darnach alle gebrauchte Ziffern durch. Alsdann rücke ich mit der 37 weiter, und schreibe die 7 unter die zunächstfolgende Ziffer 6, die 3 aber unter die obenstehende 1, wie folget:

```
  2
  ~~9~~1
  ~~835~~67 | 22
  ~~377~~70 |
  ~~3~~3
```

Weil aber über der ausgestrichenen 9 noch eine 2 stehet, welche von ihr übriggeblieben ist, so habe ich jetzt die 37 nicht bloß unter 16, sondern unter 216 geschrieben, und ich muß durchs Probiren untersuchen, wie vielmal die 3 in der oben überstehenden 21 enthalten sey. Da fällt mir zwar nun gleich 7 ein, denn 3mal 7 ist 21. Aber das ist zu viel, denn wenn ich darnach mit der 7 die ganze 37 multiplizire, so kommen 259 heraus, welches

ches sehr viel mehr ist als 216. Deswegen nehme ich weniger und probire 3mal 6. Wenn ich aber mit dieser 6 wiederum die ganze Zahl 37 multipliziret habe, so kommen 222 heraus, welches wiederum zu viel ist; deswegen nehme ich noch weniger, nämlich 3mal 5, und multiplizire mit dieser 5 die ganze Zahl 37, so kommen heraus 185. Dies ist nun freylich weit weniger, als 216, aber ich darf ja nicht mehr nehmen, sonst käme zu viel heraus. Aus der Ursache muß ich bey 3mal 5 bleiben, und schreibe darauf die 5 hinter den Strich, die 185 aber irgendwo unten, um sie von 216 abziehen zu können, wie folget:

```
 23
 911 |
83567 | 225
37770 |
 33
 185
```

Nachdem ich sie gehörig abgezogen habe, bleiben 317 übrig. Nun kann ich meine 37 nicht weiter fortrücken, denn die letzte Stelle hat die Null eingenommen; daher ist meine Rechnung fertig, und ich mache die übrig gebliebene 317 zum Bruche, indem ich 317 über den Strich, und 370, womit ich dividiret habe, darunter setze, wie folget:

```
 2(3
 91(1 |
8356(7 | 225 317/370
3777 0 |
 33
```

daß also die ganze Zahl, die durch dieses Dividiren herausgekommen ist, aus $225\frac{317}{370}$ bestehet.

Anmerkung 1. Ich habe hier gelehret, die übrigbleibende Zahl allemal oben über zu setzen, und dann weiter zu nehmen, weil diese Art zu dividiren mir bey nicht gar zu großen Zahlen am bequemsten geschienen, auch am meisten gebräuchlich ist. Bey recht

recht großen Zahlen aber, wo das Dividiren schon mehr Schwierigkeit machet, und man daher leicht fehlen kann, setzen Andere lieber die Zahlen, die beym Abziehen übrig bleiben, hinunter, unter einen Strich, den sie vorgezogen haben, und verfahren auf folgende Art:

Nämlich z. E. wenn ich die Zahl 283507948 durch 73562 dividiren soll, so setze ich zwar anfangs eben so die Zahlen unter einander, mache einen Absonderungsstrich zur Rechten, und sehe, wie vielmal die unterste Zahl 73562 in der obersten enthalten sey, welches hier 3mal ist, setze die 3 zur Rechten hinter den Strich, und multiplizire damit die Zahl 73562, Alles eben so, wie oben weitläuftig angewiesen worden; aber nun schreibe ich nicht mehr die Zahl, die durchs Multipliziren herauskommt, gleichviel wo hin, sondern ganz genau unter die Zahl 73562, womit ich dividire, mache alsdann einen Strich darunter, und ziehe sie von der obern Zahl ab, was übrig bleibet, setze ich unter den Strich, genau Einheiten unter Einheiten u. s. w. wie folget:

283 507948 | 3
73 562
220.686
62821

Alsdann rücke ich die nächste Ziffer zur Rechten von der obern Zahl, nämlich die 9, zu den unter dem Strich stehenden übrig gebliebenen hinab, und bemerke das durch Punkte, schreibe dann die Zahl 73562, womit ich zu dividiren habe, darunter, und suche, wie vielmal sie darin enthalten sey, nämlich 8mal, setze diese 8 bey der 3 oben hinter den Strich, und multiplizire damit die 73562, was herauskommt, setze ich wiederum ganz genau unter, ziehe von neuem einen Strich davor, und subtrahire es von der Zahl, die oben zunächst dem erstern Striche steht, nämlich von 628219, wo dann das, was übrig bleibt, unter den neuen Strich kommt, als:

283507948

```
2 8 3 5 0 7 9 4 8 | 38
  7 3 5 6 2 :     |
2 2 0.6.8 6 :
-----------
  6 2 8 2 1 9
    7 3 5 6 2
  5.8.8.4.9 6
-----------
    3 9 7 2 3
```

Hierauf rücke ich die ganz oben stehende nächste Ziffer 4 wiederum hinunter unter den Strich zu den übriggebliebenen, welches ich mit Punkten bemerke, schreibe die Zahl 73562, womit ich dividire, von neuem darunter, und verfahre ferner, wie jetzt gezeiget worden, so lange fort, bis die Rechnung fertig ist, die alsdann so aussiehet:

```
2 8 3 5 0 7 9 4 8 | 3854
  7 3 5 6 2 : : :|
2 2 0.6.8 6 : : :
-----------
  6 2 8 2 1 9 : :
    7 3 5 6 2 : :
  5.8.8.4.9 6 : :
-----------
    3 9 7 2 3 4 :
      7 3 5 6 2 :
    3 6.7.8 1 0 :
-----------
      2 9 4 2 4 8
        7 3 5 6 2
      2 9 4 2 4 8
-----------
      0 0 0 0 0 0
```

Wahr ist's, daß bey dieser Art zu dividiren, die Fehler leichter gefunden und bemerkt werden können, sie nimmt aber viel Raum weg, und ist nicht so überall gebräuchlich. Indessen kann ein Jeder diejenige Art von diesen beyden für sich wählen, die ihm am besten gefällt, nur ist anzurathen, daß er auch alsdann bey ihr allein bleibe, und nicht bald so, bald anders rechne. Die Zahl, womit man dividiret hat, kann jedesmal ausgestrichen werden, wie im Exempel geschehen ist.

Anmerkung 2. Man pflegt auch, wenn man zweifelhaft ist, ob man richtig gerechnet habe (oder bey einem großen Exempel), eine Probe zu machen. Diese geschiehet durchs Multipliziren, wenn ich nämlich die oben herausgekommene Zahl $225\frac{317}{370}$ wiederum mit

370 (welches die Zahl ist, mit der ich dividiret hatte) multiplizire; kommt alsdann die vorige Zahl 13567 heraus, so habe ich richtig dividirt, wo nicht, so ist meine Rechnung falsch. So wie aber hier das Dividirte durchs Multipliziren erprobet wird, eben so probire ich auch umgekehrt, das Multiplizirte durchs Dividiren. Als z. E. Ich habe 357 mit 28 multipliziret, und will nun, um von der Richtigkeit meines Rechnens überzeugt zu werden, die Probe machen; so dividire ich die herausgekommene Zahl 9996 mit derselben Zahl 28, mit welcher ich vorher multipliziret hatte; kommt alsdann wieder die vorige Zahl 357 heraus, so ist Alles richtig.

Exempel zur Uebung.

Man dividire die Zahl 4970156

1) mit 2, so kommt heraus 2485078.
2) — 3, — — — 1656718$\frac{2}{3}$.
3) — 4, — — — 1242539.
4) — 5, — — — 994031$\frac{1}{5}$.
5) — 6, — — — 828359$\frac{1}{3}$.
6) — 7, — — — 710022$\frac{2}{7}$.
7) — 8, — — — 621269$\frac{1}{2}$.
8) — 9, — — — 552239$\frac{5}{9}$.

Ferner dividire die Zahl 1802944

1) mit 20, so kommt heraus 90147$\frac{1}{5}$.
2) — 40, — — — 45073$\frac{6}{10}$.
3) — 80, — — — 22536$\frac{4}{5}$.
4) — 21, — — — 85854$\frac{10}{21}$.
5) — 16, — — — 112684.
6) — 32, — — — 56342.
7) — 45, — — — 40065$\frac{12}{45}$.
8) — 67, — — — 26909$\frac{43}{67}$.
9) — 89, — — — 20257$\frac{71}{89}$.

Ingleis-

Imgleichen dividire man:

1) 10157700 mit 980, kommt 10365.
2) 10525680 — 432, — 24365.
3) 60206604 — 657, — 91638$\frac{438}{657}$.
4) 560802126 — 4231, — 132546.
5) 3422856 — 65824, — 52$\frac{8}{65824}$.

§. 2. Man gebraucht diese Rechnungsart, um kleines Geld, Maaß oder Gewicht in größeres zu verwandeln; *) als z. E. ich wollte 3529 Frd. zu Thalern machen, alsdann untersuche ich, wie viel Ferdinge einen Thaler ausmachen, nämlich 80, und mit dieser Zahl 80 dividire ich obige 3529 Frd., als:

3
352(9 | 44 Thlr.
88 0 |

Was herauskommt, sind Thlr., was aber übrig bleibet, sind Frd., es sey denn, daß ich das Uebriggebliebene zum Bruch machen wollte, so ist obige Zahl 3529 Frd. zu Thlrn. gemacht: 44 Thlr. 9 Frd. oder 44$\frac{9}{80}$ Thlr.

Anmerkung. Will ich Marke zu Thlrn. machen, so muß ich sie mit 40 dividiren, weil 1 Thlr. 40 Mk. hat. Sgr. mache ich zu Thlrn., wenn ich sie mit 20 dividire, denn 1 Thlr. hat 20 Sgr. u. s. w.

Es giebt aber auch Fälle, da mir eine Zahl gegeben wird, mit der ich eine andere benannte dividiren soll. Bestehet nun diese benannte Zahl aus einer einzigen Gattung, so dividire ich sie ohne weitere Umstände, und beobachte bey dem Uebrigbleibenden das, was oben gelehret worden; als: ich sollte 154 Löfe Roggen unter 28 Personen theilen, da muß ich also 154 Lof mit 28 dividiren, wie folget: (1

*) Wenn man großes Geld, Maaß oder Gewicht in kleineres verwandeln will, muß man multipliziren. Hier aber, da man umgekehrt kleines Geld, Maaß oder Gewicht in großes verwandeln will, muß dividiret werden.

(1
15(4|5 Lof.
28|
140

Hier kommen auf jede Person 5 Lof heraus, es bleiben aber noch 14 Lof übrig, die muß ich zu Külmiten machen, und deswegen mit 6 multipliziren, weil 1 Lof aus 6 Klt. bestehet; kommt heraus 84 Klt. Diese 84 Külmit theile ich wieder unter jene 28 Personen, und dividire sie deshalb mit 28, wie folget:

84|3
28|
84

Alsdann kommen akkurat 3 Külmit heraus; so daß nunmehr jede Person 5 Lof 3 Külmit Roggen zu empfangen hat.

Soll ich aber eine benannte Zahl, die aus mehr als einer Gattung bestehet, dividiren, z. E. ich soll 414 Thlr. 15 Sgr. und 3 Frd. unter 32 Personen austheilen, so muß ich sie erst zur kleinsten Gattung, das ist hier zu lauter Ferdingen, machen, und alsdann dividiren, wie folget:

414 Thlr. 15 Sgr. 3 Frd.
20
8280
15 Sgr. dazu.
8295 Sgr.
4
33180
3 Frd. dazu.
33183 Frd.

Hier habe ich die Thlr. erst zu Sechsern, und dann die herausgekommenen Sechser zu Ferdingen gemachet, und solche Ferdinge unter 32 Personen getheilet, das heißt: mit 32 dividiret. Da sind auf jede Person 1036 $\frac{3}{4}$ Frd. herausgekommen. Man siehet aber deutlich, daß

(3
122(1
3318 3
3222 2
333

1036$\frac{1}{2}$ Frd. daß ich diese Frd. wieder zu größerm Geld machen muß, denn was sollen die Leute mit so viel Ferdinge? Ich mache also 1036$\frac{1}{2}$ Frd. wozu ich will, z. E. zu Sechsern mit 4, weil 1 Sechser 4 Frd. hat, als:

23
1036$\frac{1}{2}$ Frd. | 259 Sfr. $\frac{1}{2}$ Frd.
444

Da sind nun 259 Sechser und $\frac{1}{2}$ Ferdinge herausgekommen. Aber die Zahl dieser Sechser ist wieder zu groß, daher mache ich sie zu Thalern mit 20, denn ein Thlr. hat 20 Sfr., wie folget:

(1
25(9 12 Thlr.
22 0

So kommen 12 Thlr. 19 Sfr. und $\frac{1}{2}$ Frd.*) auf jede Person, und meine Rechnung ist fertig.

Exempel zur Uebung.

1) Mache 6837 Loth zu Pfunden, sind: 213 Pfd. 21 Loth.

2) 17039 Klt. Roggen zu Last, sind: 63 Last 4 Lof 5 Klt.

3) 8205 Fünfer zu Thalern, sind: 512 Thlr. 13 Ffr.

4) Wenn 5 Lichte auf ein Pfd. Talg gehen, wie viel Talg hat man zu 300 Stück solcher Lichte nöthig? Antw. 3 Lpfd.

5) Es hat Jemand 1 Stück Leinwand zu 72 Ellen mit 18 Thlrn. bezahlt, wie viel kostet ihm die Elle? Antw. 5 Sfr.

6) Wenn die Last Hafer 21 Thlr. kostet, wie viel kostet 1 Lof? Antw. 7 Sfr. 7) Das

*) Das ist beynahe 1 Frd. denn $\frac{1}{2}$ ist ein ganzer Frd.

7) Das Lpfd. Wachs gilt in Riga 4 Thlr. 16 Mark, wie viel macht es auf das Pfund?

Antw. $8\frac{16}{20}$ Mk.

8) Ein Jude kaufet 1 Lof Weizen für 1 Thaler und 5 Ferdinge, läßt es beuteln und muß noch 2 Sechser Beutelgeld geben, wie hoch kommt ihm nun das Lpfd. Weizenmehl zu stehen? Antw. 4 Sſr. $2\frac{3}{5}$ Frd.

9) Es schlachtet Jemand einen Ochsen, der ihm 9 Thlr. 10 Sſr. kostet, und seine übrigen Kosten an Schlachterlohn und Trinkgeld belaufen sich auf 15 Sſr. Wenn er nun die Haut $3\frac{1}{2}$ Ort, den Talg 6 Ort und den Kopf und Eingeweide 10 Sſr. rechnet, und der Rumpf 22 Lpfd. 16 Pfd. gewogen hat, wie viel kommt ihm dann das Lpfd. Fleisch zu stehen? (NB. Hier müssen erst die Unkosten zusammen gezählet und dann, was Haut, Talg und Eingeweide zusammen werth ist, davon abgezogen werden, alsdann macht man an das Gewicht zu lauter Pfunden und dividiret mit diesen das Geld, so erfährt man, wie viel 1 Pfd. kostet, und weil ein Lpfd. 20 Pfd. hat, so multiplizirt man solches wieder mit 20, so kommt heraus?)

Antw. 6 Sſr. $1\frac{40}{48}$ Frd. oder beynahe 2 Frd.

10) Einer hat 18 Lpfd. 9 Pfd. Hopfen gekauft, und dafür in Allem ausgegeben 15 Thlr. 12 Sſr. und 2 Frd. Wie viel kostet ihm nun das Lpfd.? (Hier wird wiederum der Hopfen zu lauter Pfunden, und das Geld zu lauter Frd. gemacht, und dann das Geld durch die Pfunde dividirt, so sieht man, wie viel 1 Pfd. kostet; dies mit 20 multiplizirt, kommen?)

Antw. 3 Ort $7\frac{77}{360}$ Frd.

11) Ein Landwirth hat in seinem Felde ausgesäet 63 Lof 5 Klt. Roggen, und hat davon erbauet 702 Lof 1 Klt. Das wievielste Korn hat ihm nun sein Acker getragen? Antw. das 11te Korn.

12) Eine

12) Eine Wirthin hat Leinwand wirken lassen, und von 1 Lpfd. Garn 85 Weberellen bekommen; wie viel macht das an Rigischen Ellen aus? (Weil 8 Weberellen 9 Rigische ausmachen, so müssen die 85 Weberellen erst mit 8 zertheilet oder dividiret, und was herauskommt, mit 9 wieder multiplizirt werden, alsdann wird sich's zeigen, daß es sind?)

Antw. $95\frac{5}{8}$ Ellen Rigisch.

§. 3. Wir sind hier noch verbunden zu lehren, wie man Brüche zu Ganzen machen soll, welches sowohl beym Addiren als Multipliziren oft nöthig ist, wie man bisher gesehen hat. Das geschiehet nun, wenn ich die obere Zahl durch die untere dividire; als z. E. ich sollte $\frac{185}{6}$ zu Ganzen machen, so muß ich 185 durch 6 dividiren, alsdann kommen 30 Ganze heraus, und 5 bleiben übrig, das sind wieder $\frac{5}{6}$; ist also die ganze Summe: $30\frac{5}{6}$.

Exempel zur Uebung.

1) Wie viel sind $\frac{35}{190}$, $\frac{87}{190}$, $\frac{133}{190}$, $\frac{176}{190}$, $\frac{112}{190}$, $\frac{182}{190}$ und $\frac{98}{190}$ zusammen addirt? Antw. $4\frac{63}{190}$.

2) $25\frac{5}{43}\frac{6}{8}$ mit 12 multipliziret, wie viel ist es?

Antw. $304\frac{104}{344}$.

Wenn ich Brüche habe, die aus großen Zahlen bestehen, z. E. $\frac{735}{952}\frac{9}{1}$, $\frac{54008}{72688}$, so gewährt mir das Dividiren den Vortheil, daß ich andere Brüche daraus machen kann, die kleinere Zahlen haben, und doch den erstern vollkommen gleich sind. Denn eben so, wie ich z. E. $\frac{1}{2}$ durch Multiplizirung der obern Zahl 1 vergrößere, hingegen durch Multiplizirung der untern Zahl 2 verkleinere, wenn ich aber alle beyde Zahlen 1 und 2 multiplizire, einen andern Bruch bekomme, der zwar größer an Zahlen, aber an Werth der $\frac{1}{2}$ vollkommen gleich ist; eben so bekomme ich aus einem Bruche

von

von großen Zahlen einen andern von kleinern, der ihm vollkommen gleich ist, wenn ich alle beyde Zahlen desselben, sowohl die obere als die untere, dividire. Denn wenn ich z. E. von $\frac{8}{20}$ die obere Zahl 8 durch 4 dividire, so verkleinere ich den Bruch, denn ich bekomme dadurch $\frac{2}{20}$, welches gewiß weniger ist als $\frac{8}{20}$. Dividire ich aber seine untere Zahl 20 durch 4, so vergrößere ich ihn, denn dadurch erhalte ich $\frac{8}{5}$, welches gar mehr als ein Ganzes ist. Dividire ich hingegen alle beyde Zahlen, die 8 und die 20, so erhalte ich $\frac{2}{5}$, einen Bruch, der zwar kleiner an Zahl ist als $\frac{8}{20}$, aber ihm doch vollkommen gleich.

Die größte Schwierigkeit dabey ist, eine Zahl zu erfinden, wodurch ich beyde Zahlen eines Bruchs, ohne daß etwas übrig bleibt, dividiren kann. Dies geschieht nun, wenn ich die untere Zahl durch die obere dividire; bleibt nichts übrig, so ist die obere Zahl diejenige, mit welcher ich alle beyde Zahlen dividiren kann. Bleibt aber etwas übrig, so muß ich mit diesem Uebriggebliebenen wiederum die obere Zahl dividiren. Bleibt alsdann nichts übrig, so ist dies die gesuchte Zahl. Bleibt aber wiederum etwas übrig, so muß ich damit das vorher Uebriggebliebene dividiren, und so fortfahren, bis endlich nichts übrig bleibet. Bleibet aber immer etwas, und zuletzt gar 1 übrig, so ist das ein Zeichen, daß der Bruch gar nicht verwandelt werden kann; als z. E. $\frac{120}{1922}$, um diesen Bruch zu verwandeln, dividire ich erst 1922 mit 120, da bleibt 72 übrig. Mit diesen 72 dividire ich wiederum 120, alsdann bleiben 48 übrig. Mit diesen 48 dividire ich nun 72, so bleiben 24 übrig. Mit den 24 dividire ich wieder die 48; alsdann bleibt nichts übrig, deswegen ist 24 die Zahl, mit welcher ich alle beyde Zahlen des Bruches $\frac{120}{1922}$ dividiren kann, ohne daß was übrig bleibet,

bet, und dadurch bekomme ich $\frac{5}{8}$; welcher Bruch dem ersten vollkommen gleich ist. Ein Exempel eines Bruches, der nicht verwandelt werden kann, ist folgender: $\frac{13}{48}$; denn wenn ich 48 mit 13 dividire, so bleibt 9 übrig; hiermit 13 dividiret, bleibt 4 übrig; hiermit 9 dividiret, bleibt 1, und damit kann ich nicht mehr dividiren, folglich ist der Bruch $\frac{13}{48}$ nicht zu verwandeln.

Exempel zur Uebung.

1)	$\frac{18}{36}$ ist $\frac{1}{2}$	5)	$\frac{324}{378}$ ist $\frac{6}{7}$	9)	$\frac{1526048}{}$ ist $\frac{17}{24}$
2)	$\frac{54}{81}$ = $\frac{2}{3}$	6)	$\frac{426}{558}$ = $\frac{8}{9}$	10)	$\frac{2014}{}$ = $\frac{19}{49}$
3)	$\frac{96}{1288}$ = $\frac{3}{4}$	7)	$\frac{511}{876}$ = $\frac{7}{12}$	11)	$\frac{26024}{}$ = $\frac{23}{72}$
4)	$\frac{235}{376}$ = $\frac{5}{8}$	8)	$\frac{756}{1344}$ = $\frac{9}{16}$	12)	$\frac{2269882}{}$ = $\frac{97}{123}$

Zugabe einiger Vortheile im Rechnen.

1) So viel Sgr. 1 Elle kostet, so viel Ferdinge kostet das Qutr., und so viel Frd. 1 Qutr. kostet, so viel Sgr. kostet die Elle. Die Ursache ist, weil 1 Elle 4 Qutr. und 1 Sgr. 4 Frd. hat.

2) Wenn 1 Lpfd. Flachs, oder Hopfen, Talg, Honig, Butter u. s. w., 1 Thlr. gilt, so gilt 1 Pfd. 1 Sgr., und umgekehrt, wenn man 1 Pfd. für 1 Sgr. kaufet, so gilt das Lpfd. 1 Thlr.; denn 1 Lpfd. hat 20 Pfd. und 1 Thlr. 20 Sgr.

3) Gilt das Lpfd. 5 Ort, so kostet 1 Pfd. 5 Frd., und wenn das Pfd. 5 Frd. kostet, so gilt das Lpfd. 5 Ort; denn 1 Lpfd. hat 20 Pfd. und 1 Ort 20 Frd.

4) Wenn eine Elle Tuch 6 Ort kostet, so beträgt 1 Qutr. davon 6 Fgr., und kostet 1 Qutr. 6 Fgr., so kostet die Elle 6 Ort; weil eine Elle 4 Qutr. und ein Ort 4 Fgr. hat.

5) Wenn ich 8 Gänse für 1 Thlr. gekauft habe, so kostet mir eine Gans 2 Fgr.; denn ein Thlr. hat 16 Fgr., und 2mal 8 ist 16.

6) Eine

1827

6) Eine Last Hafer hat 60 Lof, und 1 Thlr. nur 20 Sſr., folglich hat eine Last Hafer 3mal mehr Löfe als ein Thlr. Sechser; was also 3 Lof Hafer an Sſr. kosten, das kostet die ganze Last an Thlr., und wie viel Thlr. eine Last kostet, für so viel Sechser bekomme ich 3 Lof. Z. E. 1 Last kostet 18 Thlr., so kosten 3 Lof 18 Sſr., das ist: 1 Lof 6 Sſr.

7) Eine Last Gersten oder Weizen hat 48 Lof, und 1 Thlr. 16 Ffr., also hat eine Last Gersten oder Weizen 3mal so viel an Löfe, als ein Thaler an Fünfer. Wenn also die Last Gersten 21 Thlr. gilt, so gelten 3 Lof 21 Ffr., das ist ein Lof 7 Ffr., und umgekehrt: z. E. 1 Lof gilt 9 Ffr., also 3 Lof gelten 27 Ffr. und die Last gilt 27 Thlr.

8) 1 Last Roggen hat 45 Lof, und 1 Thlr. hat 90 Gr., folglich hat 1 Thlr. 2mal so viel Groschen als eine Last Roggen Löfe hat. 1 Lof Roggen kostet daher 2mal so viel Groschen als die Last Thlr. kostet. Und umgekehrt: so viel Thlr. 1 Last Roggen kostet, so viel kostet 1 Lof an Groschen doppelt. Z. E. 1 Last kostet 36 Thlr., folglich 1 Lof 72 Gr. Da nun 9 Gr. 2 Sſr. sind, so kostet 1 Lof 16 Sſr.

9) 1 Anker hat 30 Stof, und 1 Thlr. hat 20 Sſr., folglich hat 1 Anker 1½mal so viel Stöfe als 1 Thlr. Sechser. So viel also 1 Anker an Thlr. kostet, für so viel Sechser bekomme ich 1½ Stof.

10) Wenn ich 3½ Ellen Zeug für 1 Thlr. bedinge, so bekomme ich 7 Ellen für 2 Thlr. Weil nun 2 Thlr. 40 Sſr. machen, so darf ich nur diese 40 Sſr. mit 7 Ellen dividiren, wenn ich wissen will, wie viel die Elle kostet, das ist: 5⅐ Sſr. oder 5 Sſr. 2⅐ Ferdinge, das ist beynahe 3 Frd.

11) Wenn ich 6¼ Pfd. Kaffee oder Zucker für 1 Thlr. bekomme, so macht das 25 Pfd. für 4 Thlr. aus.

4 Thlr.

4 Thlr. aber sind 80 Sgr. Folglich darf ich nur 80 Sgr. mit 25 Pfd. dividiren, um zu erfahren, wie viel mir das Pfd. gekostet hat, nämlich $3\frac{1}{5}$ Sgr.

12) Ein Pfd. hat 32 Loth, und 1 Thlr. 16 Fgr., folglich hat 1 Pfd. 2mal mehr Lothe als 1 Thlr. Fgr. Wenn ich also 2 Loth Silber für 12 Fgr. bedinge, so kostet mir das Pfd. 12 Thlr.

Tabellen

der Geldsorten und ihres Gehalts.

1. Kurländisches Geld

Zeichen.	Geldsorten.	Werth.							
		Thlr.	Fl.	Ort.	Fgr.	Sgr.	Mk.	Frd.	Gr.
#	Dukaten	2	6	8	32	40	80	160	180
Thlr.	Thaler	—	3	4	16	20	40	80	90
Fl.	Floren od. Guld.	—	—	$1\frac{1}{3}$	$5\frac{1}{3}$	$6\frac{2}{3}$	$13\frac{1}{3}$	$26\frac{2}{3}$	30
Ort.	Ort	—	—	—	4	5	10	20	$22\frac{1}{2}$
Fgr.	Fünfer	—	—	—	—	$1\frac{1}{4}$	$2\frac{1}{2}$	5	$5\frac{5}{8}$
Sgr.	Sechser	—	—	—	—	—	2	4	$4\frac{1}{2}$
Mk.	Mark	—	—	—	—	—	—	2	$2\frac{1}{4}$
Frd.	Ferding	—	—	—	—	—	—	—	$1\frac{1}{8}$
Gr.	Groschen	—	—	—	—	—	—	—	—

2. Russisches Geld.

Zeichen.	Geldsorten.	Werth.					Macht im Kurländ. Gelde.
		Rbl.	Grw	Kpk.	Dschk.	Plschk.	
Impl.	Imperial	10	100	1000	2000	4000	$7\frac{1}{2}$rthlr. Alb.
R. #.	Dukat	$2\frac{1}{4}$	$22\frac{1}{2}$	225	450	900	$6\frac{3}{4}$ Ort.
Rbl.	Silber-Rubel	—	10	100	200	400	3 —
Rbl. B.	Rubel in Banco	—	—	—	—	—	20 Mk.
Grw.	Griewe	—	—	10	20	40	3 —
Pett.	Pettacke	—	—	5	10	20	3 Frd.
Kpk.	Kopeke	—	—	—	2	4	$\frac{3}{5}$ —
Dschk.	Dennuschke	—	—	—	—	2	—

F. Preu-

Bre.

3. Preußisches Kourantgeld.

Zeichen.	Geldsorten.	Werth. Fl.	Tpf.	Sgr.	Dch.	Gr.	Pf.	Ist im Kurland. Gelde.
Thlr.	Thaler	3	5	15	30	90	270	15 Sgr.
Fl. pr.	Gulden	—	$1\frac{2}{3}$	5	10	30	90	5 —
Tpf.	Timpf	—	—	3	6	18	54	3 —
Sgr.	Sechser	—	—	—	2	6	18	1 —
Dtch.	Düttchen	—	—	—	—	3	9	1 Mk.
Gr.	Groschen	—	—	—	—	—	3	$\frac{1}{3}$ —
Pf.	Schilling	—	—	—	—	—	—	$\frac{1}{9}$ —

Tabellen
der Maaße und ihres Gehalts.

1. Rigisches Getreidemaaß.

Zeichen.	Maaße.	Gehalt. Ton.	Lf.	Klt.	Stf.	Lspf.
Lst.	Last Roggen hat =	$22\frac{1}{2}$	45	270	2430	—
—	— Gersten oder Weizen	24	48	288	2592	—
—	— Hafer, Malz oder Erbsen	30	60	360	3240	—
—	— grobes Salz	18	36	216	1944	324
—	— fein Salz, Heeringe, Leinsamen, Kalk, Theer	12	24	144	1296	216
Tonn.	Tonne Salz = =	—	2	12	108	18
Lf.	Lof = =	—	—	6	54	—
—	— Mehl = =	—	—	—	—	5
Klt.	Külmit = = =	—	—	—	9	—

2. Russisches Getreidemaaß.

Zeichen.	Maaße.	Gehalt. Osm.	Tschtk.	Garn.	Macht Rigisch.
Tschtw.	Tschetwert	2	8	64	3 Lof.
Osm.	Osmene	—	4	32	1 — 3 Klt.
Tschtk.	Tschetwerik	—	—	8	$2\frac{1}{4}$ Klt.
Garn.	Garnitz circa	—	—	—	$2\frac{1}{2}$ Stof.

3. Wein-

3. Wein- Bier- und Branntweinmaaß.

Zeichen.	Maaße.	Gehalt.				
		Tonn.	Ank.	Kann.	Stof.	Qutr.
Orh.	Orhoft hat =	1½	6	90	180	720
Tonn.	Tonne =	—	4	60	120	480
Ank.	Anker =	—	—	15	30	120
Kann.	Kanne =	—	—	—	2	8
Stf.	Stof =	—	—	—	—	4
Qutr.	Quartier =	—	—	—	—	—

4. Russisches Branntweinmaaß.

Zeichen.	Maaße.	Gehalt.			Macht im Kurl. Maaß.
		Wedd.	Krsk.	Tschk.	
Faß.	Ein Faß	40	320	3520	108½ Stof.
Wed.	Weddra	—	8	88	10½ —
Krsk.	Kruska	—	—	11	5 Quart.
Tschk.	Tscharka	—	—	—	½ —

5. Längenmaaß.

Zeichen.	Maaße.	Gehalt.					
		Fad.	Ell.	Qurt.	Fuß.	Zoll.	Linien.
Meßst.	Meßstange	2½	7½	30	15	180	2160
Fad.	Faden	—	3	12	6	72	864
Elle	Elle	—	—	4	2	24	288
Qurt.	Quartier	—	—	—	—	6	72
Fuß	Fuß oder Schuh	—	—	—	—	12	144
Zoll	Zoll	—	—	—	—	—	12

1 Dessätine hält 1 Tschetwert oder 3 Lof Aussaat.
30 Stangen im Quadrat geben 4 Lof Aussaat.
8 Weberellen machen 9 Ellen Rigisch.
5 Ellen Willnisch — 6 — —
3 Russische Arschinen — 4 — —
1 Arschin hat 18 Werschock.

Tabellen

Tabellen der Gewichte und ihres Gehalts.

Zeichen.	Gewichte.	Gehalt.				
		Ctr.	Lpfd.	Pfd.	Lth.	Qut.
StH.	Schiffpfund hat	4	20	400	12800	51200
Ctr.	Centner	—	5	100	3200	12800
LH.	Liespfund	—	—	20	640	2560
H.	Pfund	—	—	—	32	128
Lth.	Loth	—	—	—	—	4
Qut.	Quentin	—	—	—	—	—

Russisches Gewicht.

Zeichen.	Gewichte.	Gehalt.			Macht an Rig. Gewicht.
		Pude.	Pfund.	Solotn.	
Berk.	Berkowitz.	10	400	384⁰⁰	$391\frac{1}{2}$ H.
Pude	Pude	—	40	3840	$39\frac{1}{4}$ —
H.	Pfund	—	—	96	$31\frac{1}{3}$ Loth.
Sol.	Solotnik	—	—	—	$\frac{1}{3}$ —

Von zählenden Dingen

1 Ballen Papier hat 10 Rieß.
1 Rieß hat 20 Buch.
1 Buch hat 24 Bogen.
1 Decher Leder oder Pelzwaaren hat 10 Stück.
1 Schock anderer Dinge = 60 —
1 Band = = = = 30 —
1 Dutzend = = = = 12 —

Von der Zeit.

Ein Säkulum oder Jahrhundert hat 100 Jahre.
Ein Jahr bestehet aus 12 Monaten:

1. Januar	hat 31 Tage	7. Julius	hat 31 Tage
2. Februar	— 28 —	8. August	— 31 —
3. März	— 31 —	9. September	— 30 —
4. April	— 30 —	10. Oktober	— 31 —
5. May	— 31 —	11. November	— 30 —
6. Junius	— 30 —	12. Dezember	— 31 —

Ein Jahr hat 365 Tage, alle 4 Jahre aber ist ein Schaltjahr und das hat 366 Tage. Eine Woche hat 7 Tage. Tag und Nacht hat 24 Stunden. Eine Stunde hat 60 Minuten. Eine Minute 60 Sekunden.

Inter-

Interessen-Tabelle.

Kapital.	Giebt jährliche Interessen,									Monatliche Interessen,		
	à 6 pro Cent.			à 5 pro Cent.			à 4 pro Cent.			à 12 pro Cent.		
Thlr.	Thlr.	Sr.	Frd.	Thlr.	Sr.	Frd.	Thlr.	Sr.	Frd.	Thlr.	Sr.	Frd.
$\frac{1}{4}$	—	—	$1\frac{1}{5}$	—	—	1	—	—	$\frac{4}{5}$	—	—	$\frac{1}{5}$
$\frac{1}{2}$	—	—	$2\frac{2}{5}$	—	—	2	—	—	$1\frac{3}{5}$	—	—	$\frac{2}{5}$
1	—	1	$\frac{4}{5}$	—	1	—	—	—	$3\frac{1}{5}$	—	—	$\frac{4}{5}$
2	—	2	$1\frac{3}{5}$	—	2	—	—	1	$2\frac{2}{5}$	—	—	$1\frac{3}{5}$
3	—	3	$2\frac{2}{5}$	—	3	—	—	2	$1\frac{3}{5}$	—	—	$2\frac{2}{5}$
4	—	4	$3\frac{1}{5}$	—	4	—	—	3	$\frac{4}{5}$	—	—	$8\frac{1}{5}$
5	—	6	—	—	5	—	—	4	—	—	1	—
6	—	7	$\frac{4}{5}$	—	6	—	—	4	$3\frac{1}{5}$	—	1	$\frac{4}{5}$
7	—	8	$1\frac{2}{5}$	—	7	—	—	5	$2\frac{2}{5}$	—	1	$1\frac{2}{5}$
8	—	9	$2\frac{2}{5}$	—	8	—	—	6	$1\frac{3}{5}$	—	1	$2\frac{3}{5}$
9	—	10	$3\frac{1}{5}$	—	9	—	—	7	$\frac{4}{5}$	—	1	$3\frac{1}{5}$
10	—	12	—	—	10	—	—	8	—	—	2	—
20	1	4	—	1	—	—	—	16	—	—	4	—
30	1	16	—	1	10	—	1	4	—	—	6	—
40	2	8	—	2	—	—	1	12	—	—	8	—
50	3	—	—	2	10	—	2	—	—	—	10	—
60	3	12	—	3	—	—	2	8	—	—	12	—
70	4	4	—	3	10	—	2	16	—	—	14	—
80	4	16	—	4	—	—	3	4	—	—	16	—
90	5	8	—	4	10	—	3	12	—	—	18	—
100	6	—	—	5	—	—	4	—	—	1	—	—
200	12	—	—	10	—	—	8	—	—	2	—	—
300	18	—	—	15	—	—	12	—	—	3	—	—
400	24	—	—	20	—	—	16	—	—	4	—	—
500	30	—	—	25	—	—	20	—	—	5	—	—
600	36	—	—	30	—	—	24	—	—	6	—	—
700	42	—	—	35	—	—	28	—	—	7	—	—
800	48	—	—	40	—	—	32	—	—	8	—	—
900	54	—	—	45	—	—	36	—	—	9	—	—
1000	60	—	—	50	—	—	40	—	—	10	—	—

Das

Ge-

Das Einmal Eins.

1mal	0	ist	0
1 =	1	=	1

2mal	2	ist	4
2 =	3	=	6
2 =	4	=	8
2 =	5	=	10
2 =	6	=	12
2 =	7	=	14
2 =	8	=	16
2 =	9	=	18
2 =	10	=	20

3mal	3	ist	9
3 =	4	=	12
3 =	5	=	15
3 =	6	=	18
3 =	7	=	21
3 =	8	=	24
3 =	9	=	27
3 =	10	=	30

4mal	4	ist	16
4 =	5	=	20
4 =	6	=	24
4 =	7	=	28
4 =	8	=	32
4 =	9	=	36
4 =	10	=	40

5mal	5	ist	25
5 =	6	=	30
5 =	7	=	35
5 =	8	=	40
5 =	9	=	45
5 =	10	=	50

6mal	6	ist	36
6 =	7	=	42
6 =	8	=	48
6 =	9	=	54
6 =	10	=	60

7mal	7	ist	49
7 =	8	=	56
7 =	9	=	63
7 =	10	=	70

8mal	8	ist	64
8 =	9	=	72
8 =	10	=	80

9mal	9	ist	81
9 =	10	=	90

10mal	10	ist	100
10 =	100	=	1000

Register

der merkwürdigsten Sachen.

	Seite
Anfang der Welt	213
— der christlichen Religion	250
Anzahl der Menschen	61
— der Land- und Luftthiere	103
— der Fische und Wasserthiere	123
— der Pflanzen	134
Dünste, Nebel, Regen ꝛc.	148
Elektrizität	202
Erde, ihre Beschaffenheit	37
— ihre Größe	146
— ihre Eintheilung	40
Federkraft, Elastizität	200
Feinheit der Körper	185
— einiger Thiere	186
Feuer und Wärme	205
Frost und Kälte	208
Geister	181
Jahres Anfang	164
— Abtheilung	166
Jesu Geburt	243
— Leiden und Tod	246
Insekten und Gewürme	102
Kalender, erster	165
— verbesserter	171
Körper, ihre Verschiedenheit	188
Kurlands Geschichte	227
Luft, ihre Beschaffenheit	201

Seite

Lufterscheinungen 149
Luther 258
Meer, dessen Eintheilung 114
Menschen, ihre Verschiedenheit 54
Mond, was er ist 150
Mondsviertel ohne Wirkung 169
Papstthums Anfang 256
— wahrscheinliches Ende 41
Pflanzen, merkwürdige 130
Planeten 152
Pohlens Geschichte 224
Preußens Geschichte 225
Reformation 259
Religion der ersten Menschen 235
— der Juden 239
— der Mahomedaner 257
Rußlands Geschichte 222
Schlangen, merkwürdige 98
Schwedens Geschichte 226
Schwere 197
Seen, merkwürdige 115
Sonne macht Sommer, Winter ꝛc. 148
— steht stille 147
Steine, merkwürdige 134
Sterne, Fixsterne 154
Thiere, auf dem Lande 76
— in der Luft 99
— im Wasser 117
Vögel, merkwürdige 99
Volksmenge in Europa ꝛc. 61
— in Sina 136
Wettergläser 209
Wetterprophezeyung 169
Winde, merkwürdige 135

Sabeman, Secr.